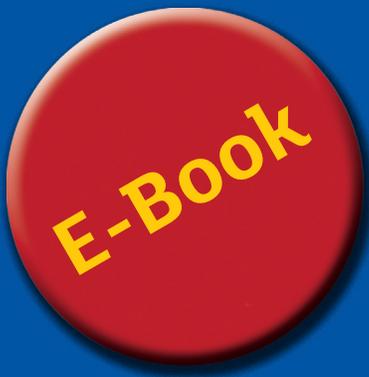


Pelinka (Hg.)

Kristina Werndl (Hg.)

Rumänien nach der Revolution

Eine kulturelle Gegenwartsbestimmung



nap new academic press

Kristina Werndl (Hg.)

Rumänien nach der Revolution

Eine kulturelle Gegenwartsbestimmung

Studien zur politischen Wirklichkeit

Herausgegeben von Anton Pelinka

Band 20

Kristina Werndl (Hg.)

Rumänien nach der Revolution

Eine kulturelle Gegenwartsbestimmung

BRAUMÜLLER



Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft
und Forschung und der Kulturabteilung der Stadt Wien,
Wissenschafts- und Forschungsförderung, Raiffeisen International
sowie der Österreichisch-Rumänischen Gesellschaft.



ÖSTERREICHISCH-RUMÄNISCHE GESELLSCHAFT
www.austrom.eu Societatea Austro-Română

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Printed in Austria

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung
sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend-
einer Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

© 2007 by Wilhelm Braumüller
Universitäts-Verlagsbuchhandlung Ges.m.b.H.
A-1090 Wien
<http://www.braumueller.at>

ISSN 1814-5604
ISBN 978-3-7003-1618-3 – E-Book © 2017 ISBN 978-3-7003-2028-9

Basisdesign für Cover: Lukas Drechsel-Burkhard
Satz: Christian Ginner
Druck: Börsedruck GesmbH, A-1230 Wien

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort von Anton Pelinka</i>	VII
<i>Einleitung von Kristina Werndl</i>	IX
I Fremdbilder	
Rotgelbblaue Wunder <i>Markus Köhle</i>	1
Vom Süden tönt Musik <i>Juri Andruchowytch</i>	3
Erzähl mir von Rumänien <i>Michaela Hirsch</i>	5
Tanz der Vampir-ForscherInnen <i>Mark Benecke</i>	9
Kinderschreck und Tagedieb? – Zum Roma-Bild der Rumänen <i>Esther Quicker</i>	19
Ganoven der Postmoderne <i>Catalin Dorian Florescu</i>	35
Slideshow <i>Wolfgang Kühn</i>	41
Wechselhaft <i>Lukas Marcel Vosicky</i>	49
Wie man schwarze Augen trägt – wenn die Klischees zu Bildern werden <i>Teresa Präauer</i>	52
II Einblicke	
Zur Geschichte Rumäniens <i>Othmar Kolar</i>	61
Demokratie auf Rumänisch <i>Tina Olteanu</i>	71
Pressefreiheit mit Vampirzähnen <i>Robert Şerban im Gespräch über die Medienlandschaft Rumäniens</i> ...	81
Europa-Show im <i>Palace</i> -Hotel. Das Theater des Alexander Hausvater <i>Alina Mazilu</i>	85
Revolution mit Leerstellen. Eine Notiz zum neuen rumänischen Film und seinen Kontexten <i>Lorenz Aggermann/Thomas Ballhausen</i>	99
Die rumänische Verlagsszene der Gegenwart <i>Iulia Dondorici</i>	113
<i>Malina</i> in Rumänien Interview mit der <i>Bachmann-Forscherin</i> und Übersetzerin <i>Ramona Trufin</i>	119

Ab wann ist Gegenwart? – Zur Literatur Rumäniens <i>Martin A. Hainz</i>	125
Zwischen Barren und Business – Sport in Rumänien <i>Egon Theiner</i>	135
„Die Stadt gehört uns“ – Graffiti-Kunst in Bukarest <i>Vlad Nancă</i>	139
III Selbstbilder	
Das <i>real</i> kulturelle Rumänien zwischen mythischer, historischer und medialer Identität <i>Mădălina Diaconu</i>	145
Über regionale Identitäten und kollektive Fußballpoesie <i>Simina Melwich-Birăescu</i>	155
<i>Hotel 11 Euro</i> – Ein onomastischer Streifzug <i>Holger Wochele</i>	163
Der Verrat der Ausgewanderten – der Untergang einer alten Bauernkultur <i>Roland Girtler</i>	171
„Erhebe dich, Rumäne“ – das hymnische Selbstbild der Rumänen <i>Ioan-Aurel Pop</i>	181
Die AutorInnen	192

Vorwort von Anton Pelinka

Es gibt viele Klischees über Rumänien. Aber es gibt wenig fundiertes Wissen über das Land, das seit 1. Jänner 2007 Mitglied der Europäischen Union ist. Rumäniens Wirklichkeit – zwischen dem gewaltsamen, blutigen Sturz Ceauşescus im Dezember 1989 und den Elendsbildern von Timisoara; zwischen Dracula-Romantik und der so unterschiedlich wahrgenommenen ethnischen Vielfalt nicht nur, aber besonders in Transsylvanien. Rumänien, die romanische Insel in einem slawischen und magyarischen Umfeld. Rumänien, im 20. Jahrhundert zunächst eingezwängt zwischen russische und österreichisch-ungarische, später zwischen deutsche und sowjetische Großmachtspolitik. Rumänien mit seinen Königen, die weiter im Westen wie Figuren einer Lehár-Operette wahrgenommen wurden. Rumänien, in dem der Holocaust wütete – nicht nur vom deutschen Alliierten aufgezwungen. Rumänien, dessen kommunistische Diktatur so viele Besonderheiten aufwies; Besonderheiten, die – anders als etwa die Polens – eher ein Startnachteil für die Transformation waren.

Rumänien war und ist nicht unbeteiligt an der Bildung von Klischees, auch wenn diese sich heute eher gegen das Land richten. „Es fließt in unsren Adern auch heut’ noch Römerblut“ lautet die zweite Strophe der 1990 (!) beschlossenen Nationalhymne: Blut-und-Boden auf Rumänisch. Nur: Jedes Land ringt mit den Konsequenzen der Klischees, mögen die selbst- oder fremdbestimmt sein.

Das von Kristina Werndl herausgegebene Buch „Rumänien nach der Revolution“ will das Rumänien von heute erklären – eingebettet in diese vielfältige Geschichte, die eines klar macht: über Rumänien reden heißt, Widersprüche zu thematisieren: die am Westen (historisch vor allem an Frankreich) orientierte Hochkultur; die politische Ausrichtung, nicht unwesentlich von den nicht bloß historischen Spannungen mit dem Nachbarn Ungarn beeinflusst; der gesellschaftliche Zusammenhalt, der von den Differenzen der so unterschiedlichen Landesteile herausgefordert ist; die wirtschaftliche Zukunft des Bauern- und Öllandes, die durch den EU-Beitritt vor allem im Europäischen Binnenmarkt zu verorten ist. Rumänien, das Land mit Millionen Roma und einer millionenfachen Aggressionsbereitschaft gegen Roma – aber ebenso der politischen Artikulation und Partizipation von Roma und einer Bildungspolitik, die Roma helfen soll, sich im Europa des 21. Jahrhundert zurecht zu finden.

Wissen beginnt mit der Zerstörung von vermeintlichem Wissen – von Scheinwissen, das als Klischee und Vorurteil entlarvt wird. Auch in diesem Sinne ist das Buch ein ganz wesentlicher Beitrag, unser Wissen über Rumänien zu ganz erheblich zu verbessern.

Wien, im Oktober 2007

Anton Pelinka

Einleitung von Kristina Werndl

Vieles, was man nicht sieht, ist wert, gesehen zu werden. Wenn es im mikroskopischen Bereich liegt oder große räumliche Dimensionen betrifft, so ist der Blick darauf nur mit Hilfsmitteln möglich. Für manche Dinge aber braucht man weder Mikroskop noch Fernrohr, um sie sich vor Augen zu führen, sie sind sichtbar – und doch auch wieder nicht. Überlegen wir uns dies am Beispiel Rumänien. Es ist kein Zwergenstaat und liegt nicht jenseits unseres Horizonts, zumindest seit es der EU angehört. Dennoch war es um dieses Land im Vorfeld seines EU-Beitritts ausnehmend ruhig – und ist es seitdem geblieben.

Freilich wird über das beträchtliche Investitionsvolumen westlicher Banken und Versicherungen in Rumänien berichtet, wo diese in einem Ausmaß absahnen, das bei uns gar nicht mehr möglich ist. Auch gibt es eine geförderte rumänische Auslandskultur, die mit der lebendigen, wirklich angesagten Kunst und Kultur in Rumänien nicht selten wenig zu tun hat. Allerdings existiert genug, das dem Licht der medialen Aufmerksamkeit entgeht. Darauf will diese Anthologie einige Streiflichter werfen.

Den Anstoß dazu lieferte ein persönliches Erlebnis letzten Herbst: Im Halbschlaf im Zug nach Salzburg wurde mir plötzlich mit Schrecken bewusst, dass ich zwar die Namen der Haustiere von George W. Bush kannte (Spot und Barney für die Hunde und India für die Katze), nicht aber den Namen des rumänischen Präsidenten. Rumänien ist vom politischen Gewicht nun zweifellos nicht mit den USA vergleichbar und Traian Băsescu nach dem „Putschversuch“ durch das Parlament vielen Österreichern mittlerweile bekannt, jedoch: Meine Ahnungslosigkeit gegenüber einem angehenden EU-Land, das von Wien in sechs Stunden mit dem Auto erreichbar ist, erschütterte mich tief – und führte in letzter Konsequenz zur Entstehung dieses Bandes.

Rumänien nach der Revolution soll, anders als wissenschaftliche Anthologien, nicht einer „objektiven“ Wahrheit aufs Papier verhelfen. Das Buch will keinen Diskurs vorantreiben, der unter Fachleuchten um die heftig umstrittenen Details tobt. Es soll dem an Europa interessierten Laien einen Eindruck von einem Land verschaffen, das allzu oft nur mit Pferdewagen, Dracula und Straßenkindern assoziiert wird. Dass dieser Eindruck nur eine Momentaufnahme sein kann, versteht sich von selbst.

Hartnäckiger als bei anderen Ländern, die politisch weniger isoliert und früher schon Teil des kapitalistischen Wirtschaftssystems waren, scheinen Stereotype über Rumänien weiter fortzubestehen. Aber was ist daran schlimm, könnte man fragen. Mögen sich die Österreicher an den Noten der Kleinen Nachtmusik bereichern und eventhungrige Touristen im angeblichen Dracula-Schloss in Bran zum Handkuss kommen! Solange die Klischees und der Kult, der um sie getrieben wird, eine andere Wahrheit noch zulassen, ist nichts verloren.

Andererseits enttäuscht es, dass ein Land, noch ehe es richtig erkundet wurde, schon wieder ad acta gelegt wird. So richtet sich der Blick von Kunstgalerien und Museen bereits auf Destinationen wie China oder Russland, die noch weiter weg, exotischer und also projektionsoffener sind.

Dieses Buch will ein Stück weit die mediale Aufmerksamkeit zurecht-rücken und durch Text- und Bildbeiträge von AutorInnen mit unterschiedlichen beruflichen Hintergründen und Nationalitäten einen vielfältigen Blick auf das heutige Rumänien wagen. Es wurden bewusst belletristische Texte mit aufgenommen, da auch in fiktionaler Form wertvolle Aussagen über reale Phänomene getroffen werden können. Besonders gilt das für den ersten Teil des Bandes, der Fremdbilder über Rumänien vorstellt. Den Reigen der Texte eröffnet hier programmatisch Markus Köhle, der in seiner literarisierten Reisereportage recht farbig vor Augen führt, wie auch heute noch Ausflüge ins Unbekannte Dinge und Wahrheiten durcheinander würfeln können. Am Ende ist nichts mehr an seinem Platz.

Eine Reise im Kopf und zugleich in die Vergangenheit unternimmt das Ich in Wolfgang Kühns literarischer Diashow; dieses lässt im nahen Ausland Bilder seiner Rumänien-Reisen Revue passieren. Die spätpubertären, alkoholgetränkten Existenzen, die hier in Erscheinung treten, bekommen vom Land selbst nicht viel mit. Was aber kontrastreich zur trivialen Story hervortritt, ist die verschlüsselte Erkenntnis: Das Fremde adelt das Banale. Der Modus des Touristen erlaubt einen anderen Blick auf die Welt; selbst eine stinknormale Bierkiste erscheint, wenn sie die Aura des Urlaubs umstrahlt, besonders und sinnträchtig. Nicht unähnlich ergeht es uns mit fremden Ländern: Unser erwartungsvoller Blick stempelt sie zu Pools exotischer Existenzen, zu Oasen der Andersartigkeit, was uns eigenartig erregt, den Blick auf das Land aber verstellt.

Dieser Mechanismus ist auch im lyrisch grundierten Beitrag des bekannten ukrainischen Dichters Juri Andruchowytsh zu beobachten, in welchem er Rumänien geographisch und als Farbeindruck fasst, der aber für mehr steht als den bloßen Farbeindruck. Dabei bleibt er einem Denken von Zentrum und Mitte, von Jenseits und Andersartigkeit verhaftet, das seinen Text in einen imaginären gold-gelben Glanz taucht, der wohl nur im Modus der Poesie seine Berechtigung hat. Rumänien bleibt bei Andruchowytsh, der mit der kürzlich auf Deutsch erschienenen Satire *Moscowiada* einen schrägen Abgesang auf das Sowjet-Imperium lieferte und vom eingangs beschriebenen Exotik-Hype profitiert, hinter der poetischen Reflexion verborgen. Seine „Symphony in Gelb“ zeigt, dass selbst im nördlichen Nachbarland die Fremdbilder über Rumänien doch sehr monoton, oder hier: monochrom sind.

Michaela Hirsch hielt sich in den letzten Jahren für einige Zeit als Lektorin in Rumänien auf; sie erzählt aus der paradoxen Haltung des Nicht-sagen-Könnens von diesem Land, wobei die Innensicht eines Menschen, der vor Ort gelebt hat, ihr den privaten Blick in die Wohnzimmer des Landes

ermöglicht. Das Sowohl-als-Auch, die Widersprüchlichkeit als Grunderfahrung vermitteln sich in der von ihr gewählten fiktiven Frage-Form mit den sich wiederholenden Elementen und der Anspielung auf Max Frischs *Andorra*. Am Ende steht eine Bewertung: „Rumänien sprengt und erfüllt sämtliche Klischees, die man davon im Kopf hat.“

Der Kriminalbiologe Mark Benecke fühlt dem Phänomen um die Dracula-Vermarktung auf den (Vampir-)Zahn und beschreibt, wie Tourismus und Vampirforscher die Dracula-Mythensuppe am Köcheln halten, und warum es sich dennoch bald ausgelöffelt haben wird.

Esther Quicker untersucht in ihrem penibel recherchierten, empirisch unterfütterten Text die Stereotype über Roma innerhalb der rumänischen Gesellschaft. Als Ausgangsmaterial dienen ihr Aufsätze 11- bis 16-jähriger Schüler zum Verhältnis von Rumänen und *țigani* (Zigeuner). Es überrascht nicht zu lesen, dass viele ethnische Stereotype über die Alltagssprache vermittelt werden. Was aber verblüfft, ist die Tatsache, dass Kinder gebildeter Eltern die Roma besonders vehement ablehnen. Gerade in den Gymnasien, wo die zukünftige Elite des Landes mit liberalen Werten erzogen wird, herrscht ein romafeindliches Klima. Die von rumänischen Intellektuellen artikulierte Angst, dass Rumänen im Westen mit „Zigeunern“ gleichgesetzt werden und das Land mit seiner großen Zahl verarmter Roma von den alten EU-Staaten abgelehnt wird, bricht sich darin Bahn.

Catalin Dorian Florescu, der als Jugendlicher mit seinen Eltern aus dem kommunistischen Rumänien in den Westen floh und sich in Zürich niederließ, umkreist in seinem literarischen Werk die Themen Emigration und Heimat. In dieser Anthologie stellt er in seinem Essay die brisanten Fragen: Kann man sich Heimat erarbeiten? Kann man als Emigrant in einem neuen Land heimisch werden? Oder ist es bestenfalls möglich, sich in dem neuen Zuhause einzurichten? Ist die Heimatlosigkeit jenseits aller Emigrantenchicksale vielleicht ein Merkmal unserer postmodernen Existenz? Rumänien, das Land seiner Kindheit, ist ihm fremd geblieben, gleichfalls die Schweiz: „Ich bewege mich zwischen den Schweizern, und ihre Körper und die Art, wie sie sie einsetzen, sind mir fremd und meiner befremdet mich noch mehr. Ich spreche Schweizerdeutsch oft mit dem Pathos, der Tonalität und dem Rhythmus meiner Herkunft.“

Die politische Großwetterlage in Rumänien nimmt Lukas Marcel Vosicky in den Blick und funktionalisiert das Bild vom Kafka'schen Türhüter, um auszudrücken, dass Rumänien den Eintritt in die Europäische Union geschafft hat. Er beschreibt ein Land im Umbruch: Ungleichzeitigkeit, Bewegung und Stillstand, radikale Neuerungen und altkommunistische Reflexe sind Erscheinungsformen eines Turbo-Kapitalismus, wie er sich besonders in den Städten ausbreitet. Es ist ziemlich verstörend, wenn man etwa in Bukarest die Fassaden mehrstöckiger Wohnblocks mit überdimensionalen Werbeplanen verhängt sieht. Ohne Rücksicht auf die Bewohner werden sie über Nacht aufgezogen und die dahinter im Dunkeln Verbliebe-

nen mit einer lapidaren Entschädigung abgespeist. Das Recht des Einzelnen zählt wenig angesichts der Gewinne, die mit westlichen Konsum- und Luxusgütern zu erzielen sind. Den himmelhohen Mietshäusern um die Piața Unirii etwa werden Kronen gleich riesige LCD-Schirme aufgesetzt, die in krassem Gegensatz zur heruntergekommenen Fassade ihre Leuchtbotschaften in die Nacht senden. Als Fußgänger inmitten des Platzes beschleicht einen da ein Schauer von Verlorenheit. Ein anderes Phänomen dieser Hau-Ruck-Modernisierung sind die aus Amerika importierten Fußgängerampeln, die bei Rot die verbleibenden Sekunden Wartezeit herunterzählen. Frederick W. Taylor lässt grüßen. Auch die neomodischen Straßencafés amerikanischer Prägung, wo ein Kaffee drei, vier Euro kostet, verdienen Erwähnung – bei einem durchschnittlichen monatlichen Reallohn von 320 Euro keine Kleinigkeit.

Cristi Puiu, ein bedeutender Filmemacher aus Bukarest, sprach, für mich gut nachvollziehbar, im Zusammenhang mit Rumäniens jungen Erwachsenen von einer „branded generation“. Fraglich freilich, ob dieses Urteil nicht auf ganz (West-)Europa ausdehnbar ist. Die Omnipräsenz von *brands*, Modemarken und -labels, ist, wie immer man dazu stehen mag, eine Tatsache, die in Ästhetik und Kunst ihren Niederschlag findet. Aus dieser Perspektive kann man die Arbeiten des vielseitigen rumänischen Künstlers Vlad Nancă betrachten. In seinem von Fotos flankierten Anthologie-Beitrag widmet er sich einem kulturellen Phänomen, das einmal mehr, einmal weniger ausgeprägt in europäischen Städten zu beobachten ist: der Graffiti-Kunst, und hier speziell den sogenannten *stencils*, mittels Schablonen aufgesprühten Bildern und Schriftzügen. Anhand einiger skurriler bis untergründiger Beispiele hebt er deren tagespolitische Dimension hervor. Seiner Einschätzung nach haben die Agenten dieser von ihrem Selbstverständnis her widerständigen Szene trotz bedenklicher landesweiter Kommerzialisierungsversuche ihren Platz als kritische Kommentatoren der politischen Wirklichkeit behaupten können. Auch in Österreich sind Stencils mittlerweile keine rare Erscheinung mehr, vereinzelt weisen sie sogar die von Nancă für Bukarest reklamierte politisch-kommentatorische Stoßrichtung auf. Ein schönes Beispiel findet sich auf dem Wiener Nordsteg: In schlichtem Schwarz prangt dort auf saftig gelbem Grund die Rückenansicht eines Eurofighters, der die sinnige Unterschrift TEURO-PLEITER trägt.

Den Buchabschnitt zu den Fremdbildern beschließt die österreichische Künstlerin Teresa Präauer, die sich in den für sie typischen Kopfbildern von den bunt ornamentierten Tüchern rumänischer Bäuerinnen inspirieren hat lassen und besonders in den beiden fotografischen Arbeiten eine Ornamentik und Farblichkeit entfaltet, die an die späten Bilder Gustav Klimts erinnert.

Im Mittelteil des Buches informieren ausgewiesene Experten über einzelne Felder des kulturellen Lebens in Rumänien. Der Historiker Othmar Kolar leistet einen landesgeschichtlichen Abriss. Er verweist auf den oftmals

vergessenen Umstand, dass sich erst seit dem vom Nationalismus geprägten 19. Jahrhundert die Menschen ethnisch definieren. Vormalig war die konfessionelle Zugehörigkeit ausschlaggebend für das Selbstverständnis. Tina Olteanu beleuchtet die spezielle Gestalt der rumänischen Demokratie und bietet einen Einblick ins gegenwärtige politische System und daraus resultierende Haltungen.

Über die rapide expandierende Medienlandschaft Rumäniens äußert sich der Schriftsteller und Journalist Robert Șerban im Interview. Er betont die reformerische Kraft der Massenmedien, die nach 1989 der Gesellschaft mindestens einen Schritt voraus gewesen seien: „Der Wettbewerb zwischen Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehsendern war meiner Meinung nach das, was das Wirtschaftsklima stimuliert hat. Die Geschäftsleute haben sich von der Medienwelt etwas abgeschaut – Strategien, die Härte des Kampfes um das Publikum.“

Einen Überblick über die rumänische Theaterszene gibt die Dramaturgin Alina Mazilu. Ihr spannendes Interview mit dem weit gereisten Spielleiter Alexander Hausvater lässt das rumänische Theater von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis heute vor dem Auge des Lesers erstehen.

Detail- und facettenreich beleuchten die Film- und Medienwissenschaftler Lorenz Aggermann und Thomas Ballhausen den neuen rumänischen Film. Sie kommen zu einem insgesamt positiven Urteil: Besonders die Filme der jungen Generation bestechen mit ihrem genauen Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse. Diese Produktionen haben auf internationalen Festivals zahlreiche Erfolge einfahren können und finden nun endlich auch den Weg in den internationalen Verleih. Beklagenswert ist die noch vorhandene Verschränkung von Filmförderung und Politik, der die jungen Filmemacher durch die Gründung eigener Produktionsfirmen entgegentreten.

Dem Überblick über die rumänische Verlagslandschaft von Iulia Dondorici folgt ein Gespräch mit der Germanistin Ramona Trufin, die als Erste ein Werk von Ingeborg Bachmann ins Rumänische übersetzt hat. „Ab wann ist Gegenwart?“, fragt Martin A. Hainz in seinem Essay zur rumäniendeutschen Literatur und stellt neben Herta Müller und Oskar Pastior junge, weniger bekannte AutorInnen vor.

Auch der Sport darf bei unserem Rumänien-Rundblick nicht fehlen. Er wurde vor nicht allzu langer Zeit bekanntlich noch dazu verwendet, international die eigene Überlegenheit zu demonstrieren. Hat er sich entpolitisiert? Nun, in jedem Fall hat er sich internationalisiert. Der Sportjournalist Egon Theiner erinnert in seiner flotten Abhandlung an die Höchstleistungen kleiner Turnerinnen am Stufenbarren und großer Handballer bei Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen.

Ein Glanzstück theoretisch fundierter Essayistik ist Mădălina Diaconus Beitrag zu Selbstbildern. Plastisch und informativ leuchtet sie das heikle Thema aus. Aufs Genaueste mit Rumänien und Österreich vertraut, kann sie behaupten: „Im Unterschied zu Österreich, wo die Frage nach der

eigenen Identität die Debatten chronisch plagt, scheint sie dem gegenwärtigen Rumänien kein besonderes Anliegen zu sein.“ Indem Diaconu verschiedene philosophische Positionen vorstellt, beginnt man zu verstehen, dass eine klare Grenzziehung zwischen Selbst- und Fremdbildern kaum möglich ist bzw. gar keinen Sinn hat. In unserem Medienzeitalter wird Identität schließlich nicht mehr ontologisch gedacht, sondern „als Bild und als eine jeweilige Verkörperung (*enactment*). Die Identität wird *dynamisch-performativ, relational-diakritisch und situativ*.“ Vom einstmals dominanten Gerede von der „rumänischen Seele“ ist wenig geblieben. Davon spricht auch Ioan-Aurel Pop in seiner Deutung der rumänischen Nationalhymne mit dem martialischen Titel *Erhebe dich, Rumäne*. Interessanterweise kommen in dieser die Ressentiments zwischen Ungarn und Rumänen kaum zur Sprache. Beim Umsturz 1989 entfaltete sie eine alle Bevölkerungsschichten vereinende, befreiende Kraft.

Einen verklärten, aber von Empathie getragenen Blick wirft Roland Girtler auf die untergehende Volksgruppe der Landler. Er bleibt dabei – als mitfühlender Beobachter – ganz nahe am Alltag dieser Menschen, denen der Wegzug der wenigen Jungen zu schaffen macht. Diesen erleben sie als Verrat an der eigenen Tradition.

Holger Wochele geht der nicht nur für Sprachwissenschaftler interessanten Frage nach, was die Hotelnamen in Rumänien mit der Zeit des real existierenden Sozialismus zu tun haben und ob sich daraus Aussagen über das Selbstbild des Landes ableiten lassen. Simina Melwisch-Birăescu widmet sich – vor dem Hintergrund der Diskussion um regionale Identitäten – einem populärkulturellen Untersuchungsobjekt: den Gesängen der Temeswarer Fußballfans, die zu Tausenden ihre Mannschaft Poli im Stadion unterstützen und die Feindschaft zu Bukarest kultivieren: „10, 10, 10 [Tore]/Werdet ihr von uns kriegen/Der Teufel, der Teufel, der Teufel/Soll euch holen“. Dabei sind in einem Land, in dem viel geflucht wird, auch die besagten Gesänge alles andere als einfallslos ...

Kehren wir an den Anfang zurück. Möge die vorliegende Anthologie als eines der eingangs beschriebenen Hilfsmittel dienen, um ein hochinteressantes Thema im Spektrum unseres Wahrnehmungsbereichs näher an uns heranzurücken. Wenn sie mehr Verwirrung als vorgefertigtes Wissen, mehr Fragen als einförmige Deutung komplexer Phänomene hinterlässt, wenn wir das Interesse an einer Erkundung vor Ort verspüren und unsere Neugier im Umgang mit einer anderen und unserer eigenen Kultur geweckt ist, dann hat sie ihren Zweck erfüllt.

Wien, im Oktober 2007

Kristina Werndl

I Fremdbilder

Markus Köhle

Rotgelbblaue Wunder

Ich schlug die Augen auf und konnte es nicht fassen. Ich trug rote Socken, eine gelbe Hose und ein blaues Oberteil. Auf meinem linken Handrücken stand in gut lesbarer Schrift: „Mahlzeit Klausenburg!“. Es verwunderte mich kaum, dass auf der rechten Seite „Poftă bună Cluj!“ zu lesen war.

Nein, ich wurde nicht etwa tätowiert oder mit Edding beschrieben, ich wurde gestempelt, man stempelt nämlich gern in Rumänien. Die Stempelgeschäftsdichte in Cluj entspricht der Unterwäschegeschäftsdichte im Baltikum. Dort ist der Grund für das Aufblühen dieses Geschäftszweiges die seinerzeitige Einheitsunterhose, das leuchtet ein. Was aber gibt den Ausschlag für die Stempelflut in Rumänien?

Es werde einfach viel gestempelt hier, Stempel seien wichtig und oft nur mit Eselsgeduld zu erlangen, erfahre ich. Eselsgeduld – das Stichwort!

Ich lag auf einer Pritsche auf einem Pferdefuhrwerk, und ja, das klapprige Gefährt wurde nicht von einem alten Gaul gezogen, sondern von einem Esel, der, man glaubt es kaum, rote Stützstrümpfe trug, eine gelbe Wolldecke übergeworfen hatte und dessen Schädel eine blaue Pudelhaube zierte. Niemand lenkte den fröhlichen, anscheinend patriotischen Esel. Ich war allein an Bord, allein mit ein paar herumliegenden Krautköpfen. Nicht wissend, wie ein Esel zu lenken ist, warf ich, immer noch am Rücken liegend, einfach einen Krautkopf über meine Schulter. Er hielt augenblicklich an.

Da spürte ich einen energischen Griff und ein Rütteln am Oberarm. Ein ungarischer oder rumänischer Zöllner herrschte mich an, mich auszuweisen. Auch meine Mitschläfer im Liegewagen erwachten langsam aus dem Halbschlaf. Nachdem mir ein Stempel in den Pass gedrückt worden war, durfte ich weiterschlafen.

In Budapest angekommen, hatte ich zugluftbedingt blaue Füße, eine gelbe Unterhose (der Esel hatte mir offensichtlich einen ziemlichen Schrecken eingejagt) und eine rote Nase (dafür waren Ursus und Ciucciuc, die Eisenbahn, verantwortlich).

Eine nachhaltige bunte Reise.

Juri Andruchowytsh

Vom Süden tönt Musik

Es gibt mehrere Dinge, für die man Rumänien lieben könnte. Man könnte es beispielsweise dafür lieben, dass dort eine der romanischen Sprachen gesprochen wird. Oder dafür, dass dieses Land von der gelben Farbe geprägt ist – die Farbe der Kukuruzfelder, der Mămăliga*, des Strohs, des süßen Weines. Auf allen Landkarten, die ich in meinem Leben zu sehen bekam, war Rumänien gelb eingefärbt. Es ist eine warme Farbe, manchmal sogar eine glühende.

Man könnte und sollte Rumänien auch für die Donau und für das Schwarze Meer lieben. Es ist besonders wichtig für die Zukunft unseres Teils von Europa, dass wir uns diese Einheit Donau-Schwarzes Meer in ihrer ganzen mythologischen Offenheit vorstellen. Eigentlich gehören wir alle zu der Region, wo jeder Tropfen vom Donau-Schwarzmeerswasser stammt. Und die meisten dieser Donau-Schwarzmeerswassertropfen sind rumänisch.

Ähnlich sieht es mit den Karpaten aus. Ich bin geboren in und lebe an einem Ort, den es nicht gäbe, wenn es die Karpaten nicht gäbe. Berge bilden meine Lieblingslandschaft, und die Karpaten, das sind meine Lieblingsberge. Ich bin glücklich darüber, dass ich zu diesen Bergen in südliche Richtung fahren muss. Mein Teil der Welt grenzt hinter den Karpaten an Rumänien. Es könnte auch bedeuten, dass die Karpaten uns trennen. Aber es scheint mir eher, dass sie uns vereinen. Wir haben nur noch nicht gelernt, das so zu sehen.

Die Karpaten haben durch ihre Existenz nicht weniger als sechs Länder beschenkt. In Tschechien nehmen sie fünf Prozent der Fläche ein, in Polen und in der Ukraine zehn Prozent, in Ungarn sogar zwanzig (dies habe ich überhaupt nicht vermutet, ich habe mir dieses Land völlig flach vorgestellt). Und in Rumänien nehmen die Karpaten sogar sechzig Prozent ein! Und die höchsten Karpatengipfel sind auch dort, in Rumänien. Deswegen vergesse ich, wenn ich an einem klaren Tag aus dem Hause trete, den Park überquere und vom Ufer unseres Stadtsees in südliche Richtung schaue, für keinen Augenblick, dass da drüben, im Süden, hinter dem ersten Gebirgszug, das Nachbarland liegt, dessen Musik dem Wein gleicht.

Ich habe einmal davon geschrieben, dass es ohne die Karpaten keine Karpatenmusik gäbe. Vor allem gäbe es keine rumänische Musik. Ich liebe es zu lauschen, wie sie in die rumänische Sprache einfließt, und umgekehrt:

* *Mămăliga* ist ein mit Polenta vergleichbares Maisgericht.

wie diese Sprache zu Musik wird. Die rumänische Sprache und die rumänische Musik passen sehr gut zueinander. In meiner Kindheit habe ich stundenlang auf Langwelle rumänische Programme gehört. Sie waren anders und zogen mich schon deswegen unwiderstehlich an, weil sie über die Berge hinweg vom Süden her kamen. In dieser Zeit habe ich gelernt, einige rumänische Wörter zu verstehen, obwohl ich die rumänische Sprache nie gelernt habe. Oder scheint es mir heute nur, dass ich sie damals verstanden habe? Vielleicht war das nur das ewige Streben, sich dem Endpunkt zu nähern, ohne ihn endgültig erreichen zu können?

So ist es auch mit den Karpaten: Du fährst zu ihnen, die Richtung deiner Bewegung ist südwärts, sie kommen schon näher, und an dem Ort, wo sie am höchsten zu sein scheinen, bleibst du wie erstarrt stehen – es ist das Zentrum Europas. Und weiter liegt nur Rumänien.

Übersetzung aus dem Ukrainischen von Larissa Cybenko.

Michaela Hirsch

Erzähl mir von Rumänien

Erzähl mir von Rumänien, dem magischen Land der Vampire, der Straßenräuber, der Pferdekutschen, vom tiefen Romanistan, wie es von manchen genannt wird, dem Land, in dem Sacha Baron Cohen den Film *Borat* gedreht hat.

Erzähl mir von Siebenbürgen, dem Land hinter den Wäldern, die nur noch teilweise stehen, von den Kirchenburgen der ausgesiedelten Sachsen, von den oberösterreichischen Lendlern, und vom Széklerland – dem ungarischsten Teil des ehemaligen Österreich-Ungarn –, dessen Einwohner in Ungarn dennoch nicht willkommen sind.

Erzähl mir von der Walachei mit ihren Ochsenwagen, dem Fürsten, der Vorbild für Bram Stokers *Dracula* war, dem Land der Überschwemmungen und des Donaudeltas mit seiner einzigartigen Fauna und Flora.

Erzähl mir von der Moldau mit ihren Klöstern und Popen, der Keramik, und von Iași, dem Hort des Geistes.

Erzähl mir von Bukarest, der Hauptstadt der Korruption und des nordkoreanisch inspirierten Prachtboulevard-Wahnsinns.

Doch was soll ich erzählen von diesem Land der Gegensätze? Was wollt ihr wissen von dem Land, in dem ausrangierte DDR-Straßenbahnen friedlich neben Pferde- und Ochsenwägen fahren, die von brandneuen Geländewägen überholt werden?

Wo auch immer ich anfangen würde, ich könnte der Vielfalt, dem Widerspruch, der Schönheit und Hässlichkeit, der aggressiven Güte dieses Landes nicht gerecht werden.

„Was machst du denn dort bei den Wilden?“

„Ach, erzähl doch von Rumänien!“

Doch wie ich es auch anstelle, es wollen mir nicht die richtigen Worte einfallen, die das Land angemessen beschreiben könnten. Wie soll ich auch zwei Jahre Leben in einen Essay pressen? Wie meine Eindrücke in Worte fassen?

Der Fortschritt rast nach Rumänien. „Europa“ bricht ein. 2007 war es soweit. Das geografische Zentrum Europas rückte endlich in dessen Mitte. Und zeitgleich und als Grund zum Feiern wurde das Schmuckkästchen Rumäniens, *Sibiu*, zur Kulturhauptstadt Europas. Und damit der kulturinteressierte Europäer, der Kulturtourist, auch etwas geboten bekam, wurde gebaut und abgerissen, geschniegelt und gestriegelt, gerade gebogen, was mit Brechen zu biegen war.

Sibiu ist wahrlich ein Schmuckkästchen. Hier fühlt der Europäer: Die sind ja doch nicht so rückständig. Wie konnten wir nur etwas dagegen haben, dass diese aufgeschlossenen Menschen in die EU kommen?

Doch Sibiu ist nicht mit Rumänien gleichzusetzen.

Warum nicht einmal nach *Copșa Mica* fahren, in die schwarze Stadt, unweit unseres Schmuckkästchens? Die Stadt, in der eine Fabrik schwarzen Staub in die Luft gewirbelt hat, dass alle Felder, alle Leute schwarz waren vor Ruß und die Häuser sich bis heute nicht von der Schwärze befreit haben?

Wir weißeln, wir weißeln. Wir weißeln Sibiu, unser Schmuckkästchen. Wir vergessen ganz schnell, dass nur 2 km südlich die Bauern ihre zwei Rüben mit dem Ochsenwagen transportieren – wenn sie überhaupt im Besitz eines Wagens sind.

Wir weißeln, wir weißeln. Wir vergessen, dass die Zugkarten so teuer sind, dass sie am Bahnhof nicht gelöst werden können und der Schaffner seine Fahrgäste deshalb gegen Bakschisch mitfahren lässt.

Wir weißeln, wir weißeln. Wir vergessen, dass man nur gegen entsprechende Zuwendungen seine Angehörigen in einem anständigen Spital behandeln lassen kann.

Wir weißeln, wir weißeln. Wir vergessen, dass einfach keine Lösung gefunden wird für die Kinder, die auf der Straße leben, und die Zigeuner, die nicht integriert werden (wollen?, können?).

Wir weißeln, wir weißeln.

Machen wir doch einen Ausflug nach *Horezu*, es ist gar nicht weit entfernt von unserem Schmuckkästchen. Horezu, die Stadt der Keramik, wo Touristen an jeder Ecke wunderbar bemalte Gefäße kaufen können. Die Stadt, von der aus die Minenarbeiter unter Miron Cozma 1999 einen blutigen Marsch gegen die Parteispitze in Bukarest unternahmen.¹

¹ 1999 wurde Miron Cozma wegen des Bergarbeitermarsches in Bukarest im September 1991 zu 18 Jahren Haft verurteilt. Die blutige Intervention führte zum Rücktritt der Regierung Petre Roman und verhalf Ion Iliescu zum Wahlsieg. Allerdings ist Cozma wegen der von ihm dirigierten Bergarbeiteraufstände vom 29. Januar, 18. Februar und 13. bis 15. Juni 1990 (als der antikommunistischen Dauerdemonstration auf dem Bukarester Universitätsplatz der Garaus gemacht wurde) sowie von Januar und Februar 1999 nicht zur Verantwortung gezogen worden, obwohl die insgesamt sechs „Mineriaden“ laut amtlicher Angaben sechs Tote und mehrere Dutzend Verletzte gefordert haben. Er hat zumindest bei den frühen Bergarbeiterereinsätzen mit Billigung, wenn nicht im Auftrag der damaligen Machthaber gehandelt. Die Zeitungen bezeichneten ihn als „Iliescu Werkzeug“ und „Iliescu Marionette“. Ion Iliescu war damals (von 1989–1996 und von 2000–2004) Rumäniens Präsident. Kurz vor Iliescus Abschied aus der Präsidentschaft ließ er Cozma begnadigen. Er musste die Begnadigung jedoch wegen starker öffentlicher Proteste wieder zurückziehen. 2005 wurde Cozma

Verlassen wir doch einfach einmal das Zentrum Sibius, unseres Schmuckkästchens. Verlassen wir überhaupt die Altstädte in ihrer europäischen Bauweise, die uns so nahe ist. Gehen wir hinaus in die Peripherie. Nein, nicht zu weit. Nicht bis zu den Barackensiedlungen vor der Stadt, wir wollen doch nicht das Elend der Armen sehen, die in ihren Kartonhütten hausen – ohne Heizung, Strom und Gas. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Wir brauchen nicht einmal bis dahin gehen, wo die asphaltierten Straßen aufhören und nur noch Lehmwege weiterführen. Bleiben wir einfach mitten in der Satellitenstadt stehen, gebaut von Ceaușescu, um die Bauern in die Stadt zu holen und zu guten Arbeitern, guten Genossen zu machen. Die Satellitenstadt, deren Halbwertszeit längst abgelaufen ist.

Halten wir inne und sehen wir uns um: Da sind sie, die riesigen Wohnblöcke. Die Wohnungen, die zu mieten ein kleines Vermögen kostet. Folgen wir der Horde Straßenhunde, die hier zu Hause sind. Sie laufen den Kindern nach, die gerade ein Stück Brot erbettelt haben. Und fort sind sie, verschwunden in einem Riss im Asphalt.

Blicken wir durch ein Fenster im 17. Stock: ein Wohnzimmer. Da ist der Vater, der im Unterhemd vor dem Fernseher sitzt. Er hat jahrelang in der Mine gearbeitet. Jetzt hat er einen kaputten Rücken und muss daher daheim bleiben. Er bekommt einen Notgroschen vom „Sozialstaat“. Die erforderliche ärztliche Behandlung kann er sich damit natürlich nicht leisten. Die Mutter hat noch nie gearbeitet, sie wirtschaftet in der Küche und betreut die Großmutter, die in derselben Wohnung lebt. Zum Glück schicken die Verwandten vom Land manchmal Lebensmittel, sonst würde die Familie nicht durchkommen bis zum Monatsende. Deshalb trauert die Mutter der guten alten Zeit nach, als es noch Essensmarken gab und man um das Auskommen der Familie nicht bangen musste, als noch für einen gesorgt wurde. Das war natürlich vor der schwarzen Zeit, das war, als Ceaușescu noch alles unter Kontrolle hatte. Im Nebenraum schminkt sich die Tochter. Sie hört ganz laut MTV und träumt davon, Sängerin zu werden. Oder zumindest reich. Heute Abend geht sie in ein angesagtes Lokal. Die Ausländer, die sich dort an der Bar besaufen, sind reich. Vielleicht findet sie bei ihnen ihr Glück. Der ältere Sohn ist schon seit Jahren nicht mehr heimgekommen. Er arbeitet jetzt in Europa. Ab und zu schickt er ein wenig Geld. Der jüngere Sohn studiert in einer anderen rumänischen Stadt. Seine Noten sind gut. Die Familie hofft, dass er in einer der vielen ausländischen Firmen angestellt werden wird, die gerade im Land investieren.

Klischee? Vielleicht. Aber auch die Wahrheit. Eine ganz normale Familiensituation in Rumänien.

endgültig aus der Haft entlassen, es laufen jedoch immer noch Prozesse wegen anderer Mineriaden gegen ihn.

Die Rumänen wollen westlich sein. Europäisch. Amerikanisch. Sie versuchen es mit allen Mitteln. Not macht erfinderisch.

Der ungebremste Kapitalismus trifft das Land mit voller Wucht. Die Medien spielen das Lied vom goldenen Westen: Europa, wo Milch und Honig fließen.

Ihnen ist nicht daran gelegen, die archaischen Landwirtschaftsstrukturen zu erhalten. Ihnen ist nicht daran gelegen, Umwelt oder Traditionen zu erhalten. Bei einer Audienz bei dem in Sibiu ansässigen [!] Zigeunerkönig Florin Joan Cioba II. meinte dieser, dass der Kapitalismus das schaffen würde, wozu Jahrtausende von Fremdherrschaft und Unterjochung nicht in der Lage gewesen waren: den Geist der Tradition zu brechen.

Rumänien ist nicht hipper Balkan-Sound. Es ist nicht alternativ und ach so romantisch ursprünglich. Und doch ist es all das auch. Rumänien erfüllt und sprengt sämtliche Klischees, die man davon im Kopf hat.

Tanz der Vampir-ForscherInnen

In Siebenbürgen trifft sich jährlich die internationale Transylvanian Society of Dracula. Statt Blut tauschen die Forscher neue Erkenntnisse aus, die die kulturelle Wahrnehmung des Landstriches weltweit verändert haben.

Tausend Kilometer lang hat es Raps und gelbes Kreuzkraut in die Felder geregnet. Nun beginnt das Reich des Mohns und der Büsche, die wie riesige Schneekugeln in der grünen Landschaft herumliegen. Angemessenerweise strahlt nach dreißigstündiger Zugfahrt der Vollmond: Die Transylvanian Society of Dracula (TSD) hat zehn Forscher ins Rathaus von Schäßburg gebeten, das nun Sighișoara heißt. Hier, im heutigen Rumänien, wurde laut wackeliger bis unbelegbarer Überlieferung im Jahr 1431 Vlad Țepeș, der Pfähler, geboren. Und hier soll nun mit den vielen trüben Annahmen aufgeräumt werden, denen gleichermaßen das Andenken des walachischen Herrschers wie seines Roman-Pendants Graf Dracula unterliegt. Eine haarige Sache, denn erst einmal will die Unterscheidung zwischen historischem und klinischem Vampirismus gelernt sein.

Die vampirischen Details haben dabei nur scheinbar nichts mit Rumänien zu tun – denn ohne Bram Stokers recht willkürlich zu einem Sechstel nach „Transsylvanien“¹ verlegte Romanhandlung würde sich heutzutage kein Mensch mehr die Ausgrabungsbefunde amtlich zertifizierter Vampirleichen aus den Jahren um 1732 ansehen.

Solche Berichte gibt es reichlich², allerdings stammen sie vorwiegend von Ausgrabungen in Mähren und Serbien. Man sieht schon: Das südöst-

¹ Die übrigen fünf Sechstel des Romans *Dracula* spielen in England.

² Vgl. beispielsweise Calmet A.: Gelehrte Verhandlung der Materi von Erscheinungen der Geistern und denen Vampiren in Ungarn, Mahren etc., 2. Aufl. Matthäus Rieger, Augsburg, 1732; Benecke M.: Vorwort zu Calmets „Über Geistererscheinungen“. Bohmeier, Leipzig, 2006; Hamberger K.: *Mortus non mordet*, Dokumente zum Vampirismus 1689–1791. Turia & Kant, Wien, 1992; Kreuter P.: *Der Vampirglaube in Südosteuropa*. Weidler (Serie Romanice), Berlin, 2001; Benecke M., Deml U., Kreutz K., Hennecke A., Risse M., Verhoff M. A., *Natürliche Leichenerscheinungen als Ursprung des Vampirglaubens*. Rechtsmedizin XX:X (2004); Pescod-Taylor D., Benecke M., *Vampires & Decomposition*. Bizarre (London) May/June 1997, S. 60–61 (2004); Petrescu M., *The long shadow of Dracula: Last week, six men were jailed for ripping out the heart of a corpse they believed was „undead“*, *The Sunday Telegraph* (London), o. S. (2005).

liche Europa war nicht nur in den deutschen Reichen, sondern umso mehr für die Engländer eine fremde Welt – genauer gesagt, ein Gebiet der Fantasie und Projektionen, in dem echte Landesgrenzen natürlich keine Rolle spielen.

So kommt es, dass bis heute kaum einer der wenigen Besucher Transsylvaniens den Unterschied zwischen Vlad Țepeș und seinem Vater Vlad Dracul kennt. Denn *dracul* – seit 1431 Träger des in Nürnberg verliehenen Drachenordens des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation – war nur Vlad senior, das heißt Vlad der Zweite. Der Pfähler, Vlad junior, war hingegen eigentlich nur *drăculea*: Sohn des Drachenordensträgers. Trotzdem blieb an ihm der Name Dracula hängen, entweder weil es auch „teuflisch“ heißen kann oder weil es sonst einfach zu kompliziert wird, wenn sich Romane, Filme und das echte Leben mischen.

Hilfreich für die Wahrnehmung des heutigen Rumänien war es dabei nicht, dass die Christen ihren Vlad – den durch psychologische Kriegsführung³ die Grenzen verteidigenden und durchaus sympathisierenden Herrscher der Walachei als letzter südöstlicher Bastion gegen die mächtigen Ottomanen – gerne als blutgierigen und harten Herrn überzeichneten. Die Märchen, die über Buda und den Vatikan verbreitet und in deutscher Sprache gern gedruckt wurden, behandeln daher nicht nur die berühmte Pfählungsszene, in der Vlad III. neben Gepfählten speist. Es sind vor allem Lehrmärchen überliefert, in denen Țepeș schlicht den schwarzen Mann ersetzt. Sein darin oft todbringendes Erscheinen droht allerdings schon dann, wenn eine faule Ehefrau dem Gatten aus Bequemlichkeit kurzärmelige statt langärmeliger Oberbekleidung strickt. Vlad alias der schwarze Mann kommt dann dahergeritten, tötet die faule Gattin und „gibt dem Mann eine neue“. Tja.

Wer außer mir will da noch boshaft sein und erwähnen, dass der Pfähler wenn überhaupt, dann nur aus Fluchtgründen oder auf Handelsrouten mal nach Transsylvanien reiste, ansonsten aber die Walachei regierte? Und wen kümmert es da noch, dass das angebliche *Castle Bran* in Wahrheit die Törzburg im Bezirk Brașov ist, die wahrscheinlich erstens kein Vlad je betreten hat und die zweitens ein um 1960 für die ursprünglich angloamerikanischen TouristInnen wieder hergerichtetes Gemäuer aus dem Jahr 1377 ist, das zwar von außen sehr schön anzusehen und von innen äußerst cool

³ ... vorwiegend durch Pfählen. Eine extreme Entehrung bedeutete anales Eindringen und totale Hilflosigkeitsgefühle bei harten Jungs (wenngleich nicht zehntausendfach durchgeführt – das war nur eine Propagandalüge), besonders durch Hinterhalte im Wald. Diese auch von den weit unterlegenden Walachen durchführbaren Auflauerungen machten den damals noch ohne Feldküche und Verpflegung einfallenden Ottomanen durch das Abschneiden von Versorgungs- (das heißt Plünderungs-)Wegen massiv zu schaffen (-hungrige Soldaten).

ist (geheime Treppe!), aber als Betrieb ebenso pleite wie der Durchschnittsrumäne ist⁴?

Pfähler und Gepfährte

„Was ist eigentlich grausam daran, ein paar tausend Türken zu pfählen?“, hakt in diesem Zusammenhang auch der unerschrockene Historiker Constantin Rezachevici bei einem unserer Kongresse nach. „Vlad handelte doch nur gemäß Heimatrecht!“ Schon recht: Der Pfähler war ein gebildeter und fanatisch gerechter Herrscher⁵, der Fremde eben oft gemäß der Gesetze ihrer jeweiligen Heimat bestrafte. Die Ironie liegt darin, dass die Walachei sonst ausgesprochen milde Strafen hatte. Selbst von einem Mord konnte man sich dort mit etwas Glück und Bargeld freikaufen. Vergehen, bei denen man in der Walachei mit – zwar gelegentlich – geschorener, aber doch heiler Haut davonkam, wurden in Zentraleuropa damals mit Vierteilen geahndet. Denn schon vor über fünfhundert Jahren war eines der erklärten Ziele des walachischen Rechtes die in Deutschland erst seit Anfang der 1970er-Jahre im Strafrecht verankerte Besserung der Verurteilten. Dieser Gedanke ist derart modern, dass er noch heute manchem Stammtischgast aufstößt, der sich Rache statt Resozialisierung wünscht. Vlad war da schon weiter – er pfährte nur Ottomanen und säumige Steuersünder, also Menschen, denen anders nicht mehr zu helfen war.

Die heute bekannteste Tat Vlads des Dritten, die Errichtung eines „Waldes von Gepfährten“ aus muslimischen Soldaten, die er zum Sterben auf Pflöcke stecken ließ, war hingegen eine vom Steuerrecht unabhängige Taktik, die seine Herrschaft nach außen wuchtig darstellen sollte. Denn eine Pfählung bewirkt nicht nur ein qualvolles Sterben des Aufgespießten, sondern war damals noch dazu eine fürchterliche Entwürdigung: In den Augen der türkischen Krieger erhielt ein Gepfährter durch das phallische Tötungsinstrument ein weibliches Attribut.

⁴ Bspw. APA/DPA: Draculas Schloss zu verkaufen. Agenturmeldung, 18. Dez. 2006. – Das Schloss wurde im Mai 2006 an Dominic von Habsburg, Enkel der Prinzessin Ileana von Rumänien, zurückgegeben, da es seit 1920 seiner Großmutter, Königin Maria, gehörte, später aber von den Kommunisten einkassiert worden war. Übergabe-Bedingung ist derzeit, dass das Schloss drei Jahre lang Museum bleiben soll; danach wird sich der dort entstandene, ohnehin anachronistische „Dracula“-Markt mit Schnaps, Holzfigürchen, Tellern usw. vermutlich nicht mehr halten können.

⁵ Er gilt heute auch als Symbol für einen Herrscher, der Korruption energisch bekämpft.

Auch dass Vlad junior Tartaren gezwungen haben soll, ihre gebratenen Anführer aufzuessen, ist nach Meinung aller rumänischen Historiker der Transylvanian Society nicht ernst zu nehmen. Wenn solche Geschichten Vlad einmal nicht sonderlich wehrhaft erscheinen lassen, dann stammen sie von Feindesseite und sollten ihn schmähen. Doch auch das steigert nicht ihren Wahrheitsgehalt.

Drei Hauptfiguren des „Dracula-Rumäniens“ ab ca. 1960

Angeschoben wurde der angesichts dieser gruseligen Fakten und der noch viel gruseligeren Schreckens-Märchen schwer erklärliche Touristenhype durch drei Personen⁶, die heute kaum noch jemand kennt. Sie leben aber noch und können angesichts ihrer Umtriebigkeit auch als Energie-Vampire durchgehen.

Der erste von ihnen ist Nicolae Paduraru, Chef der Transylvanian Society of Dracula (TSD) aus Bukarest. Wie nahezu alle Rumänen findet er die in der örtlichen Überlieferung unbekanntem Vampire absurd⁷ und hält Vlad III. stattdessen für den Nationalhelden, der er objektiv auch ist.

Gegen den Verkauf halbseidener Reisen durch Rumänien – unter egal welchem, gerne auch dem vampirischen Motto – hat Paduraru trotzdem nichts einzuwenden, schließlich verkauft und leitet sie ja. Zu diesem Job kam er, als das Kultur- und Tourismus-Ministerium in Bukarest in den 1960er-Jahren beschloss, dass man das kapitalistische Hollywood-Jedöns – in stark geregelten Bahnen – auch am angeblichen Borgo-Pass in Dollar-

⁶ Es gäbe in diesem Zusammenhang noch drei weitere wichtige Charaktere zu beschreiben, was aus Platzgründen aber nicht möglich ist: Radu Florescu, Vincent Hillyer und Raymond McNally, die jeweils einflussreiche Bücher zum Thema geschrieben haben, massiv im Fernsehen aufgetreten sind und dabei teils das Interesse bündelnd im „Dracula-Schloss“ übernachtet haben. Details finden sich in den Büchern der drei, die im Internet sehr leicht zu finden sind. Achtung: Unbedingt die aktuellsten Auflagen besorgen, ältere Ausgaben strotzen teils vor Sachfehlern.

⁷ Man glaubt auf dem Land stattdessen an männliche *strigoi* (ursprünglich aus dem lateinischen *striga* = Hexe; gemeint sind heute aber Untote oder noch eher Menschen mit bösem Blick) oder, viel seltener, weibliche *yellele* (drei böse Frauen; vgl. zu diesem uralten Motiv auch Bram Stokers Dracula, die Statuen der griechischen Göttin Hekate (in Dreigestalt) oder die Gleichsetzung von Diana, Hekate und Proserpina als der Magie kundige Töchter der Nacht (zu letztem Motiv aktuell bspw. die rumänischstämmige Autorin Petra Aesch: Nachtridders – Hexendarstellungen des Jacques de Gheyn II, Magisterarbeit, Univ. Bonn, 2006).

Scheine umwandeln könnte. Also wurde der junge Nicolae, von den Amerikanern umgehend „Nicky“ getauft, Reiseführer der Regierung und lernte, mit den beflissenen, aber geschichtlich und kulturell vollkommen ahnungslosen und für ihn im Kern rätselhaften Gästen umzugehen.

Als die Regierung Ceaușescu 1989 die Segel strich, machte sich Paduraru selbstständig und tourte fortan mit BildungsbürgerInnen, KünstlerInnen oder den gelegentlich anstrandenden *Gothics*⁸ – überwiegend aus Angelsachsen und den USA – auf eigene Rechnung durch das von den Besuchern als putzig bis pittoresk wahrgenommene „Transsylvanien“.

Die Reiserouten könnten viel über die Geschichte Europas erzählen, denn sie sind durchaus sorgfältig ausgesucht⁹. Wer aber lieber ein in die Natur gewachsenes Vampir-Disneyland sehen will, wo in Wirklichkeit eben Wirklichkeit herrscht, der wird ebenso gerne Märchen, Mythen und Gemunkel aufgetischt bekommen. Interessiert sich einer der Gäste einmal zu sehr fürs Land, wird er aber ebenso an allem Schmutz und möglichst auch an der größten Armut – so gut das eben geht – vorbeigelotst. Die von vornherein ambivalent ausgelegte Begrüßungsformel Padurarus lautet daher:

„We assume you have the standard apprehension of Dracula, of vampires in general – derived from many films and few books. You may, on the contrary, be well informed, but you did not yet measure your knowledge up against the reality. Welcome to Romania!“

Was in dieser „Realität“ weder der aufmerksame noch der fantasiebegabte Angelsachse begreifen kann, ist, dass Pferdefuhrwerke auf asphaltierten Straßen nicht „mittelalterlich“ sind, sondern womöglich erst vor 30 Jahren gebaut wurden und dass auch gelegentlich Kopftuch tragende Landfrauen durchaus einen Fernseher haben. Der unlösbare Twist der Touren ist, dass die Reiseveranstalter Erwartungen der aus ihrer Sicht superreichen Besucher nicht ohne Not erschüttern wollen. Kein Wunder: Was würden Sie denken und tun, wenn Ihnen ein lächelnder Mann mit blitzenden Zähnen, vollen Wangen und einer Jacke aus Hightech-Polyester für eine Suppe mit

⁸ Zum Zusammenhang von Gothic, Vampiren und „Vampyren“ vgl. Benecke M.: Vampire unter uns: Jugendliche Vampir-Subkulturen. In: Bertschik J., Tuczay C. (Hrsg.) Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Francke, Tübingen, S. 285–302, 2004.

⁹ Typische Stationen: București – Poienari – Törzburg (*Castle Bran*) – Brașov (Kronstadt) – Sighișoara (Schäßburg) – Bistrița (Bistritz) – Târgu Mureș – Sinaia.

Brot als „Trinkgeld“ ohne erkennbaren Grund das Zwanzigfache des verlangten Preises hinlegt und im Übrigen eine sympathische, wenngleich irgendwie naive Type ist?

Trotzdem wirft Tourleiter Paduraru auch nach vierzig Jahren im Business immer noch genervt das Handtuch, wenn beispielsweise US-Filmteams allzu sehr über sein Land lachen. Beim großen Dreh für National Geographic TV International mit weltweiter Ausstrahlung der Sendung¹⁰, bei dem es dem US-Team an Ernsthaftigkeit gegenüber der in der Tat gewaltigen und von Gewalt durchtränkten Geschichte Rumäniens gebrach, winkte er beispielsweise mittendrin ab, verzichtete auf das dringend benötigte Honorar und fuhr mit seinem klapprigen Auto lieber wieder nach Hause.

Die ewige Dracula-Club-Präsidentin

Zweite Hauptvertreterin Dracula-Rumäniens ist meine gute Freundin Jeanne Youngson, geborene Keyes. Sie war mit dem Hollywood-Film-Produzenten und zweifachen Oscar-Gewinner Robert Youngson¹¹ verheiratet, bis er 1974 im New Yorker Greenwich Village starb. Da Mister Youngson berufsbedingt meist am entgegengesetzten Ende der USA – eben in Hollywood – weilte, hatte seine Gattin nicht nur Zeit für Schöngestiges, sondern neben einem Penthouse am Washington Square in Manhattan (in dem sie bis heute lebt) auch eine recht leer stehende Wohnung auf der Fifth Avenue No. 1 sowie ein wenig Spielgeld übrig.

Also wandelte sie das überschüssige Apartment nach seinem Tod in ein Dracula-Museum um. Es bestand in erster Linie aus Nippes und Plastikklimbim, der bloß irgendetwas mit Fledermäusen, dem Hollywood-Dracula oder auch Bram Stoker und Henry Irving¹² zu tun haben musste. Daneben fanden sich zwar auch einige wertvolle Erstausgaben, die man aber zwischen dem leicht deplatzierten Malteserfalken¹³, Original-Filmrollen von

¹⁰ Moore P., Pinto M., Goulding D., Buckley B., Benecke M., Dermengiu D., Miller E., Hoggard S.: *Riddles of the Dead 7: Dracula Unearthed*. National Geographic TV International, Washington, 2002.

¹¹ ... jeweils für die Kurzfilme (*one-reeler*) von Warner Bros. *Blaze Busters* (1950) und *World of Kids* (1951); erneut nominiert 1956 für den Kurzfilm *I never forget a face*

¹² Sir Henry Irving war Hamlet-Darsteller und Freund von Stoker. Dieser schrieb Irving die Rolle des Dracula auf den Leib, damit er sie möglichst auf der Bühne gäbe, was der Charakterdarsteller aber nie tat.

¹³ Goldgefüllter Gegenstand der Begierde aus dem Kriminalfilm *The Maltese Falcon* von 1941 (mit Humphrey Bogart).

Laurel & Hardy¹⁴ und einem Film-Umhang, der tatsächlich in einem Dracula-Film verwendet wurde, herausfischen musste¹⁵.

Diesen Umhang hatte höchstwahrscheinlich Christopher Lee getragen, denn Robert Youngson arbeitete in Hollywood als Produzent für Warner Bros., die unter anderem die Filme *Taste The Blood Of Dracula* (1969), *Dracula Has Risen From The Grave* (1968), *Dracula A. D. 1972* (1972) und *Horror Of Dracula* (1957), alle besetzt mit Lee, herausgebracht hatten.

Jeanne Youngsons Dracula-Sammlung wäre heute inklusive des Plastikzeugs wohl einiges wert. Doch da das zyklisch wiederkehrende Vampirthema gerade keine Hochphase hatte, als sie die Sammlung auflöste, sind die Gegenstände nun in alle Winde verstreut.

Auch der von ihr gegründete *Count Dracula Fan Club* (erster Dracula-Verein der Welt, gegründet Juni 1965) und viele weitere ihrer Organisationen sind angesichts rasant versterbender Mitglieder nur noch Legende beziehungsweise ein exponentiell schrumpfendes Empfänger-Netzwerk der auf Papier gedruckten und viermal jährlich mit der echten Post (!) in Großdruck versandten Mitteilungen.

Durch ihr nimmermüdes, wenngleich vollkommen unsystematisches Reisen zu den Draculaforschern der Welt, als Herausgeberin unzähliger unwissenschaftlicher Berichte und Mini-Stories sowie als von Nicolae Paduraru seit dem ersten Tag beeinflusste Rumänien-Touristin ab 1965 formte Youngson in den Vereinigten Staaten stark die Wahrnehmung „Transsylvaniens“ als einer zwar mystischen und spannenden, aber doch harmlosen und eigentlich leicht begreifbaren Gegend. Ihre Vereins-Broschüren nehmen daher neben Filminformationen nur für Zentral- und Ost-Europäer haarsträubende Motive auf. Das *Count Dracula Chicken Cookbook* (1979) ist beispielsweise von der noch heute in Teilen Rumäniens einzig verfügbaren Fleischquelle, dem Federvieh, humorig inspiriert. Was Rumänen in den 1960er-Jahren weniger lustig fanden, focht Youngson dabei nicht an. Im Vorwort zu ihrer burgeoisen Kochanleitung kann sie daher auch mit Augenzwinkern behaupten:

¹⁴ Laurel & Hardy wurden teils auch von Robert Youngson „produziert“, das heißt neu zusammengestellt und wiederveröffentlicht.

¹⁵ Das Dracula-Museum wurde 1998 vom Autor aufgelöst. Youngson verkaufte den Inhalt an die Betreiber des Musicals *Tanz der Vampire*, das in Wien, in Stuttgart und in Berlin aufgeführt wurde.

„Das Original dieses Buches fiel mir in einer staubigen Kammer in die Hände. Auf dem Einband stand:

*„Graf Dracula
Schloss Dracula
Transsylvanien.“*

Diesen mädchenhaft-verspielten Stil hält Jeanne bis heute durch. Ihre Veröffentlichungs-Liste ist daher zwar lang und munter, aber ohne Substanz.

Bram Stokers Transsylvanien

Das unbeschwerte Wirken der Club-Präsidentin Youngson begründet den jahrzehntelangen Zwist mit ihrer ewigen Widersacherin, der kanadischen Literaturforscherin Elisabeth Miller. Sie soll daher die dritte Protagonistin in unserem kleinen Fremdbild-Reigen sein. Anders als Youngson ist Miller nämlich kein diffus-naiver Dracula-Fan mit Hollywood-Direktschaltung, sondern eine Frau, die sich mit ihren StudentInnen kreuz und quer durch die Klassiker der Vampirliteratur gewühlt hat, nachdem auch sie mit Paduraru konferierte und bemerkt hatte, dass seine Berichte immer so ausfallen, wie es dem zahlenden Publico gerade behagte.

Bei ihren Nachforschungen nahm Miller die zuvor nie gründlich gesichteten Manuskripte von Bram Stoker unter die Lupe, die ohnehin erst einige Jahre zuvor in einem Bauernhaus aufgetaucht waren. Seitdem hat sie einen guten Überblick darüber, wie und wo sich Theaterautor und -manager Stoker die Anregungen für den Roman *Dracula* besorgte. So war es beispielsweise nicht Vlad III., der Transsylvanien zur fiktiven Folie für die späteren Filmvampire machte. Stattdessen suchte Stoker zunächst unabhängig von *Dracula* nach einer Gegend, in der noch Aberglaube und Rückständigkeit herrschen sollten. „Seine Beschreibung Transsylvaniens stützt sich zwar durchaus auf Beschreibungen aus Büchern, die ihm vorlagen“, sagt Elisabeth Miller dazu, „aber er reicherte diese mit einem guten Schuss spätviktorianischer Abfälligkeit an.“¹⁶ Kein Wunder – die Viktorianer sahen sich nicht ganz zu Unrecht als technisch und geistig der restlichen Welt voraus.

¹⁶ Miller E.: *The Geography of Dracula*. In (dies.): *Dracula: Sense & Nonsense*. Desert Island Books, Westcliff-on-Sea (Essex, U.K.), 2000, p. 140–179; hier S. 148 „Stoker’s Transylvania is an amalgam of material gathered from a number of book-sources, sprinkled with a goodly dose of late-Victorian cendescension.“
Siehe auch Fußnote 1 auf S. 9.

Wie eher den österreichischen als den deutschen LeserInnen bekannt sein dürfte, sollte der Roman nach einer Notiz Stokers vom 14. März 1890 ursprünglich in der Steiermark spielen. Es ist unbekannt, welches Gespräch oder Buch den Autor schließlich dazu brachte, den Vermerk „Styria“ durchzustreichen und irgendwann während der folgenden zwei Jahre durch „Transsylvanien“ zu ersetzen.¹⁷ Stattdessen finden sich aber sichere Hinweise darauf, aus welchen Büchern sich Stoker mit Informationen versorgte, nachdem er sich einmal für die Welt hinter den Wäldern entschieden hatte:

- Emely Gerards Artikel *Transylvanian Superstitions*, den sie 1888 in ihr Buch *The Land Beyond the Forest* (Blackwood, London, 1888) aufnahm (daraus von Stoker für den Roman *Dracula* unter anderem entnommen: St. Georgs-Tag, blaue Flammen, Bekämpfungsmittel gegen Nosferati/„Vampire“)
- Andrew Crosses Buch *Round About the Carpathians* (Blackwood, London, 1878; Beschreibung des güldnen Mediasch-Weins, der Beschilderung örtlicher Kutschen und der Kleidung der Roma)
- Major Johnsons Buch *On the Track of the Crescent* (Hurst & Blackett, 1885; örtliche Speisen, Menschengruppen in Transsylvanien (Magyaren, Siebenbürger „Sachsen“, Slowaken usw.), Kreuze an Wegkreuzungen etc.)
- Charles Boners Buch *Transylvania: Its products and its people* (Longmans, Green, Reader & Dyer, 1865; u. a. Erwähnung eines „Borgo Prund“/„Borgo-Passes“)
- William Wilkinsons Buch *An Account of the Principalities of Wallachia and Moldavia* (Arno Press, New York, 1820), in dem der Name „Dracula“ erwähnt wird.

Stoker selbst war niemals in Osteuropa. Sonst hätte er die Heimstatt des Gruselfürsten auch sicher nicht an den Borgo-Pass verlegt: Erstens gibt es dort kein Schloss (das jetzige *Castle Dracula Hotel* ist ein Touristengag), und zweitens ist gerade der Borgo-Pass nicht steinig, sondern mild wie eine Rehwiese im Morgentau. „Waldige Täler gibt es am Borgo-Pass durchaus“, stimmt die drahtige Dracula-Gelehrte Miller zu, „aber die wild zerklüfteten Pfade hat Stoker aus einer Reisebeschreibung abgeschrieben, die eine völlig andere Ecke der Karpaten beschreibt“.

¹⁷ Alle Begründungen, die in der Sekundärliteratur zur Ortsverlagerung von der Steiermark nach Transsylvanien zitiert werden, sind unbelegt und damit erfunden.

Epilog: Spaß im Familien-Draculaland

Der Untergang der Dracula-Legende steht zwar nicht bevor, die Zeit des Dracula-Tourismus ist aber vielleicht für immer vorbei. Rumänien könnte durch die Anbindung an die EU in den kommenden Jahrzehnten und vor allem durch die schon jetzt oft gute Schulbildung der Jugendlichen bald ein modernes Gesicht erhalten. Wenn auch noch die ständig fotografierten Pferdekarren verschwinden und, wie es derzeit scheint, auch der letzte deutsch sprechende Siebenbürger in den Westen gewandert ist, dann wird wohl auch für touristische Veteranen nur noch eine fast unerklärliche Erinnerung an Zeiten bleiben, in denen sie ein Land für sich erschlossen, das es eigentlich nie gegeben hat.

Selbst die Pläne für einen Dracula-Park („Draculand“), die man in Siebenbürgen teils liebend gern (Arbeitsplätze!), teils aber auch mit großer Bitterkeit (die alten Eichen!) gesehen hatte, waren mangels Finanzierbarkeit von der ersten Sekunde eine Totgeburt¹⁸, was aber erst seit 2006 auch offiziell zugegeben wird. Damit hat sich zum Glück auch der unlösbare Streit erledigt, ob man im Park den historischen Wojwoden (und falls ja, welchen: Vlad junior oder senior?) oder den eigentlich verhassten Hollywood-Fürsten hätte hervorheben sollen.

Wie man sieht, hat die alle Moden und Irrtümer überdauernde Arbeit der Transylvanian Society ihr Gutes. Diese stellte durch ihre Forschungen nicht nur fest, dass der Roman-Graf bei Stoker auch am Tage umherwandert, wenngleich er dabei seine magischen Kräfte verliert. Es zeigte sich zugleich, dass bei uns Menschen etwas gerade Umgekehrtes geschieht. Je heller das touristische Fantasma ausgeleuchtet wird, desto faszinierender werden seine eigentlichen Wurzeln. Und wo vorher ein Haufen aufgekratzter Fans herumlief, sitzen nun sich gegenseitig anregende ForscherInnen aus aller Welt – einmal im Jahr, in Transsylvanien.

¹⁸ Eine erfahrene deutsche Freizeitpark-Firma sollte das Gelände errichten; allerdings galt Rumänien bei den befragten Banken als eines der besonders für Hermes-Kredite kreditunwürdigsten Länder der Welt. Zudem war die Anbindung nach Schäßburg, wo der Park um 2002 herum geplant war, völlig witzlos: ab Bukarest mit dem Schellzug 4 1/2 Stunden. Der Eintritt sollte bei zehn Dollar liegen, was angesichts der örtlichen Löhne, aber auch der niedrigen Bevölkerungsdichte ebenfalls mehr als realitätsfremd war.

Kinderschreck und Tagedieb? – Zum Roma-Bild der Rumänen

Ein befremdliches, wenig anziehendes Völkchen scheint es zu sein, das der rumänische Schriftsteller, Historiker und Staatsmann Mihail Kogălniceanu 1837 in seiner *Esquisse sur les moeurs, l'histoire et la vie des Cigains* beschreibt, chronisch arbeitsscheu und diebisch, „das feigste Volk der Welt“ obendrein.¹ „Sie verbringen die Tage mit Schlafen, und die Nächte mit Stehlen.“ Die Frauen seien verführbar und lasterhaft, „Keuschheit ist ihnen unbekannt; obwohl die Frauen die Prostitution nicht zum Beruf machen, weigern sie sich nie, die Wünsche von egal wem zu befriedigen, der ihnen etwas verspricht“. Jeder halbstarke Sprössling entdecke im Alter von 14–15 Jahren seine männlichen Triebe und nehme umgehend wahllos „das erste Mädchen, das er finden kann, zur Frau, auch wenn sie seine Verwandte ist“.

Die kulinarischen Vorlieben dieser Sippen, wie der Schriftsteller sie kennt, entsprechen teils den rumänischen Gepflogenheiten („das gewöhnliche Essen des Zigeuners besteht aus Mămăliga, was eine Art Polenta ist“), teils werden die Sippen aber auch abnormer Gewohnheiten angeklagt: „Wegen ihrer Vorliebe für das Fleisch an Krankheit gestorbener Tiere wirft man ihnen auch vor, Menschenfresser zu sein.“ Bei den kleinen Bojaren seien sie zwar auch als Köche angestellt, aber „da sie in der Kochkunst extrem unsauber sind und dabei die Gewohnheiten ihrer nomadischen Brüder beibehalten haben, ist die Tafel dieser Bojaren so Ekel erregend wie ein Schweinestall“.

Gottlos und materialistisch seien die skurrilen Zeitgenossen, sie „kennen keine Religion; sie praktizieren den Fetischismus, d.h. sie machen einen Kult um alles, was ihnen nützlich ist, wie z. B. ihre Zelte, ihre Wägen und ihre Schmieden.“ Kein Wunder also, dass sie bei den Rumänen Verachtung, aber auch Furcht auslösten:

„Die Rumänen, das heißt die Moldawier und die Walachen, verachten dieses Volk, aber, abergläubisch wie sie sind, fürchten sie sich auch vor ihnen; sie glauben, dass die Zigeuner die Macht haben, starke unsichtbare Wesen zu Hilfe zu rufen, und dass sie am Ende der Welt mit dem Teufel kommen werden, um die Christen zu foltern und ihre Kinder zu essen.“

¹ Sämtliche Zitate auf dieser und den folgenden Seiten stammen aus der in Paris veröffentlichten *Esquisse* Kogălniceanus. Sie wurden von der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt.

Der Grund allen Übels ist schnell gefunden, und zwar hat der Erfurter Sprachkundler Graffunder „uns als erster gezeigt, dass es ihre Sprache ist, welche die Zigeuner von anderen Nationen trennt, die sie alle Völker verachten lässt, die sie in ihrer Kaste gefesselt hält und sie zwingt, ihren Bräuchen, ihren Gewohnheiten und ihrem nomadischen Leben treu zu bleiben“. So hinterhältig sind diese Menschen, dass auch ihre Sprache betrügerisch ist.

„Um also den Fremden irrezuführen, sagen sie ihm oft falsche Ausdrücke; die Sprache selbst ist dazu geschaffen, um zu täuschen, da sie oft 4–5 Wörter für denselben Gegenstand hat, und umgekehrt ein einziges Wort für 4–5 Dinge.“

Bis heute prägen ähnliche Vorstellungen das Bild vom „Zigeuner“² in Ost und West. In vielen Punkten kopiert Kogălniceanu Ideen deutschsprachiger „Zigeunerforscher“ und verknüpft sie mit phantasievollen Schilderungen der rumänischen Zustände.³ Ob er eigene Erfahrungen mit den Roma hat, verrät er nicht. Am Ende stellt der als großer Humanist bekannte Staatsmann eine gewagte These auf: Die „Zigeuner“ sind nicht unveränderbar, wie man immer angenommen hatte, sie sind „zivilisierbar“!

„Wie sind die Europäer! Sie gründen philanthropische Gesellschaften zur Abschaffung der Sklaverei in Amerika, während es innerhalb ihres Kontinents, in Europa, 400.000 Zigeuner gibt, die Sklaven sind, und 200.000 weitere, die bedeckt sind von der Finsternis der Unwissenheit und der Barbarei! Und niemand macht sich die Mühe, dieses Volk zu zivilisieren.“

² Der abwertende Begriff „Zigeuner“ wird im Text in Anführungszeichen benutzt, wenn es um das Klischeebild im Gegensatz zur Wirklichkeit der Roma geht. Siehe hierzu auch Jacqueline Giere (Hg.): *Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils*, Frankfurt 1996.

³ Wie sich Stereotype verfestigen, zeigt sich in seinen Ausführungen deutlich: Was er beispielsweise über die unterschiedliche Zahl von Bezeichnungen in der Sprache der Roma schrieb, trifft auf alle Sprachen zu. Da er zuvor aber so viel über die Niederträchtigkeit der Roma und das Betrügerische ihrer Sprache gelesen hatte, unter anderem in den Schriften des zweifelhaften deutschen „Zigeunerforschers“ Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann, meinte er, darin trotzdem einen weiteren Beweis für die Schlechtigkeit der „Zigeunerkafe“ zu finden. Auf den folgenden Seiten wird neben anderen einschlägigen Werken, auf die sich rumänische Wissenschaftler beriefen, auch die Arbeit des siebenbürgischen Forschers Heinrich von Wislocki besprochen: Martin Ruch: *Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen „Zigeunerforschung“ von den Anfängen bis 1900*, Freiburg 1986.

In diese „Zivilisierung“, durch die alle Eigenheiten einschließlich der „wenig poetischen“ Sprache ausgemerzt werden sollen, setzt er große Hoffnung.

„Der Zigeuner liebt die Landwirtschaft sehr wenig, ebenso wie eine feste Bleibe: Daher nahmen viele Autoren an, er sei unveränderlich, man könne ihn nie an ein häusliches und geregeltes Leben gewöhnen, aber die Erfahrung hat genau das Gegenteil gezeigt. In Transsylvanien und in der Bukowina haben die Zigeuner heutzutage feste Bleiben: Man sieht sie sehr selten ihre Wohnung verlassen, und wenn sie es tun, dann mit viel Bedauern [...]. Ein größerer Beweis, dass dieses Volk zivilisiert werden kann, ist die Klasse der Haus- und Herdzigeuner, die früher auch Nomaden waren und heute feste Wohnsitze haben, sie arbeiten in der Industrie und haben den größten Teil der Laster der nomadischen Zigeuner verloren. [...] Wenn sie sich zivilisieren, werden sie neue Bedürfnisse entdecken und keine so unvollständige Sprache erhalten.“

Ein Blick auf die damals schon etwa 500-jährige Geschichte der Roma in Rumänien⁴ zeigt, dass Kogălniceanu These revolutionär war. Seit der Ankunft der Vorfahren auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens hatte der Großteil der Roma als Sklaven gelebt, in völliger Rechtlosigkeit ihren Besitzern, ob Kirche, Staat oder Bojaren, unterworfen. Bis ins 16. Jahrhundert war *țigan* (sprich: tsigan, Plural: *țigani*) gleichbedeutend mit *sclav*. Dementsprechend wurden die Roma in dieser Zeit als Menschen zweiter Klasse, wenn überhaupt als Menschen gesehen. Das alte Sprichwort „Der Zigeuner ist nicht wie der Mensch“ bestätigt diese Sichtweise: die Roma als Untermenschen, die oft eher wie Nutztiere und Handelsgüter behandelt wurden, wie eine andere Gattung, mit dem Menschen nicht vergleichbar. Allerdings gab es auch damals schon relativ angesehene Berufsgruppen, allen voran die *lăutari*, die Musiker, die meistens in Ensembles (*tarafuri*) für Bevölkerung und Herrschende spielten.

Kogălniceanu setzt der unwürdigen Ausbeutung der Roma ein Plädoyer für die Menschlichkeit entgegen, das er später in seiner Publikation *Dezrobirea țiganilor* noch verstärkt. Voll Anteilnahme beschreibt er „das Schicksal der unglückseligen Zigeuner“, die mit Ketten an Händen und Füßen und eisernen Hörnern an der Stirn wie Vieh durch die Straßen getrieben werden. In seiner früheren *Esquisse* ist aber nicht zu übersehen, dass auch ihn nicht nur der Humanismus beseelt: Was zählt, ist der Nutzen für die Nation.

⁴ Zur Geschichte vgl. u. a. Viorel Achim: *Țigani în istoria României*, București 1998.

„Die Zigeuner haben Laster; aber wenn man einmal erreicht, ihr Herz zu entwurzeln, dann werden sie für Moldau und Walachei von großem Nutzen sein, besonders als Fabrikarbeiter.“

Trotzdem ist er einer der rumänischen Intellektuellen, die Mitte des 19. Jahrhunderts schließlich zur Abschaffung der Sklaverei beitragen. Die meisten Freigelassenen ließen sich in ländlichen Gebieten nieder, vor allem in Transsylvanien, wo die Leibeigenschaft eine weniger grausame Form gehabt hatte als in Moldau und Walachei. Bis zur Zwischenkriegszeit bewegten sich die Kulturen aufeinander zu. In vielen Dörfern erreichten die Roma eine relativ gute soziale Stellung, ihre handwerklichen Fähigkeiten waren sehr geschätzt.

Dass sie im Denken aller Schichten der rumänischen Bevölkerung schon in früheren Zeiten eine große Rolle spielten, zeigt sich an der hohen Zahl von alten Sprichwörtern und Spottnamen wie etwa „Krähe“ (rum. *cioară*), die es in der rumänischen Alltagssprache gab und bis heute gibt. In Iuliu Zannes Sammlung *Proverbele românilor* aus dem Jahr 1901 finden sich immerhin 120 Redensarten über die sogenannten *țigani*.⁵ Fast alle werfen ein ungünstiges Licht auf sie, unterstellen ihnen Verschlagenheit, Schamlosigkeit, Streitsucht und andere „Laster“. Trotzdem schreibt der rumänische Historiker Lucian Boia, dass „das herkömmliche Zigeunerbild, das die Überlegenheit gegenüber einem ‚ganz anderen‘, einer primitiven Randfigur, aber auch eine gewisse romantisch-menschliche Sympathie, gepaart mit einem zivilisatorischen Ansatz, ausdrückte“, erst später „von einem Gefühlsmix aus Feindseligkeit und Angst“ verdrängt wurde.⁶ Ein Team von Bukarester Soziologen⁷ stellt in einer Studie ebenfalls fest, dass die traditionelle rumänische Gesellschaft den Roma bei aller Ablehnung auch ein gewisses Maß an Verständnis und Achtung entgegengebracht habe.

Im Laufe der Geschichte gab es trotz aller Differenzen immer wieder lebhaft wechselseitige Einflüsse, zahlreiche Ehen zwischen Roma und Nicht-Roma, namhafte Staatsleute aus Romafamilien wie Ștefan Răzvan, Schriftsteller und Komponisten wie Anton Pann, Komponist der rumänischen Nationalhymne, berühmte Musiker wie den Panflötisten Fănică Luca, Lehrmeister von Gheorghe Zamfir, und nicht zuletzt eine unauffällige Mittelschicht, die als Musiker, Handwerker und Händler, aber auch in

⁵ Hierzu s. Klaus Bochmann: „Minderheiten im Bewusstsein von Mehrheiten. Ein klassischer Fall: die Roma in der rumänischen Kultur und Folklore“, in: Dieter Kattenbusch (Hg.): *Minderheiten in der Romania*, Wilhelmsfeld 1995.

⁶ Lucian Boia: *Geschichte und Mythos*, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 198.

⁷ Elena Zamfir/Cătălin Zamfir: *Țiganii între ignorare și îngrijorare*, București 1993.

vielen anderen Berufen, als Hoteliers, Soldaten, Professoren usw., tätig waren. Oft wurden sie dabei aber nicht als Roma wahrgenommen oder machten ihre Herkunft nicht bekannt, um Diskriminierungen zu entgehen. In den letzten Jahren zeigten Hetzkampagnen gegen rumänische Politiker, denen in den Medien zum „Vorwurf“ gemacht wurde, *țigani* zu sein, dass diese Vorsicht noch heute nicht unberechtigt ist.

Bis 1989 gab es keine Studien zum Roma-Bild der unterschiedlichen Gesellschaftsschichten. In der Literatur, aus der man immerhin auf das Roma-Bild einzelner Intellektueller schließen kann, sind die Roma seit der Aufklärung und Romantik ein beliebtes Thema: manchmal als Sinnbild des Chaotischen und Absurden, als Objekt der Belustigung, manchmal als verklärte, faszinierende, mythisierte Figuren, die das legendäre „idyllische Zigeunerleben“ führen, immer aber als in Lebensstil und Temperament Andere. Um 1900 begannen einzelne Wissenschaftler und Journalisten, sich verstärkt mit Sprache, Geschichte und Kultur der Roma zu beschäftigen. Mit dem Aufkommen der faschistischen *Eisernen Garde* und dem Völkermord an etwa 36.000 rumänischen Roma im Zweiten Weltkrieg endete diese Phase des Interesses und der relativen Toleranz. In der kommunistischen Ära wurden die Roma, wie jede andere Abweichung von der Einheit der rumänischen Nation, zum Unthema. Es gab offiziell kein Roma-Bild, da es offiziell keine Roma mehr gab.

Erst nach 1989 war es möglich, das Un-Thema wieder zum Thema zu machen. Gerade die Flucht vieler Roma in den Westen und die Gewalttätigkeiten, die Anfang der 90er-Jahre in pogromartigen Übergriffen auf Roma-Siedlungen eskalierten, lenkten das Interesse der internationalen Öffentlichkeit und der rumänischen Wissenschaftler auf die Stellung der Roma, die inzwischen mit derzeit 6,7% bis 11,5% der Bevölkerung⁸ eine der größten Minderheiten Rumäniens geworden sind.

Die folgenden Beobachtungen zum aktuellen Roma-Bild sind erste Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Aufsätzen 11- bis 16-jähriger Jugendlicher, die an rumänischen Schulen im Jahr 2004 zum Thema „Die Roma Rumäniens“ geschrieben wurden.⁹ Rund 350 Schüler verschiedener Schultypen, von der Grundschule bis zur Berufsschule, von angese-

⁸ Es handelt sich hier um Schätzungen internationaler Organisationen, da die Ergebnisse der Volkszählung zum Bevölkerungsanteil der Roma wenig zuverlässig sind.

⁹ Das endgültige Ergebnis wird 2008 in der Dissertation der Verfasserin am Lehrstuhl für Rumänische Sprach- und Literaturwissenschaft Jena veröffentlicht. Um ein möglichst differenziertes Ergebnis zu erzielen, wird keine rein quantitative Analyseverfahren, sondern die „Qualitative Inhaltsanalyse“ P. Mayrings angewendet.

henen Gymnasien bis zu Schulen in „Problemvierteln“, aus ländlichen Gebieten und aus der Stadt Cluj nahmen daran teil. Mit dem Aufsatz ging ein kurzer anonymer Fragebogen einher.¹⁰

Da bei der Mehrheit der Befragten die negativen Stereotype überwiegen – nach meinem bisherigen Forschungsstand bei etwa 60% –, beginne ich nachfolgend mit einem Phantombild des *țigan*, das dem Klischee in Reinform entspricht. Die häufigsten Charakterisierungen werden nachfolgend im Originalton verschiedener Schüler wiedergegeben.¹¹

Von außen betrachtet sind sie in erster Linie „schwärzer im Gesicht und sie sind nie blond“, im Gegensatz zu den „weißen Rumänen“; „Es gibt eine große Differenz zwischen Rumänen und Roma. Wir haben eine weiße Haut, aber sie haben eine schwarze, schmutzige Haut.“ „Ich mag keine Beziehungen zu Roma haben, weil sie schwarz und hässlich sind, sie gefallen mir nicht.“ Ihre Farbe ist auch eine Folge ihrer Abneigung gegen Wasser und Körperhygiene im Allgemeinen, weswegen sie „schmutzig“ und „stinkig“ sind: „Sie waschen sich nicht. Sie stinken gern.“ „Sogar die Dinosaurier hatten einen angenehmeren Mundgeruch als die Roma.“ „Sie putzen sich nicht die Zähne.“ Auf der Straße fallen sie sofort durch ihre Kleidung auf, sie ist entweder „zerrissen“ oder „monoton“: „Ihre ‚Volkstrachten‘ sind bei den Frauen lange und sehr weite Röcke, geblümete Hemden und rote Kopftücher, und die meisten der Frauen tragen die Haare zu zwei Zöpfen geflochten.“ Sie „mögen schrille Farben“. Während bei den Frauen zwar immer „alles mit Blümchen“ ist, aber manchmal faszinierend wirkt, erregen die Männer mit ihrem „haushohen Hut“, der „wie eine Pizza“ ist, dem obligatorischen „gezwirbelten Schnurrbart“ und ihren schwarzen Anzügen nur Missfallen. Seltsam sind auch ihr besonders „spitzes“ oder „glänzendes“ Schuhwerk und ihr dicker Goldschmuck: „Die Zigeunerehemänner tragen immerzu Goldschmuck, aber ich verstehe nicht, warum. Manchmal wundere ich mich auch, was für große Ohringe sie haben, so dass ihre Ohren sehr lang werden.“

¹⁰ Darin wurden einige Daten zur Person wie die Anzahl der Geschwister, der Beruf der Eltern und das persönliche Verhältnis zu Roma („Kennst Du Roma vom Sehen/aus der Schule [...]Hast Du Roma als Freunde?“) abgefragt. Zusätzlich enthielt er einige Wissensfragen, vor allem zur Kultur der Roma („Welche Wörter aus der Sprache der Roma kennst Du?“).

¹¹ Die Originalzitate, von denen ich mich ausdrücklich distanzieren, sind in Anführungszeichen gesetzt. Die Aufsätze rumänischsprachiger Schüler wurden von der Verfasserin, die ungarischer Schüler von der ungarisch-rumänischen Germanistin Olga Wellmann ins Deutsche übersetzt. Die an einer deutsch-rumänischen Schule entstandenen Aufsätze wurden nicht verändert. Soweit nicht anders angegeben, sind auch alle weiteren Zitate den Aufsätzen entnommen.

Sofort fällt auch ihre Sprechweise auf, die man zwar nicht versteht, die aber eindeutig „verwirrend“ und „seltsam“, insbesondere aber „vulgär, hässlich, obszön, unhöflich“ ist, sie „schimpfen ununterbrochen“. Außerdem hat sie, wie auch die Musik der „Zigeuner“, ein hohes Tempo. „Wenn sie anfangen zu singen, kann man sie kaum stoppen. Aber wenn sie anfangen, schnell zu reden, bleibt dir die Luft weg.“ Ihre Lautstärke ist extrem, sie „brüllen auf der Straße“. Anderen treten sie „aufdringlich“ bis „aggressiv“ gegenüber. Die bevorzugten Erwerbsquellen der „kriminellen Zigeuner“, vom Kleinkind bis zur Großmutter, sind Betteln, Stehlen und unsaubere Geschäfte, wobei sie entweder nur lästig sind oder sogar Angst und Schrecken verbreiten. Ihre armseligen Lebensumstände „halten sie nicht davon ab, gerissen zu sein und sich an die anderen rumänischen Kinder dranzuhängen, wenn diese aus der Schule kommen, um ihnen das Hörnchen und die Milch zu klauen“. „Ich kenne keine Roma, also weiß ich nichts über sie. Außer, dass sie sich sehr viel schlagen, dass sie betteln, sie sind kleine Räuber. Sie sehen auch sehr ungepflegt aus, sie sind ungezogen und unverschämt.“ „Wenn man im Auto sitzt, kommen die Bettler-Zigeuner und bitten um Geld und das reizt.“ Sie „verkaufen gestohlenen Schmuck oder Parfüme. Zigeuner machen in den meisten Fällen nur Unfug: klauen, stören die öffentliche Ordnung oder gehen ins Ausland und klauen dort.“ Ständige Accessoires der țigani șmecheri, der „gerissenen Zigeuner“, sind daher „Brieftaschen von fraieri“, von gutgläubigen Trotteln. „Sie rauchen, sie morden und werden dann von der Polizei eingesperrt.“ Wenn sie gerade nicht kriminell sind, machen sie meist Musik oder bearbeiten Gold. Was sie auch tun, sie arbeiten dabei nicht, sondern sind faul. Es gibt nur unvorstellbar reiche țigani, die im Geld schwimmen und in riesigen Palästen spazieren gehen, oder extrem arme, die in elenden Hütten dahinvegetieren. „Ihre Häuser sind große Paläste mit mindestens 30–40 Zimmern.“ „Auch in Turda befindet sich ein riesiger Palast, einer der berühmtesten des Landes. Ich habe eine Reportage im Fernsehen in der Sendung ‚Wahre Geschichten‘ über diesen Palast gesehen. Ich konnte kaum glauben, was ich da gesehen habe. Riesige diamant- und kristallbesetzte Leuchter, mit Silber und Gold bestickte Wände. Am Boden Marmor, Perserteppiche, an den Wänden wertvolle Bilder.“ „Sie hatten sogar Schuhe aus Gold.“ „Wenn man mit dem Auto vorbeifährt, kann man nur viele Türme und Türmchen sehen und glänzende Dächer aus Metall.“ „In Turda gibt es einen großen Palast mit vielen Zimmern [...] und anstelle der Garage ein Häuschen, wo die Zigeuner ihre teuren Autos unterbringen. Sie haben Glück, weil sie eine gute und komfortable Wohnung haben, während die anderen in Hütten aus Zeitungen und Karton, ohne Heizung und Wasser leben. Den reichen Roma mit großen Häusern gefällt es, ihre Häuser mit allen Arten von Marmorstatuen zu überladen, und in den Hauseingang stellen sie sich vergoldete Statuen.“

Die Reichen neigen zu Kitsch und übertrieben zur Schau gestelltem Luxus, sie sind „geschmacklos und den Roma fehlt im Allgemeinen der Sinn für Ästhetik im Hinblick auf die Art sich zu kleiden und die Art, in der sie Häuser bauen. Das Geld für den Hausbau nehmen sie vor allem durch ihre unsaubereren Geschäfte ein.“ „Die reichen Zigeuner fahren mit 4–5 Herrenringen an den Fingern und mit gewirbeltem Schnurrbart auf der Straße im Luxus-Mercedes herum.“

Ob reich oder arm, sie hausen unzivilisiert und „wie die Tiere“. Sie „sind reiche Leute, haben viel Geld und lassen sich riesige und geschmückte Häuser bauen, aber die wohnen immer noch alle in einem Zimmer oder sogar in einem kleinen Häuschen nebenan.“ „Die Häuser der Roma entsprechen ihrem Lebensstil: ein unförmiges, aus Blech, Plastik, Holz und Tüten gebautes Haus, in dem sich mehrere Familien drängeln und die Hygiene vernachlässigen.“

Mit Geld können sie nicht umgehen; während die Reichen es in sinnlosem Luxus verschwenden, setzen es die Armen sofort in Alkohol und Zigaretten um, „sie rauchen und trinken sehr viel“. „Sie haben eine Unmenge Tiere, aber sie kümmern sich nicht um sie. Sie haben viele Kinder, aber nicht einmal um die kümmern sie sich.“ Während also die Kinder vernachlässigt und nicht zur Schule geschickt werden – „Die Zigeuner sind nicht so gebildet wie wir“ –, werden die Frauen benachteiligt. „Die Zigeunerinnen dürfen den Männern nicht widersprechen.“ Daher sollte man sie erziehen: „Meine Meinung ist, dass sich jemand um die Zigeunerinnen kümmern sollte, den Frauen beibringen sollte, wie sie mit ihren Kindern umgehen sollen und wie man kocht, und den Männern beibringen sollte, wie sie sich mit ihren Partnerinnen benehmen sollten und wie man arbeitet.“

Die Musik spielt eine wichtige Rolle bei ihnen, wobei es sich meistens um „muzică de doi bani“, um billige Musik, die sogenannten „Manele“ [Popsongs mit panbalkanischen Einflüssen und manchmal wenig hoffähigen Texten] handelt. „Die Mehrheit der Manele-Musiker sind Roma und ich glaube, mit dieser billigen Musik verdienen sie sehr viel Geld. Einige haben nicht einmal musikalische Kenntnisse, aber nicht nur sie, sondern auch die, die nach Spanien gehen, um auf Instrumenten zu spielen, die von allein spielen [vermutlich Synthesizer], und so verdienen sie ihr Geld.“

Ihre Bräuche sind weitestgehend unbekannt, in jedem Fall aber merkwürdig. In erster Linie kennt man ihre Hochzeitssitten. „Einer der Bräuche der Roma ist, ihre Töchter in sehr zartem Alter zu verheiraten, und nicht mit dem Auserwählten ihres Herzens, sondern mit dem, den die Eltern aussuchen.“ „Sie heiraten schon jung, mit etwa 12–13 Jahren (sie können auch Kinder bekommen), und in einer Familie sind sehr viele Familienmitglieder. Die Familienmitglieder können auch untereinander heiraten.“

Daneben sind vor allem einige exotische Beerdigungsrituale zu nennen. „Auf Beerdigungen freuen sie sich und feiern, da sie glauben, dass der Tote endlich im Jenseits angekommen ist.“

„Von ihren Bestattungsbräuchen weiß ich nur soviel, dass sie die Leiche nicht gleich bestatten, sondern sie so lange draußen lassen, bis sie anfängt zu verwesen.“

Als Kollektiv sind sie demnach unbeliebt: „So sind die Roma eine Gemeinschaft, die sich immer mehr vergrößert, jedoch fast überhaupt nicht beliebt ist bei der Bevölkerung Rumäniens, die größtenteils aus Rumänen besteht, und zwar wegen ihrer Lebensweise, ihres oft aggressiven Benehmens und ihrer Art, Geld durch meistens illegale Geschäfte zu erhalten, während die Rumänen meistens Opfer ihrer Betrügereien sind.“

Viele der schon von Kogălniceanu Mitte des 19. Jahrhunderts gehegten Vorurteile finden sich in diesen Anfang des 21. Jahrhunderts niedergeschriebenen Aussagen wieder. Allerdings gibt es wenige Schüler, die sich auf das genannte Phantombild beschränken. Die meisten stellen dem „schlechten Zigeuner“ den „guten Zigeuner“ gegenüber, der „ganz anders ist als die anderen“ und oft zugleich der Einzige, den sie kennen. Sein Bild ist in der Regel die exakte Umkehrung, also das ins Positiv gewendete Negativ, das der „schlechte, schwarze, hässliche, stinkige, dreckige, kriminelle, faule, diebische, unanständige, vulgäre, unzivilisierte, aufdringliche, gerissene, seltsame Zigeuner“ verkörpert – und daher nicht weniger pauschal.

„Viele von meinen Romafreunden sprechen diese Sprache nicht und gehen in die Schule, weil niemand weiß, dass sie Zigeuner sind, da sie sich zivilisiert benehmen.“ „Sie sind sehr anständig und sprechen, wie es sich gehört, und benehmen sich uns gegenüber gut. Hier im Dorf kommt jeder mit den Roma gut aus. Abends am Wochenende, wenn wir ins Dorf in die Bar gehen, kommen sie immer zu uns und man kann mit ihnen gut reden. Sie sind sehr ordentlich. Sie ziehen sich sehr gut an und die Hauptsache ist, dass sie sich regelmäßig waschen.“

Neben den einschlägigen Stereotypen gibt es einige wenige, die positiv bis zweischneidig sind, angefangen mit dem klassischen ewig fidelen Musikanten. „Ihre Gewohnheiten sind: zu singen, zu tanzen, glücklich zu sein, Musik zu hören.“ Außerdem wird der „starke Zusammenhalt“ der Roma von vielen als Pluspunkt genannt: „Ich bewundere an den Roma sehr ihre Einheit, die Tatsache, dass sie im Guten und im Schlechten zusammenhalten.“ Anderen macht diese Einheit Angst.

Sehr unterschiedlich wird auch die „Angepasstheit“ bzw. das „Traditionsbewusstsein“ eingeschätzt. Einerseits gibt es die Aussagen, die man frei

nach Oișteanu¹² unter dem Motto „Ein guter Zigeuner ist einer, der keiner mehr ist“ zusammenfassen kann. Viele begeistert dagegen gerade das Festhalten an den Traditionen.

„Ich glaube, sie sind Menschen genau wie wir, nur dass sie ihre Traditionen mehr beachten, nicht nur in den Dörfern, sondern auch in den Städten. Sie sind sehr freundlich, haben schöne Lieder und eine Sprache, die für uns ungewohnt ist, aber trotzdem melodios.“

Wieder andere sehen die Anpassung an die Bräuche der Rumänen als bedrohliche Einmischung: „Sie beginnen an unserem Leben teilzunehmen und das ist nicht gut so.“

Über die Gründe für die Entstehung und die Beständigkeit der Zerrbilder lässt sich lange philosophieren, anfangen mit der allgemeinen Skepsis des Menschen gegenüber allem Fremden, insbesondere gegenüber dem Fremden vor der eigenen Haustür, was die Roma für viele Rumänen wortwörtlich sind. Im Vergleich mit den Stereotypen von einer anderen Minderheit im eigenen Land, wie sie Oișteanu in seiner herausragenden Studie zum „Bild des Juden in der rumänischen Kultur“¹³ darstellt, entdeckt man einige Parallelen, etwa dem „schmutzigen, stinkenden Juden“ (*jidantul murdar, împuțit*) und dessen Feigheit (*evreul laș*). Der imaginäre Jude ist wie der imaginäre Zigeuner nicht für die Landwirtschaft zu gebrauchen, aber im Handel, der ihm im Blut liegt, „gerissen“ (*evreul negustor, viclean*); genauso *șmecher* wie der *țigan* übervorteilt er die anderen. Auch hier wurden „magische Kräfte“ vermutet (*evreul vrăjitor*), auch die Juden mit dem „Teufel im Bunde“ gesehen. Bestimmte Stereotype sind also nicht speziell auf die Roma gemünzt. Selbst die Redensart über die „unveränderlichen Zigeuner“, „Der Zigeuner bleibt immer Zigeuner“, gibt es wahlweise mit den „ewigen Juden“ als Protagonisten: *Jidantul tot jidan râmâne*.

Über die Alltagssprache werden bis heute eine große Menge an ethnischen Stereotypen vermittelt. Dies zeigen die Antworten der Jugendlichen auf die Frage „Welche Redensarten über die Roma kennst du?“. Mehr als 30 unterschiedliche Redewendungen wurden genannt. Im Rumänischen kann man sprichwörtlich „stehlen, betteln, stinken, schmutzig sein, spucken, fluchen, streiten wie ein Zigeuner“. Schlechte Manieren legt auch jemand an den Tag, der „spricht wie ein Zigeuner“ – er spricht vulgär und

¹² Vgl. Andrei Oișteanu: *Das Bild des Juden in der rumänischen Volkskultur. Zum Problem scheinbar positiver Vorurteile*, Konstanz 2002, S. 30, zur traditionellen Auffassung, ein guter Jude sei einer, der aufhört, Jude zu sein.

¹³ Andrei Oișteanu: *Imaginea evreului în cultura română*, București 2001.

schimpft viel. Wer sehr unstet ist, wechselt die Dinge „wie der Zigeuner sein Pferd“. „Wie die gesäuerte Suppe (*ciorbă*) auf dem Tisch des Zigeuners“ ist etwas, das man selten bekommt. Die Armut der Roma ist der Überlieferung nach also so groß, dass selbst eine schlichte Suppe etwas Besonderes ist.

Die meisten Wendungen beziehen sich auf „typische Wesenszüge“. „Ertrinken wie der Zigeuner am Ufer“ bedeutet, sich lächerlich zu machen, indem man kurz vor dem Ziel aufgibt. Eine oberflächliche, chaotische Arbeit ist eine „Zigeunerarbeit“. Mit feinen, kultivierten Dingen kennt er sich nicht aus: „Der Zigeuner weiß nicht, wozu der Safran gut ist.“ Nicht vertrauenswürdig ist er noch dazu, „Den Zigeunern und Griechen sollst du nicht trauen.“ Denn: Sie „zigeunern herum“ (*se țigănesc*), was soviel bedeutet wie „feilschen, betrügen“. Außerdem weiß man: „Wenn der Zigeuner Hunger hat, singt er, und ihm vergeht der Hunger.“ Was sie neben dem Feilschen also immerhin können, ist im Elend glücklich sein – und geschickt Feuer machen, „wie die Zigeuner“ eben.

Unschwer ist zu erkennen: Der *țigan* der Aufsätze deckt sich in vielen Punkten mit dem „sprichwörtlichen“ *țigan*. Erzieher und Massenmedien vermitteln die Bilder weiter. Ähnlich dem „schwarzen Mann“, der in der ebenso schwarzen Pädagogik im deutschsprachigen Raum noch vor einiger Zeit gefragt war, dient der *țiganul cu sacul* in der rumänischen Erziehung der Bedrohung und Einschüchterung. „Sei brav, sonst kommt der Zigeuner mit dem Sack.“ Aus dem Fernsehen kennen die Schüler vor allem die „gerissenen Diebe“ und den luxuriösen Lebensstil einzelner reicher Roma, den sie daher für sehr verbreitet halten. Dass *țigan* nichts Gutes bedeutet, wissen die Jugendlichen schon aus dem allgemeinen Sprachgebrauch, sie kennen und verwenden den Begriff als Schimpfwort. „Sowieso sind sie für uns nichts als Zigeuner.“ „Die Roma sind halt Zigeuner. Sie stehlen Sachen, die sie dann verkaufen.“

Fast alle der Stereotype haben eine lange Geschichte, sind tief verwurzelt in der Mentalität und daher nicht in wenigen Sätzen zu entkräften. Natürlich gründen sie sich auf einen Teil der Wirklichkeit, der aber nur verzerrt und selektiv wahrgenommen wird – das berühmte „Körnchen Wahrheit“. Nur einige wenige Beispiele: Kogălniceanu hatte beim Schreiben seines anfangs zitierten Traktats im Hinterkopf, dass man den Roma Faulheit nachsagt. Obwohl er im Grunde sicher wusste, dass Sklaven zu harter Arbeit gezwungen waren, nahm er daher nur „herumlungernde“ Menschen als Roma wahr und stellte das Schmiedehandwerk als Zeitvertreib für Faulpelze dar: „Wenn sie ab und zu arbeiten, dann bevorzugen sie Schmiedearbeiten.“ Vermutlich sah er tatsächlich Roma das Fleisch verendeter Tiere essen, blendete dabei aber aus, dass sie unter Armut und Hunger litten, und

hielt es für eine der skurrilen und Ekel erregenden Vorlieben, von denen er schon so viel gehört hatte.

Da die breite Öffentlichkeit nur bruchstückhaft über die Kultur der Roma informiert ist, verbreiten sich Phantasievorstellungen ungestört weiter. Die Tatsache etwa, dass die wenigsten Rumänen mehr als ein paar Wörter Romani können, wie die Studie ergab, trägt zu folgender Entwicklung bei: Viele der Romani-Wörter, die ins Rumänische übernommen wurden, bekamen eine negativere Bedeutung und einen vulgären Beiklang. Auch hier drückt sich die Verachtung gegenüber den Roma aus. So wurde etwa aus dem neutralen Wort *muj*, das im Romani „Mund“ bedeutet“, im Rumänischen das derbe Schimpfwort *muie*, das ähnlich gebraucht wird wie der italienische Fluch *cazzo*. Wer Romani hört, erkennt also häufig nur die Wörter, die im Rumänischen eine vulgäre Bedeutung haben und auch in den Texten der Manele, der im „Phantombild“ erwähnten orientalischem angehauchten Popsongs, auftauchen. Die „exotische“ Lautstruktur der Sprache, zu deren Grundwortschatz neben indischen Erbwörtern viele persische, armenische und griechische Wörter gehören, trägt noch weiter dazu bei, dass ihr Klang als abstoßend empfunden wird.

„Die Sprache, die sie außer dem Rumänischen sprechen, und zwar die Zigeunersprache, erscheint mir sehr kompliziert und wirr. Vielleicht kommt es ihnen nicht so vor, weil sie sie schon von klein auf lernen.“
„Wenn man sie zum ersten Mal hört, hat ihre Sprache einen vulgären Charakter und ist unverständlich. Sie fluchen sehr viel. Ein Glück, dass sie in ihrer Sprache fluchen.“ „Ihre Sprache ist überhaupt nicht höflich. Wenn einer von ihnen mit mir spricht, dann klingt es, als würde mein Hündchen Carlos bellen.“ „Sie mögen unterschiedliche Musikarten, aber besonders die, die unanständige Wörter enthalten.“

Dass die Musik der Roma für „billig“ gehalten wird, hat sich folgendermaßen entwickelt: Schon unter den traditionellen Berufsmusikern, den *lăutari*, gab es etwa 80% Roma; auch heute noch stellen sie die meisten professionellen Musiker, die sich an den Wünschen des Publikums orientieren. Da die Manele seit einigen Jahren alle Bevölkerungsschichten Rumäniens begeistern, werden sie auch von Roma gespielt, was ihnen wiederum zum Vorwurf gemacht wird. In Medien und Internet ist der rassistische Diskurs zu verfolgen, der von selbst ernannten „Anti-Manelisten“ geführt wird. Roma-Musik wird von ihnen mit Manele gleichgesetzt, den Roma deshalb „Unkultiviertheit“ vorgeworfen. Die befragten Jugendlichen halten die Manele daher oft für die einzige Musik der Roma: „Über die Kultur der Roma weiß ich nichts, aber ihre Musik habe ich gehört. Sie ist nicht so

schlimm, fast wie die östliche Musik aus Arabien. Die Zigeuner mögen die Manele, die einige Roma auch selbst singen.“

Eine starke Wirkung hat die politische Instrumentalisierung und Wiederbelebung der „guten alten Vorurteile“ seit 1989. Zeitweise lag es nicht im Interesse der Machthaber, die Hauptverantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen; bequemer war es, die Ursachen für hausgemachte Missstände wie Korruption, Schwarzhandel, Verelendung breiter Teile der Bevölkerung und zunehmende Kriminalität nicht in den „eigenen Reihen“ zu suchen, sondern die Wut und Enttäuschung der zunehmend verunsicherten Bevölkerung auf eine wenig beliebte Minderheit ohne einflussreiche Lobby zu projizieren. Zu welchen Horrorvorstellungen dieses Vorgehen bis heute in manchen Köpfen führt, zeigen einige extreme Äußerungen.

„Meine persönliche Meinung über die Roma ist fast gänzlich negativ. Sie benehmen sich wie Parasiten, ein Wandervolk, das fast in ganz Ost-Europa verbreitet ist und die Orte, die es bevölkert, infiziert, zerstört, beschmutzt und danach verlässt.“ „Ich habe keinen Zigeunerfreund, aber ich glaube, sie wohnen im Wald und auf dem Cetățuie-Hügel und gehen im Laufe des Morgens auf die Märkte zum Klauen. Sie fangen Kinder und bringen sie dazu, zu betteln, und wenn sie nicht wollen, drohen die Roma, ihnen die Hände abzuschneiden. Der Bulibaşa ist die Mutter, die das Geld einkassiert. Das Puradeu [„Zigeunerkind“] klaut und bettelt und der Zigeuner ist der Vater und macht Geschäfte mit Koffein [sic!]. 2018 werden die Zigeuner die Welt beherrschen und es wird das Ende der Welt sein. [...] Ich glaube, die Zigeuner sind die erbärmlichsten Menschen der Welt und wenn wir kein Gegengift haben, werden sie sich vermehren und werden die Herrscher der Welt. Flüchtet vor den Roma, so schnell ihr könnt. Flüchtet, denn sie schneiden euch die Hände ab.“

Es ist anzumerken, dass das zuvor gezeichnete „Phantombild“ zwar von der Mehrheit, in mehr oder weniger „klassischer“ Form, wiedergegeben wird, dass aber immerhin etwa 40% der befragten Jugendlichen die Roma ganz anders sehen, sie überwiegend positiv charakterisieren oder keine Unterschiede zur eigenen Gruppe machen. Meistens geht es hier um die große Mittelschicht jenseits der märchenhaft reichen oder verelendeten „Fernsehroma“. Die „Roma von nebenan“ pflegen zwar zum Teil eigene Traditionen, aber keinen auffällig anderen Lebensstil als die übrige Bevölkerung. Sie werden vorwiegend von Jugendlichen beschrieben, die in der Schule oder Nachbarschaft, meistens auf dem Land, Kontakte zu Roma geknüpft haben.¹⁴ Neben

¹⁴ Von Schülern, die Roma nur vom Sehen und Hörensagen kennen, was immerhin bei der knappen Hälfte der Befragten der Fall ist, werden sie oft gar nicht für

Anstand, Fleiß, Ehrlichkeit, Sauberkeit, Schönheit, Freundlichkeit, den besagten Attributen des „guten Zigeuners“, werden oft auch Hilfsbereitschaft, Verständnis für die Probleme anderer, Großherzigkeit, Gastfreundlichkeit, Humor und Freigebigkeit als Vorzüge genannt.

„Die Zigeuner, die ich kenne, sind anständige Menschen, sie sind verständnisvoll und haben ein großes Herz.“ „Sie haben eine andere Tracht und Tradition. Ihre Sprache ist sehr schön und ihre Musik ist sehr schön.“ „Wenn ich irgendein Problem habe, hören sie mir zu, wenn sie können, helfen sie mir oder geben mir Ratschläge, wie ich das Problem lösen kann.“ „Ich glaube, sie sind im Allgemeinen lebensfroher, zum Beispiel kenne ich eine alte Dame, die ungefähr 80 Jahre alt ist oder älter und immer mit den jungen Leuten tanzt, redet, erzählt und sehr liebenswürdig ist.“

„Bei meinen Großeltern im Dorf sind viele Roma, die Tauben züchten; da ich auch Taubenbesitzer bin, habe ich mich mit ihnen angefreundet. Ich verstehe mich sehr gut mit ihnen, sie sind sogar sehr freigebig, zum Beispiel sind einmal sehr viele von meinen Tauben gestorben, nur noch zwei sind mir geblieben. Als sie es erfahren haben, hat mir jeder eine oder zwei Tauben geschenkt. Man versteht sich sehr gut mit ihnen, aber unter einer Bedingung: dass man sie respektiert und dass man sie nicht beleidigt.“

„Ihre Sprache ist der Gipfel, mir gefällt es sehr, wie sie die Worte verdrehen, wie sie den Akzent setzen.“ „Sie haben Talent für Fußball.“ „Mir gefallen die Roma, weil sie zusammenhalten und schöne Tänze haben und im Unglück zusammenhalten. Mein bester Freund ist Gabi. Ich mag ihn, weil er mir im Unglück hilft und zu mir hält, wenn ich an etwas schuld bin. Er hilft mir, wenn jemand mich prügeln will. Wenn er Geld hat, dann gehen wir zusammen in den Laden.“ „Ich war schon mal in einem Roma-Haus. Es ist sehr sauber und elegant. Sie sprechen rumänisch und einige gehen regelmäßig in die orthodoxe Kirche. Viele haben Konfirmation wie wir. Man kann sehr gut mit ihnen auskommen. Wir machen viele gemeinsame Feten, und manchmal laden sie die Ungarn ein. Manchmal ziehen sie sich schöner an als die Ungarn.“ „Sie sprechen nicht vulgär mit den Menschen und du kannst allen möglichen Spaß mit ihnen machen. Sie sind sehr freundlich.“ „Bei meiner Großmutter im Dorf ist neben unserem Haus ein Haus, in dem eine Romafamilie wohnt. Ich war ein einziges Mal im Haus und es ist mir ziemlich schön vorgekommen. Es war sauber, es gab viel Gold und es gab viele Sachen aus Kristall. Mir ist es wie ein gewöhnliches Haus vorgekommen, voll mit interessanten und sauberen Sachen. Meine Meinung ist, dass die Zigeuner ganz gewöhnliche und saubere Menschen sind.“ „Zu Weihnachten ziehen die Zigeuner wie die Rumänen von Haus zu Haus und singen Weihnachtslieder, sie haben die Religion, viele der

„Zigeuner“ gehalten und tauchen daher in ihren Aufsätzen nicht auf.

Bräuche, den Lebensstil übernommen und wollen sich den Rumänen annähern. Ich persönlich war bei einem Roma zu Hause und es ist mir ziemlich klein, aber gepflegt vorgekommen.“

„Neben meiner Großmutter, die in einer Gemeinde etwas weiter weg von Cluj lebt, wohnt ein Rumäne, der eine Zigeunerin geheiratet hat, und jetzt haben sie ein ungefähr ein Jahr altes Töchterchen. Sie verstehen sich sehr gut, sie ist fleißig und macht alles, was an Hausarbeit zu machen ist. Ich verstehe mich gut mit ihr (sie ist erst 20 Jahre alt), sie ist nicht sehr anders als wir Rumänen. Einmal war ich bei ihnen zu Hause, und es ist ganz sauber, es ist wie in einem rumänischen Haus. Im Hof haben sie Gemüse, das sie anbauen. Sie zieht sich ganz schön an und ich glaube, sie gehört der orthodoxen Religion an, denn dort haben sie ihr Mädchen taufen lassen. [...] Sie sind eine normale Familie!“

„Ich war bei meinen Freunden zu Hause, die Atmosphäre war schön, angenehm, warm, denn sie haben mich mit viel Wärme aufgenommen und wir haben uns sehr gut unterhalten. Sie ziehen sich normal an, sie benehmen sich normal.“ „Sie haben Traditionen wie die Rumänen: Weihnachten, Ostern ... Zu Weihnachten gehen sie von Haus zu Haus und singen Lieder. Und zu Ostern machen sie auch dasselbe. Ich glaube, Roma sind genauso wie Rumänen. Es gibt mehrere Arten von Roma: Gabori, Corturari, Aurari etc.“ „Wir haben mit ihnen die Gastfreundlichkeit, die Gutherzigkeit und den Charakter gemeinsam.“

Insgesamt zeichnen die Teilnehmer mit persönlichen Kontakten viel seltener das klassische Negativbild, viel häufiger dafür ein positives Bild von den Roma. Ausschlaggebend sind neben näheren Kontakten vor allem der Einfluss der Schule und der Eltern. Während in einer der Grundschulen fast 80% ein eher finsternes Bild von den Roma malten, hatten in einer anderen Grundschule, die in allen Punkten, wie etwa dem Anteil an Romakindern in den Klassen, vergleichbar war, mehr als 80% eine eindeutig positive Meinung. Der Hauptunterschied: In der zweiten Schule setzten sich die Lehrer, teils durch EU-Programme gefördert, engagiert gegen Diskriminierung ein, veranstalteten multikulturelle Feste und Fußballturniere, boten Romani-Kurse an.

Was den westlichen Betrachter, der an die viel zitierte politische Korrektheit in den Kreisen der Bildungsbürger gewöhnt ist, besonders verblüffen mag, ist ein anderes Ergebnis der Studie: Je gebildeter die Eltern sind, desto vehementer lehnen ihre Kinder die Roma ab. Ein Grund dafür liegt in der sozialen Distanz – von klein auf werden gerade Akademikerkinder vor Kontakten gewarnt:

„Ihre Wesenszüge sind negativ. Als ich klein war, haben meine Eltern mich immer gewarnt, dass ich mich von den Zigeunern fernhalten soll,

dass sie stehlen, seltsame Sachen machen, sich mit dir anlegen und, wenn du dich ihnen nicht unterwirfst, kann es sein, dass sie dich schlagen.“

Von den städtischen Bildungsbürgern werden die Roma als „bäurische Menschen“ verachtet – oft für Bräuche wie das Feiern opulenter Hochzeiten oder den Neujahrsbrauch *Capra*, die bei der Landbevölkerung insgesamt verbreitet sind. Dazu macht die Armut der Bettler, die sie automatisch für Roma halten, den Jugendlichen Angst. „Wenn ich auf der Straße gehe, fürchte ich mich. Sie sind Bettler, sie versuchen dir Dinge zu verkaufen, manchmal folgen sie dir auf der Straße.“ Dass aber in einem Gymnasium, in dem die zukünftige Elite des Landes mit deutschem Kulturgut und westlichen Werten erzogen wird, die Aufsätze fast ausschließlich aus romafeindlichen Äußerungen bestehen, weist auf einen weiteren, wichtigeren Grund hin: die Obsession rumänischer Intellektueller, dass Rumänen im Westen mit „Zigeunern“ gleichgesetzt werden, dass Rumänien mit seiner großen Zahl verarmter Roma von den alten EU-Staaten abgelehnt wird.

„Was ich empörend finde ist die Tatsache, dass diese Roma [...], die für Betrügereien in andere Länder emigrieren, sich als Rumänen ausgeben und unser Land dann ihretwegen viel leiden muss.“ „Sie machen unserem Land Schande! [...] Sie haben uns schon oft vor der ganzen Welt gedemütigt und sie werden uns weiter vor der ganzen Welt demütigen. Sogar der Landesname ist ROM = Zigeuner MANIA = Wahnsinn.“

Wie schon bei Kogălniceanu bringt also der Blick nach Westen nicht nur Offenheit und Liberalität, was den Respekt vor den Traditionen der Roma angeht. Der „Zigeuner“ dient den Intellektuellen als willkommenes Gegenbild zum Rumänen, weil man weg vom Orient möchte.¹⁵

„Die Kultur der Roma unterscheidet sich sehr von der der Rumänen oder Deutschen, sie sind noch ein Barbarenvolk, das stiehlt, ohne Schamgefühle, schmutzt und einfach nicht zivilisiert werden will.“ „Wir sind anders als sie, weil unsere Familien sehr anständig sind, nicht stehlen, nicht betteln, nicht vulgär sprechen.“

Die Abstempelung zum „faulen, rohen, ungehobelten, ungebildeten, schmarotzenden“ Balkanesen und was den Rumänen außerdem an Stereotypen aus dem Westen entgegenschlägt, kann somit direkt weitergegeben

¹⁵ Lucian Boia schreibt in *Geschichte und Mythos* (s. o.), S. 186, vom „krampfhaften Bemühen der Rumänen, dem östlichen Kulturkreis zu entinnen“.

werden, nach dem Motto: „Wir sind modern, westlich und fortschrittlich – die eigentlichen Balkanesen, das sind die ‚Zigeuner‘!“

Catalin Dorian Florescu

Ganoven der Postmoderne*

Mein Roman *Der kurze Weg nach Hause* fängt damit an, dass eine Mutter der kleinen Tochter erklärt, was Ganoven sind. Ganoven seien Menschen, die ihren Platz auf der Welt noch nicht gefunden haben, sagt sie. Das ist auch ein Kommentar zur Situation der zwei jungen Protagonisten, Luca und Ovidiu, die am Ende einer Reise angelangt sind, die sie von Zürich über Wien, Budapest, Timișoara bis an die Schwarzmeerküste Rumäniens geführt hat. Sie müssen sich fragen: Wozu das alles? Wozu die Raserei über den halben Kontinent? Wozu die Sehnsucht nach einer Heimat, die nicht mehr ist, wie man sie zurückgelassen hat, allein schon, weil man sie jetzt mit Erwachsenenaugen sieht? Wozu unruhig bleiben und suchen nach den vertrauten Gerüchen der Kindheit, nach der Melodie der heimatlichen Sprache, nach den bekannten Bewegungen und Gebärden der Menschen, nach dem Licht und der Landschaft? Und vielleicht mehr als alles andere: Wozu sehnsüchtig bleiben wollen?

Denn das Leben des Emigranten, vorausgesetzt er ist empfänglich für solche Dimensionen, ist geprägt von einer Art nostalgischen Denkens. Vom Wunsch, jene Kulissen aufzusuchen, die über sich hinausweisen und in eine Welt führen, in der man geborgen ist, bei den seinen, wo man verstanden wird und versteht, ohne vorher einen Sprachkurs zu absolvieren. Je früher man seine Heimat verlassen hat, desto stärker bleibt sie in der Erinnerung magisch überhöht, man weist ihr die Qualität der Heilung zu oder der Linderung jener Schmerzen, die das Exil zugefügt hat.

Das ist bis zu einem gewissen Grad auch bei mir der Fall. Ich habe Rumänien am Scheidepunkt von Kindheit und Adoleszenz verlassen. Meine Erinnerungen haben viel mit Gerüchen, Stimmungen, mit Sinnlichem zu tun. Vielleicht nur, weil ich Schriftsteller bin und als solcher aufmerksam gegenüber diesen oft vernachlässigten Aspekten des Lebens. Vielleicht aber auch, weil ich keine Zeit hatte, ein realistisches Bild meiner Heimat aufzubauen. Zu korrumpieren und korrupt zu werden zum Beispiel. Weil das Hässlichste in mein von den Eltern abgeschirmtes Leben noch nicht eingedrungen war, nicht als unmittelbare Erfahrung jedenfalls, höchstens durch die Eltern vermittelt, durch ihre Kommentare und Befürchtungen.

Ich habe mich dort nicht verliebt und wurde nicht enttäuscht und getäuscht. Ich bin dort nicht verzweifelt, weil mir die Diktatur jede Möglichkeit nahm, mich als (ganzer) Mensch zu fühlen, und dann, als die Diktatur gefallen war, Täuschung und Lüge weiter Bestand hatten. Und ich

habe dort nicht gehungert, die schlimmste Erniedrigung vielleicht, die dieses Volk neben der allgegenwärtigen Angst erdulden musste. Ich bin just vor der schlimmsten Zeit und noch ein halbes Kind weggegangen und habe meine Haut gerettet, meine Würde, das Bewusstsein, niemals geknickt worden zu sein vor einem sadistischen Milizionär oder Beamten; Herr über meine Entscheidungen zu sein.

Ist Rumänien meine Heimat? Nicht wirklich. Ich bereise es heutzutage flüchtig, zwei, drei Wochen höchstens am Stück. Mit Schweizer Pass und Euros. Wenn man im teuersten Hotel am Platz übernachten, im teuersten Restaurant sich verköstigen kann, wenn man sich nicht am Kummer, am bitteren Alltag, aber auch nicht an den guten Seiten des Lebens dauerhaft beteiligt – die Betonung liegt hier auf *dauerhaft* –, wenn man keine Verpflichtungen eingeht, nicht die Verpflichtung der Liebe oder diejenige, etwas aufzubauen, nicht die Verpflichtung, gemeinsam mit andern alles durchzustehen, ohne wahnsinnig zu werden, dann kann es nur eine ein-dimensionale Heimat sein.

Eine, die an die kindliche Heimat erinnert, so wie ich sie umrissen habe. Man geht dann hin, hat starke Erlebnisse, spürt Melancholie, Trauer, unsagbare Freude, isst seine Lieblingsgerichte, man schüttelt sich mit den Freunden vor Lachen, wischt sich die Tränen weg und reist wieder ab, wenn einem das Chaos über den Kopf wächst. Rumänien wird also erst dann reelle Heimat sein, vielschichtige und gelebte Heimat, wenn ich dort gründlich geliebt habe, getäuscht worden bin, verzweifelt bin, die Schattenseiten ertragen habe, dagegen angekämpft, aber auch die hellen Seiten kennen gelernt habe. Vor allem aber, wenn ich trotz all dem nicht davongelaufen, sondern am Ort geblieben bin, als Augenzeuge meiner Heimat.

Ich sagte schon, dass ich eine sehr sinnliche, unmittelbare Wahrnehmung meiner Heimat habe. Diese Dimension lebt in allen fort, auch in solchen Menschen, die ihr Land als Erwachsene verlassen haben. Einer, der in Österreich lebt, erzählte mir mit glänzenden Augen, dass er sich jedes Mal wie elektrisiert fühle, wenn er zu Hause sei. Ein anderer fährt jeden Freitagabend nach der Arbeit von Wien nach Timișoara, achthundert Kilometer, und Sonntagabend wieder zurück. Auf dem Hinweg fühlt er sich wie mit Leben aufgepumpt, auf dem Rückweg wird er kurz nach der rumänisch-ungarischen Grenze schläfrig, als ob er nicht ankommen wollte.

Vielleicht zeigen diese Erlebnisse, worum es bei der Heimat gehen könnte. Es ist das Gefühl der Energetisierung, der Durchflutung mit Leben ohne Wenn und Aber, ohne sprachliche Fehler, ohne Angst vor dem Gegenüber. Man taucht in ein warmes Medium ein, wo Heilung möglich ist. Ein verlorener Teil findet zu den anderen Teilen zurück. Man fühlt sich wieder ganz. Mit dem Begriff *Medium* beschreibt man diffuse sinnliche, oft nonverbale Erfahrungen, die als Ganzes den Eindruck von etwas

Altbekanntem und Vertrautem erzeugen. Einige dieser Erfahrungen habe ich schon erwähnt: die Tonalität und die Melodie der Sprache, die Gebärden und Körperhaltungen, den Geschmack der Gerichte, den Geruch. Im Zusammenspiel ergeben sie einen wichtigen Bestandteil der Heimat.

Selten aber wird diese mediale Erfahrung lange andauern. Die Realität holt einen ein, sie stellt Anforderungen und muss konkret gestaltet werden. Das *Gestalten* ist neben dem Medium die zweite Dimension, in der wir uns bewegen. Gestaltend wirken wir auf unsere Umwelt ein, gestaltend pflegen wir Beziehungen. Meine Vermutung ist, dass die Heimat nicht nur eine mediale Erfahrung sein kann. Sie muss auch gestaltet werden aus ihrer Aktualität heraus. Erst das Vorhandensein beider Dimensionen trägt dazu bei, dass man in seiner Heimat verwurzelt ist.

Rumänien ist somit in meinem Fall keine Heimat. Ist es die Schweiz, wo ich seit fünfundzwanzig Jahren lebe, interessiert an gesellschaftlichen Prozessen teilnehme, die sozialen Codes kenne, Schweizerdeutsch spreche, Schweizer Freunde habe, und nicht zuletzt, wo ich mein Publikum und meine literarische Sprache, das Deutsch, gefunden habe? Nein, sie ist es auch nicht.

So wenig wie meine Rumänienerfahrung in der erwachsenen Gestaltung der aktuellen Heimat verwurzelt ist, so wenig stützt sich die Schweizerfahrung auf eine sinnliche Unmittelbarkeit. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Vor kurzem wurde in der Schweiz ein Film über das Leben einer Sängergestalt, Mani Matter, gezeigt. Seine Lieder sind jedem Kind bekannt. Die Menschen gingen ins Kino, ließen sich von Mani Matter zurück in ihre magische Kindheit führen, in jenes Medium, von dem ich bereits sprach, und kamen dann mit einem verschmitzten Lächeln und Funkeln in den Augen wieder heraus.

Ich hingegen konnte bloß bittertraurig feststellen, dass es eine Dimension war, zu der ich keinen emotionellen Zugang hatte und die ich mit keinen Erinnerungen verband. Sie trennte mich unwiderruflich von meinen Freunden, ganz einfach, weil ich in der Schweiz nicht Kind war. Wobei klar sein sollte, dass Mani Matter nur stellvertretend für alle möglichen Früherfahrungen des Menschen steht. Ich aber gerate ins Schwärmen bei rumänischen Balladen, Volksliedern, Trink- und Festmusik, wie man sie nennt. Darüber hinaus meine ich, Stimmen als heimatlich zu erkennen und Ähnliches mehr. Ja, man kann sagen, dass der letzte Hurensohn in Rumänien mir durch seine Ausdrücke, seine Gebärden und seine Aussprache mehr Heimatgefühl vermittelt als der allseits geliebte Schweizer Mani Matter.

Ich bewege mich zwischen den Schweizern, und ihre Körper und die Art, wie sie sie einsetzen, sind mir fremd und meiner befremdet mich noch mehr. Ich rede Deutsch und fühle mich nicht real. Wenn ich aber Rumänisch rede, fühle ich mich geerdet. Ich spreche Schweizerdeutsch oft mit

dem Pathos, der Tonalität und dem Rhythmus meiner Herkunft. Die protestantische Kargheit und Kontrolliertheit sind mir nicht eigen, sondern ich kenne sie aus der Beobachtung meiner Umgebung. Trotzdem verbiete ich mir zuviel Expressivität, um nicht stärker aufzufallen als nötig. Das gelingt aber nicht immer. Ich begegne Menschen oft mit maximaler Intensität, während die Regeln hier besagen, dass Beziehungen und Freundschaften sich langsam und verhalten anbahnen müssen – eine besondere Eigenschaft alpenländischer, nordischer Kulturen, aber auch eine Folge der starken Individualisierung in der modernen Industriegesellschaft.

Wobei zu sagen ist, dass die Intensität Rumäniens und anderer mediterraner romanischer und balkanischer Kulturen schnell in Chaos überschwappen kann. Es sind dies zumeist Kulturen, die noch stark in der Agrarwirtschaft verhaftet sind. Da ist das Dorfleben zentral und dadurch ein bildhaftes, plastisches Denken verbreiteter als ein logisch-lineares. Die wohlthuende Nähe und Emotionalität führen zu Überhitzung und Exzessen wie Alkoholismus oder Gewalt. Der Bürgersinn fehlt oft. Das Märchen, das Fabulieren, der Aberglaube, die Folklore haben einen besonderen Stellenwert. Ich will nicht sagen, dass es keine modernen Strömungen gibt, sondern dass die genannten Aspekte weiterhin stark Denk- und Verhaltensmuster und Erwartungen prägen.

Rumänien ist nicht ganz Heimat, denn dafür fehlt die gestaltende Dimension. Die Schweiz ist es auch nicht, weil die sinnliche Dimension fehlt. Kann man sich unter solchen Umständen Heimat erarbeiten? Ich vermute, dass man sich bestenfalls unter Preisgabe einer der zwei Dimensionen in einem neuen Zuhause einrichtet. Man kann als Österreicher sich Italien zur Wahlheimat machen, an der Bar gebrochen Italienisch sprechen, ein Haus kaufen und somit versuchen, in das mediale Italien – was wir *italianità* nennen – einzutauchen. Es wird schwierig werden. Es fehlen die sinnlichen frühen Erfahrungen, die Körperlichkeit eines Italieners zum Beispiel. Man wird sich aber mit der Zeit immer weniger als Gast fühlen und etwas mehr zu Hause.

Oder man kann als osteuropäische Frau dem westeuropäischen Mann in dessen Heimat folgen, was mittlerweile ein soziales Phänomen von beachtlichem Ausmaß ist, ihm Kinder gebären und eine gute Ehefrau sein und nach einiger Zeit merken, dass man im neuen Zuhause etwas Sinnvolles tun möchte. Ich kenne solche Rumäninnen, die nach der ersten Zeit des Glücks, dem Elend entkommen zu sein, eine sinnvolle Aufgabe suchen. Sie wollen mitgestalten. Sie wollen einen neuen Beruf erlernen, einen Arbeitsplatz finden, Menschen kennen lernen und somit an diesem Zuhause partizipieren. Haben sie dadurch auch eine Heimat gefunden? Kaum. Wenn sie Glück haben, werden sie durch ihre eigenen Kinder etwas von der Sinnlichkeit dieses Zuhauses erfahren, von den Stimmungen und Ahnungen,

von den Märchen und den Liedern. Von Mani Matter. Aber sie werden weiterhin Jahr für Jahr für einige Wochen in die östliche Heimat zurückfahren.

Könnte ich umgekehrt nach Rumänien auswandern und ein ganzer Rumäne werden? Nein. Nur unter der Preisgabe dessen, was ich hier im Westen geworden bin.

Ein vorläufiges Fazit: Man darf die Heimat – wenn es so etwas überhaupt gibt und nicht erst durch das nostalgische Denken des Emigranten oder durch den Nationalisten erfunden wurde – weder nostalgisch überhöhen noch deklassieren, indem man sagt: Die Heimat ist dort, wo man sich gut fühlt, oder wo die Freude sind, oder wo man die eigene Sprache spricht. Eine bekannte Schriftstellerin fand sogar, sie könne mit dem Begriff der Heimat nichts anfangen, und meinte, ihre Freundschaften pflege sie im Internet. Das alles sind Verkürzungen des Begriffs der Heimat. Man sollte dann fairerweise deklarieren, dass man nur willig und fähig ist, allein bestimmte Aspekte der Heimat zu würdigen. Auch darf die Heimat nicht mit dem Vaterland oder dem Zuhause verwechselt werden. Ich glaube, wie ich auszuführen versuchte, dass Heimat etwas zu tun hat mit einer medialen *und* einer gestaltenden Erfahrung.

Ich komme nun zum letzten, aber für mich vielleicht wichtigsten Punkt: dem Platz im Leben in der Postmoderne allgemein, jenseits der Emigrantenschicksale. Das betrifft jeden, weil er an einem Wirtschaftssystem teilnimmt, das uns alle nach und nach entwurzelt. Man nennt es nur anders: Flexibilität und Mobilität. Die kapitalistischen Entwicklungen der Postmoderne – nicht anders als in den Anfängen, aber sozial etwas abgefederter, das heißt weniger offensichtlich – brauchen den Menschen in seiner Funktion (als Werkkraft, Konsument etc.).

Will man erfolgreich sein, muss man heute in Wien, morgen schon in Hongkong einsetzbar sein und unzählige Überstunden machen. Will man erfolgreich sein, snifft man Kokain oder schluckt Pillen, um alles durchzustehen. Man nimmt Einsamkeit in Kauf, besucht den Therapeuten, lässt saufend die Sau raus am Wochenende, lebt portioniert und auf Sparflamme. Man macht aus sich und seinem Körper Artikel, die man verkauft, besucht psychologische, esoterische Veranstaltungen, liest die einschlägige Literatur, sucht sehnsüchtig Bars auf, zahlt vor allem und füttert so einen erfolgreichen Zweig des Systems: die Industrie des Glücks.

Was ich damit sagen will, ist Folgendes: Die Chancen in der Postmoderne sind groß, man kann sich entwickeln, eine Person werden. Aber die Gefahren sind gewaltig: Man wird entweder gehetzt, erschöpft und anschließend einsam, oder zynisch und ignorant – und dadurch zur gewinnmaximierenden Fratze des Systems. Dieses System ist so erfolgreich, dass es niemanden einzuschüchtern braucht. Der Sozialismus traute seiner

Überzeugungskraft nicht und überwachte die Menschen. Dieses System hingegen kann davon ausgehen, dass der Mensch von sich aus gehorcht bzw. mittels Werbung oder Drohung mit dem Verlust des Arbeitsplatzes weichzuklopfen ist. Es will des Menschen bester Freund sein, aber es entwurzelt ihn auf vielfältige Art und Weise.

Was kann man also Menschen geben, die niemals emigriert sind, aber gemeinsam mit den Emigranten in unseren Zeiten leben? Die spüren, dass etwas in ihrem Leben nicht stimmt, dass das nicht alles gewesen sein kann? Denn ich befürchte, dass nur sie noch ein offenes Ohr haben für so altmodische Themen wie *Der Platz im Leben*. Für alle anderen, die sich schon verloren haben, die Tiefe und Wachheit für eine Hand voll Illusionen aufgegeben haben, ist dieses Thema schlicht obsolet. Man ist das Klicken, mit dem man sich im Netz bewegt. Man ist der Erfolg, den man hat. Man konsumiert eine neue Frau – obwohl man gerade diesen Menschen nicht verloren geben, sondern sie als Gesprächspartnerin gewinnen sollte.

Sie sehen schon: Wenn man mich nur als Emigrant wahrnimmt und mich nur dazu etwas sagen lässt, neutralisiert man mich. Man darf sich zurücklehnen und meinen, man sei nicht betroffen. Wenn man mich hingegen sein lässt, was ich bin, Rumäne und Schweizer, Ost- und Westeuropäer, modern und altmodisch, dann lässt man zu, dass ich mich entfalten kann und Wirkung erziele. Wenn ich darüber hinaus nicht nur als Ost- oder Westeuropäer verzweifeln, lieben, trauern, lebendig sein darf, sondern als ganzer Mensch, dann fühle ich mich am wohlsten. Wenn man akzeptiert, dass ich wandere, mal hier, mal dort, und aus der Tiefe meiner Menschlichkeit darüber berichte, dann bin ich als Schriftsteller dort angelangt, wo ich sein möchte. Es ist vielleicht kein wirklich existierender Ort, aber das Beste, was einer wie ich haben kann.

Ich diesem Sinne wünsche ich meinen Leserinnen und Lesern den Mut, gründlich zu verzweifeln, zu lieben, zu trauern, sich zu verlieren und wiederzufinden, angesichts der Schönheit des Lebens zu staunen und ihre Hässlichkeit zu bekämpfen. Im Wissen darum, dass wir, wenn wir durch das alles hindurch sind, nicht den Platz im Leben gefunden haben, aber viele Wege dorthin gegangen sein werden. Und dass es sich alles in allem gelohnt hat.

* *Der hier leicht überarbeitete Text „Ganoven der Postmoderne“ entstand für das Erich-Fried-Symposium im Literaturhaus Wien 2003.*

Wolfgang Kühn

Slideshow

Freitag, kurz vor halb ein Uhr mittags. Cafe Schwabing, München. Eine Stadt, die ich umso mehr hasse, je öfter sie mir begegnet.

Vorhin am Flohmarkt in der Giselastraße eine CD gekauft. Yiddish Folksongs. Orchestra Of The Jewish Theatre Bucharest. In meinen geistigen Ohren höre ich die achtzehn Songs, während ich an den Kaffeehausbesuchern achtzehn Köpfe abzähle. Der Latte Macchiato schmeckt wie überall. So etwas regt mich auf.

Meine Augen auf das große viereckige Fenster zur Straße gerichtet. Ein großer Bildschirm. Die Slideshow kann beginnen. Ich klicke die Datei Rumänien an. Mein Kopf, ein großer Speicher. Für Namen. Zahlen. Länder. Die Erinnerungen fein säuberlich geordnet. Chronologisch abgespeichert. Der Projektor wirft das erste Bild an die Wand.

EINS. Anfang der Achtziger Jahre. Über mein Fußballalbum gebeugt, klebe ich rumänische Mannschaften ein. Lerne mehr als im Gymnasium. TG Mureş. Universitat Craiova. Argeş Piteşti. Irgendein Team hatte gelb-rote Dressen.

Dia Nummer ZWEI ist schwarz-weiß. Und doch rot. Blutrot. Der gestürzte Diktator. Die Achtziger neigen sich dem Ende zu.

DREI. April 1993. Feldstudie erster Teil. Grau in grau. Fünf Farbtupfer. Albert, Jo, pr, MC. Und ich. An der ungarisch-rumänischen Grenze. Diese zu Fuß überqueren wollend.

Dia VIER. Immer noch an der Grenze. Zu Fuß darf diese nicht überschritten werden. Fahrräder hätten genügt. Doch so nah am Ziel darf man nicht scheitern! Wir beschließen autozustoppen.

FÜNF. MC, pr und Albert haben beim ersten Auto Glück. Jo und ich nicht. Drei Freunde. Zwei Freunde. Dazwischen eine Grenze. Und noch keine Handys erfunden.

SECHS. Fünf Stunden später. Jo und ich haben uns mit einem ungarischen Autofahrer verbrüderet, der wegen zu wenig Bargelds nicht einreisen durfte. Ich leihe ihm 100 US-Dollar.

SIEBEN. Wieder vereint. Rumänischer Grenzbahnhof. Für befestigte Straßen sind wir Jahre zu früh dran.

Den Latte Macchiato hinuntergewürgt. Der Pinot Grigio schmeckt ähnlich schal. Murfatlar kennt hierzulande niemand.

ACHT. Cluj. Klausenburg. Mein Gehirn hat strömenden Regen, knöcheltiefe Schlaglöcher und ausgehungerte Straßenhunde gespeichert.
Dia Nummer NEUN. Verschwommen. Dunkel. Die erste Nacht in Rumänien. No recall at all.
ZEHN. Die erste Mahlzeit. Im größten Hotel der Stadt. Imperial. Oder International. Oder so ähnlich. Jedenfalls am Hauptplatz. Befrackte Kellner. Und ein Glasdach, das sich mit unglaublichem Getöse öffnet.
ELF. Unter Odyssee abgespeichert. Züge, die immer wieder in Deva ankommen. Ich sehe eine unglaublich lange Menschenschlange vor dem Postamt.
ZWÖLF. Vintul de Jos. Nobody knows it! Das Ende der Welt! Bahnhofskantine. Wir trinken Bier um 1,20 Schilling! Die in Essig und Öl schwimmenden Würste bewundern wir nur. Oder bedauern sie.
DREIZEHN. Bahnhofstoilette. Als solche nicht erkennbar. Der Schriftzug *DEFECT* in Kreide.

Ausgerechnet jetzt bringt man mir mein Mittagessen. Salat vom Markt. Mit Entenbruststreifen. Ich mache rasch weiter.

VIERZEHN. Sibiu. Hermannstadt. Karfreitag 1993. Weil wir ausgehungert sind, essen wir gleich zweimal zu Abend.
FÜNFZEHN. Die bisher schönste Stadt. Ich erinnere mich an viel Gelb. Und viel Kopfsteinpflaster.
SECHZEHN. Im Zug nach Bukarest. Ich rauche. Rumänische *More*. Ein Bild mit Seltenheitswert.
SIEBZEHN. Fünf Uhr früh. Ankunft in Bukarest. Schreckensbilder überlappen sich. Bahnhofskinder ohne Beine. Tote Hunde. Und ein schrecklicher Kater!
ACHTZEHN. Fünf übernächtige, mittlerweile ebenfalls graue Objekte sitzen in einem Restaurant und warten.
NEUNZEHN. Auf diesem Dia wird Albert beim Geldwechseln von einem Rumänen übers Ohr gehauen.
ZWANZIG. Trotz (zaghafter) Knospen an den Bäumen – Bukarest ist grau. Ist Winter. Ist ewiger Winter.

Betrachte wiederum die CD. Wie sie wohl klingen mag? Muss noch zwei Tage warten. Immer und immer wieder muss ich sie betrachten. Yiddish Folksongs.

EINUNDZWANZIG. Letztes Dia der ersten Rumänienreise. Rückfahrt von Bukarest. Wir teilen uns ein Sechserabteil mit einem Rumänen, der einen Ölkantner mit sich führt. Die Fahrt ist der reinste Horror! Neben mir eine Flasche hochprozentiger Zuika. Immer wenn ich aufwache,

nehme ich einen kräftigen Schluck. So vergeht die Zeit. So verschlafe ich die Zeit.

Es wird kurz hell auf der Leinwand. Das habe ich von meinem Vater gelernt. Abschnitte durch Schnitte darstellen.

ZWEIUNDZWANZIG. Ich sitze in der Nachbarwohnung. Peter, der Rumäne hat mich auf eine Flasche Wein eingeladen. Von meinen österreichischen Nachbarn hat mich nie jemand in die Wohnung eingeladen.

Wieder ganz kurz hell. Ich benutze die Pause, um auf die Toilette zu gehen.

DREIUNDZWANZIG. Zwei Jahre später. Bin mittlerweile fast dreißig. Und wieder an einer ungarisch-rumänischen Grenze. Billy und ich zu zweit. Mit einer Kiste Bier. Unsere Rucksäcke. Und pr. Und Albert haben wir in Budapest vergessen. Verloren. Wir verteilen ungarisches Bier an die Zöllner. Das Dia ist leicht verschwommen. Die Bierkiste steht heute noch in meinem Keller!

VIERUNDZWANZIG. Der Zug steuert Richtung Constanța. Billy und ich erwachen. Beginnen den (Sonn-)Tag mit dem letzten Bier aus der Kiste. Ungarisches Köbanyai-Bier. Wir stoßen auf Kurt Cobains ersten Todestag an!

FÜNFUNDZWANZIG. Der rumänische Schaffner beschlagnahmt soeben unsere Reisepässe. Grund: (unbeabsichtigtes) Schwarzfahren zum Schwarzen Meer. Hand aufs Herz, lieber Konduktor, wegen elf Schilling fahre ich nicht schwarz!

SECHSUNDZWANZIG. Alina. Mein getrübler Blick fasst ein siebzehnjähriges Mädchen. Schulterlanges dunkles Haar. Hübsch. Die einzige Person im Zug, die Englisch spricht. Mit ihrer Mutter am Rückweg nach Constanța.

SIEBENUNDZWANZIG. Nur so alt sind Jim Morrison, Janis Joplin, Jimmy Hendrix und Kurt Cobain geworden. Ich immerhin schon 29. Billy erst 21. Das Dia zeigt uns eine rumänische Wohnung in einer Plattenbausiedlung am Stadtrand von Constanța. Ein rumänischer Familienvater tapeziert die Küche, da treten seine Frau, seine Tochter und zwei verwahrloste Österreicher mit einer leeren Bierkiste durch die Tür. Es ist Palmsonntag. Kurz nach Mittag.

ACHTUNDZWANZIG. Der nächste Morgen. Billy und ich am Frühstückstisch. Die Eltern sind in der Arbeit. Alina in der Schule. Das Frühstück hat man für uns vorbereitet. Ich fühle mich beschämt. Ob so viel Gastfreundschaft. Ob aller Vorurteile. Die mich jemals gestreift haben.

NEUNUNDZWANZIG. Grenze. pr und Albert und die Rucksäcke sind nicht nachgekommen. Billy und ich ziehen die Reise durch. Ohne Gepäck. Dafür mit einer leeren Kiste Bier. Die Rumänen sind froh, dass wir ihr Land verlassen haben. Die Bulgaren wollen uns nicht einreisen lassen. So ganz ohne Gepäck. Das Dia zeigt zwei übelriechende, unraisierte Österreicher umringt von einem Dutzend bulgarischer Zöllner. Irgendwo mitten im Niemandsland zweier Länder.

Bin auf Apfelschorle umgestiegen. Verdammt, ich gewöhne mir diese deutsche Sprache zu schnell an. Ich bin hier, um meine Sprache, meinen Dialekt zu präsentieren. Zu verteidigen. Da darf ich nicht schwach werden!

DREISSIG. Vidin. Die nächste Grenze. Ich habe Angst vorm Altwerden. Nur mehr ein halbes Jahr. Dieses Dia gäbe eine wunderschöne Postkarte. Sonnenuntergang an der Donau. Romantik pur. Billy und ich sitzen seit Stunden am bulgarischen Ufer und blicken sehnsüchtig auf die rettende rumänische Seite. Unsere Geldvorräte sind knapp geworden. Zu knapp, um die Fähre in bar bezahlen zu können.

EINUNDDREISSIG. Im Schutz der Dunkelheit überqueren wir die Donau. Rumänische Whiskeyschmuggler, die zuviel in Bulgarien eingekauft hatten, haben uns als Landsleute auf die Fähre geschleust. Den Whiskey und die Turnschuhe müssen wir auf der anderen Seite wieder hergeben.

ZWEIUNDDREISSIG. Calafati. Endlich wieder Rumänien. Eine Bar an der Grenze. Unsere neuen Freunde haben uns auf Leberpastetenbrote eingeladen.

DREIUNDDREISSIG. Eine Wohnung in Timișoara. Jemand ist gerade in den Supermarkt nebenan gegangen. Seife kaufen. Wir wissen, dass wir nicht gut riechen.

Es wird wieder hell auf der Leinwand. Der nächste Schnitt.

VIERUNDDREISSIG. Wir schreiben das Jahr 2002. Das Bild ist düster. Wir sehen den Zürichsee. In dem gerade eine Frau verschwindet. Aglaja Veteranyi (1962–2002).

FÜNFUNDDREISSIG. Heidelberg. Auch das gehört für mich zu Rumänien. Meine damalige tschechische Freundin bekommt einen Preis für junge osteuropäische Lyrik verliehen. Ich lerne Oskar Pastior kennen. Und schätzen. Und lieben. Für sein Gefühl für die Sprache. Auch dieses Dia hat einen Trauerflor. Doch das Werk bleibt bestehen.

SECHSUNDDREISSIG. Slowenien. Medana. The Days Of Literature & Wine. Literaturfestival. Rodica Draghinescu. Rumänische Literatur

wird mir zunehmend vertrauter. Wir sehen feuerrotes Haar wild gestikulierend gegen einen Sonnenuntergang ankämpfend.

SIEBENUNDDREISSIG. Gheorghe Crăciun. Der erste rumänische Gast im Literaturhaus in Krems. Wir schreiben mittlerweile Januar 2004. Ich trinke erstmals bewusst rumänischen Wein. Murfatlar.

Die Transportkassette rattert. Ich muss wechseln. Ich tue mir schwer beim Entziffern meiner eigenen Schrift, aber es muss Jänner 2005 heißen. Markus und ich wurden zu einem Literaturworkshop plus Lesungen in die Österreich-Bibliothek nach Cluj eingeladen. Michaela, eine Freundin aus einem Nachbardorf meiner Heimatstadt, unterrichtet ebendort.

ACHTUNDDREISSIG. Zugszene. Die erste alkoholische Kraftprobe nach einem Jahr absoluter Abstinenz. Wein und Bier in Strömen. Wir mit einem Linzer im Zug. Und einem Rumänen. Und einer Rumänin. Das Dia ist schon etwas verblichen. Wie eine alte Fotografie.

NEUNUNDDREISSIG. Bahnhofsrestaurant in Arad. Morgens um 7 ist die Welt noch in Ordnung. Harpo, der Linzer, Markus und ich. Und das erste Bier. Fließender Übergang.

VIERZIG. Rückkehr nach Cluj. Immer noch grau in grau. Zwölf Jahre. Wie zwölf Tage. Viel Unterschied bemerke ich nicht. Mehr westliche Werbetafeln. Und höhere Preise.

Es ist fast drei Uhr nachmittags. Ich muss in die benachbarte Schauburg. Schalte den Projektor ab. Morgen ist auch noch ein Tag. Das Cafe Schwabing hat so gut wie immer geöffnet.

Knappe sechs Stunden später. Ich habe den Diaprojektor soeben wieder angeworfen.

Dia EINUNDVIERZIG. Zwei Schnitzel in Rumänien. Köhle und Kühn. Stimmt, wir wirken in der Tat reichlich paniert, als wir Dienstagabend vor die Studentinnen und Studenten treten, um vor ihnen zu lesen. Es gefällt ihnen dennoch.

ZWEIUNDVIERZIG. Insomnia. Ein Club. Im 3. Stock eines Innenhofes. Ich weiß. Im Osten passiert viel im Geheimen. Im Verborgenen. Ich drehe an der Schärfe. Markus. Michaela. Und ich.

DREIUNDVIERZIG. Ich spüre die Kälte. Anfang Jänner. An den Marktständen. In Cluj. Es ist ein anderes Europa. Vielleicht eine andere Welt.

Bin noch immer in München. Schwabing hab ich den Rücken gekehrt. Sitze in der Taverna Pizzeria Mediterran. Nicht weit vom Goetheplatz. Näher schaffe ich es nicht. Es gibt auf der ganzen Welt keine rumänischen Restaurants.

Außer in Rumänien. Und vielleicht Moldawien. Ein Grieche ist hier das Nächste.

VIERUNDEVIERZIG. Ich sehe das kantige Gesicht von Herta Müller. Die Bitterkeit in ihrer Stimme. Ihrer Geschichte. Neben ihr, nicht im Gespräch, aber doch in der Nähe, Robert Şerban. Jünger. Fröhlicher. Das Gesicht noch nicht zerfurcht. Von der Erfahrung.

Wieder fehlt ein Dia. Ich weiß, die Dia-Show geht langsam zu Ende. Mittlerweile ist August 2006.

FÜNFUNDEVIERZIG. Der Zug fährt ein in Bukarest Nord. Nach dreizehneinhalb Jahren wieder Bukarest Nord. Erster Eindruck: Die Zeit steht still!

SECHSUNDEVIERZIG. Nahaufnahme Bahnhof. Nicht wiederzuerkennen. Der glorreiche Westen. Die Bahnhofskinder sind erwachsen worden. Oder hinausgeprügelt.

SIEBENUNDEVIERZIG. Taxifahrt. Westen bedeutet Geld. Und das muss umverteilt werden. Durch Zufall auf einen Wechselbetrüger nicht hereingefallen. Zum Glück werde ich nicht nur älter.

ACHTUNDEVIERZIG. Luftaufnahme. Fokus auf das Nationaltheater. Martin. Michael. Und ich. Mitten unter der rumänischen Jugend. Musik. Bier. Und fast vierzig Grad im Schatten.

Ich trinke Demestica. Einen halben Liter griechischen Rotwein. Dazu esse ich Hellas Pizza. Ich liebe das Undeutsche. Hier fühle ich mich wohl. Am anderen Ende des Raumes ein Spiegel. Meine neue Leinwand. Ich blicke hinein. Doch nur ein wenig von mir blickt heraus.

NEUNUNDEVIERZIG. Das nächste Dia ist verschwommen. Dunkelheit. Trotz Vollmond. Habe längst keine Angst mehr vor dieser Stadt. Wir sitzen vor der Jugendherberge. Und genießen.

FÜNFZIG. Braşov. Kronstadt. Die Schwarze Kirche. Mit dreizehneinhalb Jahren Verspätung. Bin der Einzige von damals, der es je geschafft hat. Braşov ist Rumänien. Und doch nicht.

EINUNDFÜNFZIG. Naturaufnahme. Mitten im Wald. Irgendwo zwischen Schloss Raznov und Braşov. Der Himmel hat sich getarnt. Und regnet. Drei Gestalten. Unerschrockene Abenteurer. Die vor zwei streunenden Hunden Reißaus nehmen.

ZWEIUNDFÜNFZIG. Sigişoara. Schäßburg. Ethnomusic-Festival. Jüdische Klezmermusik. Im mittelalterlichen Stadtkern. Martin. Und ich. Und zwei ehemalige Grillhühner. Momente für die Ewigkeit.

Meine Pizza Hellas geht zu Ende. Mein Demestica geht zur Neige. Auch die Rumänien-Slideshow geht ihrem Ende entgegen. Doch noch läuft der Projektor.

Dia Nummer DREIUNDFÜNFZIG zeigt Martin und mich. Die goldgelben Getränke in unserer unmittelbaren Nähe sind unschwer als Hopfenprodukte zu erkennen. Es ist längst nach drei Uhr früh. Um uns herum nur Rumänen und Rumäninnen. Sprache wie Musik. Wer braucht schon Worte?

VIERUNDFÜNFZIG. Alba Julia. Das Paradies hat viele Gesichter. Im Restaurant Eden nehmen wir ein letztes Abendmahl. Wenig kann so viel mehr sein.

FÜNFUNDFÜNFZIG. Alba Julia. Der Bahnhof. Die Wartehalle. Straßenkinder. Es gibt sie doch noch. Die Kehrseite der Medaille. Wie Fliegen. So lästig. Und doch. Am Bild sind noch andere zu sehen. Der Hund mit dem abartigen Ausschlag am Kopf. Der sich ständig um meine Beine schmiegen möchte. Der betrunkene Alte mit der abartigen Kappe am Kopf. Ein Bild wie gemalt. Zwei blonde Schönheitsfehler. Martin und ich.

SECHSUNDFÜNFZIG. Deva. Wird am Zug vorbeigezogen. In der Nacht wirkt es wie eine Stadt. Wiedersehen mit Michael. Wir trinken rumänischen Wein. Tauschen Erlebnisse aus. Regieanweisung: *IDYLLE!*

SIEBENUNDFÜNFZIG. Letztes Dia. Vințul de Jos. Der Bahnhof. Zufällig im Vorbeifahren. Der Kreis schließt sich. Aber vielleicht habe ich das alles auch nur geträumt?

Es wird hell im Raum.

Lukas Marcel Vosicky

Wechselhaft

Am Anfang war das Wetter. Wie wird es sein? Kalt wird es sein. Warum? Vielleicht wegen dieses Blaus eines Wintermorgens, grau wie die Haut nach schlafloser Nacht. In den Wetterberichten fehlte Bukarest völlig, keine Sonne, keine Wolke, kein Regen, ein meteorologisches Nichts an der Stelle der Hauptstadt Rumäniens auf den Wetterkarten, als ob das Land im Südosten Europas klimatisch nicht existierte. Nicht einmal vom Allerwelts-thema waren gesicherte Daten erhältlich, geschweige denn von Politik, Gesellschaft oder Wirtschaft. Nur die jüngere Geschichte hatte Bilder von Revolution und Umsturz auf die Bildschirme der westlichen Zivilisation projiziert. Sie wurden als Live-Dokumentarfilme wahrgenommen, nicht als Repräsentation eines reellen Geschehens, sondern als Präsentation von genetischen Projektionen. Die medialen Wirklichkeitskonstruktionen eines Vilém Flusser¹ nahmen erst später Maß am homo ludens. In der Postmoderne verglich man noch mit Mythen.

Also sprach die Erzählung. Einerseits entzog sich die Realität der Narrativität, andererseits schien nirgendwo sonst die Fiktion lebendiger, herrschten Spekulation und Irritation mächtiger als in den allgegenwärtigen Verschwörungstheorien. Wer Aufklärung verlangte, verlor sich im Labyrinth invertierter Identitätsstrukturen: Misstrauen regelte die Kommunikation über das Eigene, während das Fremde per se Kreditwürdigkeit besaß, jedenfalls soweit der Wechselkurs stimmte.

Jetzt soll alles anders werden. Der Zweifel am Bruch mit der Vergangenheit hatte am Gewissen einer Gesellschaft genagt, die es zersetzt fand in der Skrupellosigkeit der Transition. Die erstrebte Normalität verheißt Stabilität. Doch die Gewähr für ein gutes Leben ist die Sicherheit der anderen, in der diese sich wiegen zu dürfen glauben: Die neuen Eliten entfremden sich als Emporkömmlinge gerade von jener so mühsam wiedererlangten Alltäglichkeit und wecken kaum weniger Missgunst als die alten Günstlinge retardierender Machtkonglomerate. Und die erreichte Zugehörigkeit zu den internationalen Sicherheits- und Wirtschaftsinteressensgruppen versprach wohl mehr den anderen Zuverlässigkeit und Investition in die Zukunft.

Allerdings ist alles ganz anders. Jegliche Erklärungsmuster für Rumänien scheitern seit jeher an einer verwirrenden Ungleichzeitigkeit, für die

¹ Vgl. Vilém Flusser: „Das Politische im Zeitalter der technischen Bilder“. In: Medienkultur, Frankfurt am Main: Fischer, 1997. S. 134–140.

entsprechende Erzählformen zu finden sein werden. Dogmatische Handlungsverläufe kippen auch heute wie bei Mircea Eliade in archaische Symbolwelten; sie bilden fern von Phantasmagorien magische Rituale resistenter Urgeschichten und mythologischer Daseinsdeutungen. Die Ablöse postmoderner Traditionen durch angelsächsische Institutionen, wenn auch in Bildung und Wissenschaft erfolgreich vorangetrieben, wird den Zug der Zeit nicht so bald auf die parallelen Geleise eindimensionaler Fortschrittsgläubigkeit stellen, weil hesychastische² Lichtblicke dem vergänglichen Blitzlichtgewitter industrialisierter roter Teppiche widerstehen. Das lassen zwar existenzielle Identitätsentwürfe meinungsbildender Intellektueller vermuten, es differiert jedoch davon die experimentelle Wechselhaftigkeit einer jüngeren Generation, die dessen ungeachtet das Recht auf Spielregeln einfordert, wo ihre Eltern noch überall ihr Brot fanden.

Am Ende stand die Erfahrung, die nicht mitzuteilen war, weil sie zu wenige geteilt hatten. Es blieb die Erinnerung an Anekdoten, die in der Erzählung das Erlebte zur enormen Absurdität steigerten, obwohl ein Windhauch nichts anderes war als ein Windhauch: „Es ist alles ganz eitel“, heißt es bei Luther. Der Wechsel des Wetters wird nun auch in Bukarest bestimmt. Rumänien findet sich auf der europäischen Landkarte wieder. Das abendliche Blau darüber trägt zwölf gelbe kreisförmig angeordnete Sterne. Und die Moral von der Geschichte: Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Soll sein, sagte der Rumäne und trat ein.

² Der Hesychasmus ist eine mystische Bewegung des orthodoxen Mönchtums, die durch stille Konzentration das göttliche Licht zu schauen sucht.

Teresa Präauer

***Wie man schwarze Augen trägt –
wenn die Klischees zu Bildern werden***

Bilder aus der Serie *Kopftuchköpfe*.
40 x 40. Buntstift, Tusche, Aquarell/Papier. 2007











Beim Blättern durch alt gewordene rumänische Reiseliteratur entdecke ich sie immer und immer wieder: die beispielsweise rosenrankenden Tuchmuster, die die Frauenköpfe ummanteln. Die einen Rahmen bilden um ein Augenpaar, das sich entdeckt fühlt, im Vorüberfahren noch einmal skeptisch blinzelt oder aber bereitwillig grinst, sich zeigt und ausstellt: den Frauenkörper, in Pose geworfen und ausgestattet mit einem Kopftuch als stereotyp gewordenes Accessoire des Rückständigen, als unmodisches Attribut unserem Blick längst lästig. Das Kopftuch steht nicht immer oder schon lang nicht mehr für Schmuck, sondern für Arbeit und Zweckmäßigkeit, für unschicken Schutz vor Wind und Wetter, auch: für das weibliche Sich-Verstecken, Sich-Anschmiegen, Sich-Einpassen in eine Gesellschaft, in der der Mann das Lenkrad von Fortschrittlichkeit und Mobilität in seiner Hand hält.

Und dann sehe ich eine zweite Abbildung, die für das Rumänien der Reiseführer als Metapher gelten könnte: ein Pferdefuhrwerk, dessen kloßige Räder das Gehäuse, die Blech-Ummantelung eines Autos ohne Fahrgestell, tragen. Am Lenkrad sitzt ein frecher Kerl, der, von seinen Kumpanen flankiert, die Straße einer Ortschaft entlang rattert, wie um sein Besitztum öffentlich zu machen. Diese neue Hülle über altem Werkel könnte aber nicht nur dazu dienen, gesellschaftliche und politisch-wirtschaftliche Bedingungen von Fortschritt und Fortschreiten zu illustrieren, sondern ihre Frage an die Bildhaftigkeit selbst zu stellen: Das Klischee hat als Werkzeug des mechanischen Vervielfältigungsprozesses die Vormachtstellung über die Form des gedruckten Abbilds. Es fragt in der beschriebenen Abbildung, so scheint es mir, für welche neuen Bildvorlagen wir unsere alten entsorgen.

Sodann: In dem entsorgten Material der aus der Mode gekommenen Bilder kann nun die mit einem Pinsel bewaffnete Hand fischen und finden. Dort, wo die Klischees entsorgt sind, befriedet sind, sich nicht mehr als Hingucker andienen. – Aber hier ist noch etwas aufgeladen! Und da schlägt die fette Farbspur der Erinnerung durch, und manchmal bemerkt man, dass das entsorgte Bild, wo es als Paus-Papier über dem aktuellen, zeitgemäßen zu liegen kommt, noch gemeinsame Konturen findet. Einen Dienst an der Erinnerungsarbeit, die Denken ist, scheint auch die Mode, *prêt à porter et traduire*, zu leisten, wenngleich sie sich für den kuscheligen Teil der Arbeit entscheiden darf: sie nimmt sich die Zeichen ohne Rücksicht auf deren Bedeutung. Im letzten Winter haben bestickte Felljacken und Reiterstiefel vorindustriell anmutenden Osteuropa-Schick in der Wiener Innenstadt spazieren getragen.

Meine Mutter erzählt mir schmunzelnd, wie schön es gewesen sei, während der Weihnachtsmesse im ländlichen Oberösterreich der 50er- und 60er-Jahre die Köpfchen der Kirchgängerinnen durchzuzählen und dabei

zu entdecken und zu prüfen, wie denn das jeweils neue Tüchel der Freundin oder Nachbarin aussähe. Ich stelle mir das als großes buntes Ornament der floral-geometrischen Neuigkeiten vor, von oben gesehen ein Teppich aus Locken, Tüchern, Mustern, Bändern über den kalten, steinernen Boden der Landkirche gestreut.

Dort entsteht – bei mir, in meiner Arbeit – ganz nostalgiefrei eine Lust, alles, was es gibt und was geboten wird, als Bild aus Struktur und Form zu betrachten. Im neuen und alten Abbilder-Müll zu stöbern und herauszuziehen, was noch leuchtet. Und dort hinzuhören, wo Sprache zischt und Rhythmus hat und sich die Bilder zu den Worten gesellen und umgekehrt. Wo sie in der Vorstellung tief farbig werden. Wo das Bild zu sprechen beginnt und beispielsweise etwas beschreibt vom Ausstaffieren der menschlichen Figur, sodass der Körper wieder seinen Weg herausuchen muss aus dem Stoff und überall hervorbricht, wo eine Öffnung vom Spitzensaum vorgegeben und eingefasst worden ist.

Die Menschen auf diesen Bildern sind wie Berge, Tuchhügel mit Gesichtswald voller *Lebensbäume* und Lippen-Wall, rot gekennzeichnet. Hier ist es vielleicht, das Gesicht, ganz „Wüstenhochebene, sehr bewegt, pathetische schrundige Wirbel, Flammen, drinnen, vertufft“, wie der rumänische Dichter Caius Dobrescu schreibt. Es sind Skulpturengesichter mit Turmfrisuren, von Blumentüchern umknotet, mit Spangen am Haar gehalten. Es ist schwarzer Rock- und Kopftuchstoff mit leuchtend pinken Rosen, die aus Frauen Kegelfiguren und aus ihren umrissenen Köpfen Trapezformen machen, ein ganzes *Schlemmer*-Ballett der Bindebänder und Wickelschürzen um Menschenmitten mit kostbaren Seidenquasten. Auftritt der Filzhut als Kopfputz mit Pfauenfederbuschschmuck, die Hemden, an Ärmeln gefaltet, der Brustpelz aus Schafsfell zu Tuchhosen, Strümpfen, Schafstiefeln. Das Tuch, das die Trägerin selbst zum *eckigen Zeugstück* macht. Die erstarrte Pose fürs Bildquadrat und ihre Sammlung der Farbigkeiten und Menschenblicke und Tuchmuster. Aus all dem Abgelegten blickt eins aus dem Plissee der Farbschichten: *schöner ein Gesicht*, wie Klopstock singt, und dies tut es stets gegenwärtig.

Anmerkungen

Der Titel „Wie man schwarze Augen trägt“ verweist auf das „Taschenpoem“ von Filip Brunea-Fox, übersetzt von Ernest Wichner in der Lyrik-Anthologie „Auf der Karte Europas ein Fleck“. Zürich: Ammann, 1991.

Einige Gedichte von Caius Dobrescu sind nachzulesen in einem Buch über Poesie aus Rumänien: „Ich ist ein anderer ist bang“, herausgegeben von Gregor Laschen. Der vorliegende Text „wie echt“ ist übersetzt von Werner Dürsson. Bremerhaven: Edition die Horen, 2000.

II Einblicke

Othmar Kolar

Zur Geschichte Rumäniens

Einleitung – nationale und konfessionelle Bevölkerungsstruktur

Wie vieles, das interessant ist, ist die rumänische Geschichte nicht nur interessant, sondern auch kompliziert und kann ohne den geopolitischen Kontext nicht verstanden werden. Rumänien bzw. die drei Fürstentümer, aus denen es entstand – Walachei, Moldau und Siebenbürgen –, standen seit ihrer Entstehung zwischen Orient und Okzident, ohne je ganz zu dem einen oder anderen zu gehören. Rumänien war seit jeher ein Übergangsraum, in dem sich die verschiedenen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Einflüsse kreuzten, mischten und befruchteten. Die Rumänen selbst sind ja das einzige Volk, das eine romanische Sprache spricht und gleichzeitig überwiegend der orthodoxen Religion angehört – sie stehen sozusagen zwischen Rom und Byzanz. Und gerade deswegen, weil sich der Raum des heutigen Rumäniens so vielen äußeren Einflüssen ausgesetzt sah, ist die rumänische Kulturgeschichte, aber auch politische Geschichte von der Auseinandersetzung zwischen denjenigen, die sich nach außen abschotten wollten, und denjenigen, die Rumänien nach westlichem Vorbild umgestalten wollten, geprägt.

Die komplizierte und wechselvolle Geschichte spiegelt auch die Bevölkerungsstruktur wider. Nach den Ergebnissen der rumänischen Volkszählung von 2002 hat Rumänien 21.680.974 Einwohner (1930: 18 Millionen), davon 91 % Rumänen (1930: 72,6%), 6,6 % Ungarn (1930: 7,9%), 1,9 % Roma (1930: 1,5%), und je 0,2 Ukrainer (1930: 3,2%) und Deutsche (1930: 4,1%). Durch die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg (Grenzänderungen, Holocaust, Flucht) sowie die Auswanderung der Juden, die 1930 noch 4% der Bevölkerung gebildet hatten, und der Deutschen, ist die Bevölkerungszusammensetzung zwar homogener geworden, aber doch noch bunt genug geblieben. Nationale Minderheiten gibt es nach wie vor in besonders hoher Konzentration in Siebenbürgen, wo 1930 die Ungarn noch ca. ein Drittel der Bevölkerung bildeten, und auch die Deutschen (Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen) 10% der Bevölkerung ausmachten.

Ein ähnlich buntes Bild bietet sich auch bei der Betrachtung der konfessionellen Bevölkerungsstruktur. Lange Zeit, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, war für die Menschen ja nicht die ethische Identität für ihr Selbstverständnis zentral, sondern das Religionsbekenntnis. 87% der rumä-

nischen Bevölkerung sind orthodox – aber nicht nur die große Mehrheit der Rumänen, sondern auch die Ukrainer, Bulgaren, Serben und Russen. Römische Katholiken machen knappe 5% der Bevölkerung aus – in Siebenbürgen sind sie vor allem ungarischer, im Banat ungarischer und deutscher, und in der Moldau rumänischer Nationalität. Die 3% Reformierten sind hingegen fast ausschließlich Ungarn. Drei religiöse Gemeinschaften haben seit der Zwischenkriegszeit die große Mehrheit ihrer Mitglieder verloren: die mosaische Religion (1930: 4,2% – 2002: 0,02%), die Lutheraner, die fast deckungsgleich mit den Siebenbürger Sachsen waren und sind (1930: 2,2% – 2002: 0,04%) sowie die griechisch-katholische Kirche (1930: 7,9% – 2002: 0,88%). Die griechisch-katholische Kirche selbst kann man als Versuch ansehen, eine Brücke zwischen dem Westen und dem Osten zu schlagen. Nachdem die Habsburger Siebenbürgen ihrem Reich einverleibt hatten, entstand sie im Jahr 1700, als der orthodoxe Bischof Atanasie sowie eine orthodoxe Kirchensynode sich der Autorität des Papstes unterstellten. Sie durften ihre religiösen Traditionen bewahren und sollten in sozialer Hinsicht den anderen Katholiken in Siebenbürgen gleichgestellt werden, was dann allerdings nicht geschah.

Vorgeschichte und Antike

Der Raum des heutigen Rumänien lag bereits in der Antike an der Peripherie, am Rande des Einflussbereiches der mediterranen Hochkulturen. Im 1. vorchristlichen Jahrhundert gelang es den Dakern, einem thrakischen Stamm, das gesamte Gebiet an der mittleren und unteren Donau unter ihre Herrschaft zu bringen. Ihr Einfluss reicht bis ins heutige Österreich – die in Ostösterreich siedelnden keltischen Boier schlugen sie so vernichtend, dass der römische Autor Strabo dieses Gebiet als „boierische Wüste“ bezeichnete. Nach dem Tod des Königs Burebista 44 v. Chr. zerfiel das Reich in mehrere Teilstaaten, bis es König Decebal (87–106) gelang, es wieder zu einen. Die Daker gerieten immer wieder in Konflikt mit dem expandierenden römischen Reich. 105/106 eroberte Kaiser Traian die dakische Hauptstadt Sarmizegetusa in Südwestsiebenbürgen und zerstörte das dakische Reich.

Das heutige Oltenien und der Großteil Siebenbürgens wurden zur römischen Provinz Dacia. Die römische Herrschaft währte bis zum Jahr 271, als Kaiser Aurelian unter Druck der Wandervölker beschloss, die Provinz zu räumen. Und damit wären wir bereits bei einem zentralen Problem der rumänischen Historiografie, nämlich der sogenannten Kontinuität. Die Grundfrage ist: Sind die heutigen Rumänen direkte Nachkommen der romanisierten Daker bzw. der romanischen Provinzbevölkerung in Dakien

oder nicht? Diese Frage wird nach wie vor von der rumänischen und ungarischen Geschichtsforschung unterschiedlich beantwortet. Rumänischerseits geht man davon aus, dass ihre Vorfahren die Wirrnisse der Völkerwanderungszeit überdauerten, während ungarischerseits behauptet wird, zum Zeitpunkt der ungarischen Landnahme in Siebenbürgen um 900 n. Chr. hätte es dort zwar Slawen und Reste anderer Wandervölker gegeben, aber keine Rumänen. Und Nationalisten auf beiden Seiten instrumentalisieren die Ergebnisse der jeweiligen eigenen nationalen Geschichtsforschung, um daraus nationale Rechte bzw. Forderungen abzuleiten. Ohne auf die Details eingehen zu wollen, lassen sich die aufgrund der sehr schwierigen Quellenlage nicht geklärten Problemfelder folgendermaßen zusammenfassen:

1. Überlebten nach den intensiven dakisch-römischen Kriegen genügend Daker, damit von einer römisch-dakischen Synthese (und als deren Produkt den Rumänen) gesprochen werden kann?
2. Reichten die 150 Jahre der römischen Herrschaft in Dakien (106–271) aus, um die Masse der Bevölkerung zu romanisieren?
3. Wurde unter Kaiser Aurelian 271 die gesamte Provinzbevölkerung evakuiert oder nur die Oberschicht?

Mittelalter

Erst im späten Mittelalter wird die Quellenlage zur rumänischen Geschichte wieder klarer. Im 14. Jahrhundert entstanden die beiden rumänischen Fürstentümer Walachei und Moldau im Süden bzw. Osten der Karpaten. Siebenbürgen hingegen war Teil des Königreichs Ungarn und wurde politisch und ökonomisch von der magyarischen Aristokratie und dem sächsischen Bürgertum beherrscht. Die Unabhängigkeit der Walachei und Moldau wurde von Anfang an von den benachbarten Großmächten Ungarn (später Österreich), Polen, Russland sowie dem osmanischen Reich bedroht. Sie versuchten das machtpolitische Gefälle durch eine Schaukelpolitik zwischen diesen Mächten auszugleichen, aber selbst großen Fürsten wie etwa Ștefan cel Mare (Moldau, 1433–1504) gelang es trotz zahlreicher gewonnener Schlachten schlussendlich nicht, die Unabhängigkeit gegenüber dem Osmanischen Reich zu wahren. Die Walachei und Moldau wurden diesem im 15. bzw. 16. Jahrhundert tributpflichtig und sanken im Laufe des 16. Jahrhunderts nach zahllosen Kriegen zu Vasallen der Pforte herab. Ab 1711 (Moldau) bzw. 1716 (Walachei) herrschten in Iași bzw. Bukarest vom Sultan nach Gutdünken ein- und abgesetzte griechische Fürsten, die sogenannten Phanarioten. Für viele rumänische Historiker ist dieses von

Phanarioten und der griechischen Kultur im Allgemeinen geprägte Jahrhundert dafür verantwortlich, dass die beiden rumänischen Fürstentümer den Anschluss an Europa verloren und sich zunehmend orientalisieren.

Im 19. Jahrhundert begann sich das Blatt zu wenden. Ausschlaggebend hierfür waren wieder die außenpolitischen Rahmenbedingungen: Das Osmanische Reich zerfiel zusehends und an seine Stelle trat mehr und mehr das zaristische Russland. Schon 1812 verleibte es sich die östliche Hälfte des Fürstentums Moldau, das heutige Bessarabien, ein. Auch Österreich profitierte von der Schwäche des Osmanischen Reichs und annektierte 1775 den Nordteil der Moldau, die Bukowina. Eine Revolte gegen die osmanische Herrschaft (Tudor Vladimirescu – Aufstand, 1821) schlug zwar fehl, aber dennoch setzte der Sultan ab 1822 in der Walachei und Moldau wieder einheimische Herrscher ein. In zahlreichen Kriegen zwischen Russland und dem Osmanischen Reich wurden die Fürstentümer jahrelang von der russischen Armee besetzt. Nach dem Frieden von Adrianopel waren die beiden Fürstentümer de facto ein russisches Protektorat. Die russische Besetzung kann aber nicht nur negativ gesehen werden; sie vermittelte auch westliche, moderne Ideen und gab den Fürstentümern das erste Mal eine Art Verfassung, das *Regulamentul Organic* (1829).

Dass die Fürstentümer bzw. zumindest die politischen Eliten dann Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus bereits Teil Europas waren, zeigte sich im Revolutionsjahr 1848, als es auch in Siebenbürgen, der Walachei und der Moldau zu bürgerlichen Revolutionen kam. In der Moldau schlug sie fehl, aber in der Walachei, wo es ein umfangreicheres Bürgertum gab, gelang es den jugendlichen Revolutionären, die Bevölkerung zu mobilisieren und die Macht zu ergreifen. Am Anfang der Revolution stand die Proklamation von Islaz vom 9. Juni 1848. Nach drei Monaten marschierten die Russen von Norden und die Türken von Süden in die Walachei ein. Die Revolutionäre flüchteten meist nach Frankreich, einige von Ihnen, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, wurden nach Sibirien deportiert.

Die Wende zur Selbstbestimmung verdankten die Fürstentümer einer neuerlichen Änderung der außenpolitischen Rahmenbedingungen: England, Frankreich und das Osmanische Reich fügten im Krimkrieg (1854–1856) Russland eine Niederlage zu und befreiten die Donaufürstentümer von der russischen Vorherrschaft. Das 19. Jahrhundert war in ganz Europa ein Jahrhundert des Nationalismus, und die über mehrere Staaten verteilt lebenden Rumänen bildeten hierbei keine Ausnahme. Die Politiker in beiden Donaufürstentümern sahen nun die Möglichkeit, die Walachei und die Moldau zu einem größeren Ganzen, zu Rumänien, zu vereinen. Zwar mussten sie zunächst den Widerstand einiger Großmächte – besonders Russlands, Österreichs und des Osmanischen Reiches – überwinden, konnten aber schlussendlich 1859 die Vereinigung (zunächst in Form einer Personal-

union) durchsetzen. Die Unabhängigkeit des neuen „Rumänien“ wurde 1878 anerkannt.

Innenpolitisch ist die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts von zahlreichen Reformen geprägt, die Rumänien zu einem liberalen, bürgerlichen, zentralistischen Staat nach französischem Vorbild machen sollten, wobei zwischen Theorie und Praxis allerdings ein beträchtlicher Unterschied bestand. Diese Kluft zwischen „europäischem“ Recht und „balkanischer“ Umsetzung veranlasste den bedeutenden rumänischen Intellektuellen und Historiker Titu Maiorescu zu der berühmt gewordenen Prägung *forme fara fond* (Formen ohne Inhalt). Titu Maiorescu war der wichtigste Vertreter der *Junimea*, einer überaus bedeutenden kulturellen und literarischen Strömung, aber auch eines 1863 in Iași gegründeten Vereins, dessen Motto war: „Trete ein, wer will, bleibe, wer kann“. Der Verein gab ab 1867 auch eine Zeitschrift, *Convorbiri literare*, heraus, in der die Werke der rumänischen Klassiker wie Eminescu, Creanga, sowie Caragiale publiziert wurden. Bei aller gerechtfertigten Kritik an den Liberalen wegen deren „kritikloser Übernahme“ westlicher Modelle, die der rumänischen Gesellschaft übergestülpt wurden, blieben aber die Konservativen doch ein konkretes, realisierbares Alternativprogramm zur Modernisierung der rumänischen Gesellschaft schuldig.

Romania Mare – Großrumänien (1918–1938): die Sternstunde der jüngeren rumänischen Geschichte

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs war Rumänien eigentlich Verbündeter der Mittelmächte Österreich-Ungarn und Deutschland. Die politische Elite war allerdings gespalten: Die frankophile Mehrheit, insbesondere die Liberalen, waren für einen Kriegseintritt an der Seite der Entente, um Siebenbürgen und die Bukowina zu gewinnen, der rumänische König, Carol I., ein Hohenzoller, für einen Kriegseintritt an der Seite der Mittelmächte und die Konservativen waren in dieser Frage gespalten. Aber noch im Oktober 1914 verstarb Carol I., und unter seinem Nachfolger, Ferdinand I., und dem liberalen Premier Ion I. C. Brătianu trat Rumänien im August 1916 an der Seite der Entente in den Ersten Weltkrieg ein. Rumänien wurde dafür Siebenbürgen, das Banat und die Bukowina (südlich des Pruth) versprochen. Der Kriegsverlauf verlief aber nicht nach Wunsch, der größte Teil des rumänischen Staatsgebiets inklusive der Hauptstadt Bukarest wurde von den Mittelmächten besetzt. Nach der russischen Oktober-Revolution musste Rumänien im Dezember 1917 sogar einen Waffenstillstand mit den Mittelmächten abschließen, trat dann aber kurz vor Kriegsende neuerlich in den Krieg ein. Durch den Zusammenbruch Österreich-Ungarns und

Russlands konnten Bessarabien, Siebenbürgen, der größte Teil des Banats und der Bukowina gewonnen werden, was durch die Pariser Friedensverträge 1919–1920 auch international anerkannt wurde. Allerdings mit einer bedeutsamen Ausnahme: Die Sowjetunion weigerte sich, den Anschluss Bessarabiens an Rumänien zu akzeptieren.

Das neue *Groß-Rumänien* vereinigte fast alle Rumänen in einem Staat, sah sich aber mit zahlreichen innen- und außenpolitischen Problemen konfrontiert. Es war sehr schwierig, die einzelnen Provinzen mit unterschiedlichen historischen Traditionen und großen nationalen Minderheiten (Ungarn in Siebenbürgen und dem Banat, Deutsche in Siebenbürgen, im Banat, in Bessarabien und der Bukowina, Ukrainer in Bessarabien und der Bukowina, Bulgaren und Türken in der Dobrudscha, sowie Juden und Roma im ganzen Land) zu einem funktionierenden Ganzen zu vereinen. Letztendlich gelang dies aber ganz gut, wenn man auch feststellen muss, dass Rumänien in der gesamten Zwischenkriegszeit eine „gelenkte“ Demokratie blieb, in der bis auf zwei Ausnahmen die Regierungen die Wahlen so manipulierten, dass sie siegreich blieben. Nur die Parlamentswahlen von 1930 können als vollkommen korrekt bezeichnet werden. Auf kulturellem Gebiet war die Zwischenkriegszeit äußerst fruchtbar. Wirtschaftlich blieb trotz einer großen Agrarreform unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg das drängende Agrarproblem ungelöst (fast 80% der rumänischen Bevölkerung lebten von der Landwirtschaft), und die Weltwirtschaftskrise stürzte weite Teile der Bevölkerung ins Elend. In den 30er-Jahren kam es in fast ganz Europa zu einem Aufstieg der rechtsextremen Parteien, in Rumänien war dies die *Eiserne Garde* (*Garda de fier*), geführt von Corneliu Zelea Codreanu. Im Gegensatz zum deutschen Nationalsozialismus war die *Eiserne Garde* nicht nur totalitär, antisemitisch und militaristisch, sondern auch von mystischem Gedankengut geprägt und stand der orthodoxen rumänischen Kirche nahe. Die *Garde* predigte das selbstlose Opfer, tatsächlich führte sie aber die Gewalt und das politische Attentat in die rumänische Politik ein. (Auf ihr Konto ging u. a. die Ermordung zweier rumänischer Ministerpräsidenten.)

Den anscheinend unaufhaltsamen Aufstieg der *Eisernen Garde*, die Wirtschaftskrise und die Schwäche der rumänischen Parteien, die er selbst auch tatkräftig nach Kräften förderte, nutzte König Carol II. dazu, der fragilen rumänischen Demokratie den Todesstoß zu versetzen und im Februar 1938 die sogenannte Königsdiktatur zu errichten. Was Carol II. zu diesem Zeitpunkt in seinem Handeln bestärkte, nämlich der Rückzug der Demokratie in weiten Teilen Europas, sollte sich aber bald gegen ihn selbst richten. Infolge des Ribbentrop-Molotow-Paktes wurde die sicherheitspolitische Lage Rumäniens immer prekärer, Gewalt als Mittel der internationalen Politik immer häufiger. Im Juni 1940 beugte sich Rumänien

einem sowjetischen Ultimatum und trat Bessarabien und die Nordbukwina an die Sowjetunion ab, im September 1940 Nord-Siebenbürgen an Ungarn und die Süddobrudscha an Bulgarien. Das Regime brach zusammen, Carol ging ins Exil, die Macht übernahm General Ion Antonescu, anfangs mit der faschistischen *Eisernen Garde* verbündet. Er führte Rumänien an der Seite NS-Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion, um die „Schmach“ vom Juni 1940 zu tilgen. Die Juden in Rumänien in den Grenzen von Ende 1940 wurden entrechtet und enteignet, die in Bessarabien, der Nordbukowina und Transnistrien wurden wie auch zahlreiche Roma in Vernichtungslager deportiert und ermordet.

Die kommunistische Diktatur: 1947–1989

Am 23. August 1944 wurde das Antonescu-Regime von einer Vierparteienkoalition – bestehend aus den beiden großen, historischen Parteien PNL (Liberal-Nationale Partei) und PNT (Nationale Bauernpartei), den Sozialdemokraten sowie Kommunisten – in Zusammenarbeit mit König Mihai gestürzt. Rumänien konnte sich der neu errungenen Freiheit allerdings nicht lange erfreuen, denn statt der deutschen Wehrmacht kam nun die Rote Armee. Und schon ein halbes Jahr später, am 6. März 1945, erzwang die Sowjetunion gestützt auf die Bajonette der Roten Armee die Einsetzung einer kommunistisch dominierten Regierung unter Petru Groza. Das war der Anfang vom Ende des traditionellen, bürgerlichen Rumäniens.

Die Kommunisten versuchten ebenfalls, die Oppositionsparteien zu spalten, und es gelang ihnen auch, kompromittierte oder opportunistische Politiker dazu zu bewegen, Satellitenparteien zu gründen. So war einer ihrer wichtigsten Bündnispartner der PNL-Flügel unter Gheorghe Tatarescu, ehemals ein willfähiges Werkzeug in den Händen des Königs Carol II., maßgeblich beteiligt an der Errichtung der Königsdiktatur und mehrmaliger Ministerpräsident unter diesem. Die Kommunisten gewannen ihn durch das Versprechen, 25% der Posten seiner Partei zu überlassen. Trotz dieser moralisch höchst beeindruckenden Bündnispartner und des sehr weitgehenden Einsatzes der staatlichen Repressionsorgane, die den Aktionsspielraum der Oppositionsparteien drastisch einschränkten, erlitt der kommunistisch dominierte *Block der demokratischen Parteien* bei den Parlamentswahlen vom 19. November 1946 eine vernichtende Niederlage, die sich aber nicht im offiziellen Wahlergebnis niederschlug. Denn laut diesem erreichte der Block fast 80% der Stimmen – Stimmen, die eigentlich für die Oppositionsparteien abgegeben worden waren, aber die kurzerhand den Regierungsparteien zugeschrieben wurden –, während die 20%, die auf den *Block der demokratischen Parteien* entfallen waren, zum offiziellen Wahler-

gebnis der Opposition erklärt wurden. Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages mit den Alliierten im Februar 1947 versuchte man dann nicht einmal mehr, den Schein zu wahren. Die Oppositionsparteien wurden zerschlagen und am 30. Dezember 1947 wurde König Mihai zur Abdankung gezwungen und die rumänische Volksrepublik ausgerufen.

Ab 1948 gingen die Kommunisten daran, die sozialen und ökonomischen Strukturen des „bürgerlichen“ Rumänien zu zerstören. An seine Stelle traten Institutionen und Verwaltungseinrichtungen nach sowjetischem Muster. Wirtschaftspolitisch bedeutete das Zwangskollektivierung, rasche Industrialisierung und Mobilisierung des Arbeitskräftepotentials. Oppositionelle, Klassenfeinde oder Bauern, die sich der Enteignung widersetzen, wurden eingekerkert oder zur Zwangsarbeit an den geplanten Donau-Schwarzmeerkanal geschickt. Dieses Los traf Hunderttausende, Zehntausende kamen dabei ums Leben. Die Sowjetisierung wurde durch den weiterhin übermächtigen Einfluss der Sowjetunion, deren Truppen weiterhin in Rumänien stationiert blieben, ermöglicht. Ausführendes Organ war die PCR (*Rumänische Kommunistische Partei*), doch unter der direkten Anleitung von Personen, die der unmittelbaren sowjetischen Kontrolle unterstanden.

Nach Abzug der sowjetischen Truppen aus Rumänien Ende der 50er-Jahre leitete Gheorghiu-Dej eine gewisse Öffnung ein. Um sich aus der absoluten Unterordnung unter die Sowjetunion zu lösen, aber auch, um sich gegen nichtrumänische Parteigenossen durchzusetzen, setzte Gheorghiu-Dej auf den rumänischen Nationalismus, den er innerhalb gewisser Grenzen rehabilitierte. Im Jahr 1965 starb Gheorghiu-Dej. Sein Nachfolger, Nicolae Ceaușescu, ging den Weg der Reformen zunächst weiter. Den Höhepunkt seiner Popularität erreichte er 1968, als er den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in der Tschechoslowakei, an dem sich Rumänien nicht beteiligte, öffentlich verurteilte. Als er aber seine potenziellen innerparteilichen Konkurrenten ausgeschaltet hatte und die Partei absolut beherrschte, fanden das Tauwetter und auch die kulturelle Öffnung bzw. zumindest Offenheit gegenüber manchen westlichen Ideen ein Ende. 1971, nach einem Besuch in Nordkorea, zeigte sich Ceaușescu vom dortigen Politikmodell angetan. Infolge war seine Politik zunehmend von einer bizarren Mischung aus Stalinismus, Ultrazentralismus, rumänisch-nationalem Chauvinismus, Personenkult, Vetternwirtschaft und Korruption geprägt. Um die Auslandsschulden zurückzuzahlen, musste die rumänische Bevölkerung in den 80er-Jahren hungern und frieren. Damit der *Conducător* (Führer) über möglichst viele Untertanen herrschen konnte, waren künstliche Methoden der Empfängnisverhütung sowie Abtreibung strengstens verboten und wurden Kontrolluntersuchungen eingeführt. Die vom Regime verfolgten Zielsetzungen wurden immer irrsin-

niger – so wurde ca. ein Viertel der Altstadt von Bukarest niedergerissen, um einem pompösen Regierungsviertel rund um das *Haus des Volkes* in neo-stalinistischem Stil Platz zu machen. Und im Zuge des sogenannten Dorfsystematisierungs-Programmes sollte ca. ein Viertel der rumänischen Dörfer ausradiert werden – um mehr landwirtschaftliche Nutzfläche zu gewinnen, aber vor allem auch, um möglichst jegliche Individualität, jegliche Eigenart zu beseitigen, um einen neuen, sozialistischen Menschen zu schaffen, der geschichts- und gesichtslos, ohne eigene Identität, Teil einer grauen, willenlosen Manövriermasse sein sollte.

Das demokratische Rumänien

Im Dezember 1989 wurde dann der angeblich „größte Sohn des rumänischen Volkes“ durch die Dezember-Revolution gestürzt. Noch heute ist die Frage, ob es sich dabei um eine spontane Volkserhebung, einen Staatsstreich oder um einen von den Großmächten USA und Sowjetunion gelenkten Umsturz gehandelt hat, nicht restlos geklärt. Ich persönlich glaube, dass sich Verschwörer rund um die späteren Machthaber die spontane Volkserhebung zu Nutze machten und mit Billigung und Unterstützung durch die USA und Sowjetunion das Regime stürzten, wobei sie auf die passive Komplizenschaft der Sicherheitskräfte zählen konnten.

Der Volksaufstand begann als Protest gegen die Abschiebung des reformierten Pfarrers László Tökes aus Temeswar ab 15. Dezember in eben dieser Stadt. Entscheidend war, dass sich die Unruhen ab 20. Dezember auch auf andere rumänische Städte ausweiteten. Nicht auf das ganze Land, denn in vielen Dörfern und auch Städten ging der Machtwechsel vollkommen unspektakulär vor sich, wie auch der international mit vielen Preisen ausgezeichnete Film *A fost sau n-a fost? (12:08 östlich von Bukarest)* von Corneliu Porumboiu anschaulich zeigt. Ceaușescus größter Fehler war die Einberufung einer direkt im Fernsehen übertragenen „Volksversammlung“ am 21. Dezember in Bukarest, bei der Ceaușescu ausgebuht wurde. Danach kam es in zahlreichen Städten zu Demonstrationen gegen das Regime, die in blutigen Zusammenstößen mit den Sicherheitskräften mündeten. Am nächsten Tag endete ein neuerlicher Versuch Ceaușescus, zum Volk zu sprechen, in einem Steinregen und der Erstürmung des ZK-Sitzes, von dessen Dach das Ehepaar Ceaușescu per Hubschrauber floh. Ab 11:50 Uhr war das rumänische Fernsehen in der Hand der Revolutionäre – und um 13:30 Uhr hatte der neue starke Mann, Ion Iliescu, seinen ersten Fernsehauftritt. Um 22:30 Uhr verkündigte er das Kommuniqué des angeblich kürzlich konstituierten Rates der *Front der Nationalen Rettung*.

Die *Front der Nationalen Rettung* erwies sich dann als Sammelbecken für ehemalige Parteifunktionäre und Nomenklaturisten, denen sich der gesamte Staats- und Parteiapparat rasch unterstellte. Nichtkommunistische Intellektuelle dienten zwar zur Legitimierung der Machtergreifung der *Front*, blieben aber vom eigentlichen Machtzentrum ausgeschlossen. Außerhalb der *Front* gab es aber Widerstand gegen die neuen Machthaber. Die *Universitätsplatzbewegung* wurde im Juni 1990 noch mittels nach Bukarest gerufener Bergarbeiter brutal niedergeschlagen, aber die Stärke der Oppositionsparteien nahm doch zusehends zu. Bei den ersten freien Wahlen im Mai 1990 gewann die *Front* die Parlamentswahlen mit über zwei Drittel der Wählerstimmen und Ion Iliescu die Präsidentschaftswahlen mit fast 80% der Stimmen. Bei den Wahlen 1992 konnte sich zwar Ion Iliescu in der Stichwahl gegen Emil Constantinescu durchsetzen, aber seine Partei, die FDSN, verfehlte die absolute Mehrheit. Bei den Wahlen im November 1996 setzte sich dann die demokratische Opposition durch, und auch Ion Iliescu unterlag Emil Constantinescu. Die Bilanz der heterogenen Regierungskoalition war allerdings alles andere als berauschend, und so feierten Ion Iliescu und seine Partei (nun mit Namen PDSR) im Jahr 2000 neuerlich einen klaren Wahlsieg. Doch das Rad der Geschichte ließ sich nicht zurückdrehen, und die nun in PSD (Sozialdemokratische Partei) umgetaufte Partei verlor 2004 die Parlamentswahlen, ebenso wie der in zahlreiche Korruptionsaffären verwickelte Adrian Năstase die Präsidentschaftswahlen gegen Traian Băsescu verlor.

Rumänien hat sich seit dem Dezember 1989 stark und sicher zu seinem Vorteil gewandelt. Das Land ist freier, rechtsstaatlicher, wohlhabender und bunter geworden – nicht zuletzt dank der wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, des Drucks des Westens zu Reformen. Seit 2004 ist Rumänien Mitglied der NATO, seit 2007 Mitglied der EU. Aber dennoch darf man die Probleme nicht übersehen: die weitverbreitete Armut, die zunehmende Kluft zwischen den relativ wenigen Reichen und den vielen Armen, zwischen Stadt und Land, Zentrum und Peripherie, das Fehlen eines wirklichen Mittelstandes, die Korruption, die trotz aller Bemühungen der ehemaligen Justizministerin Monica Macovei weiterhin „uneuropäische“ Ausmaße hat, die enge Verflechtung zwischen Politik und Wirtschaft. Das politische System und die politischen Parteien sind überhaupt ein Kapitel für sich. Die Sozialdemokratische Partei zählt die meisten Millionäre und Oligarchen in ihren Reihen, die PD (Demokratische Partei) wechselte von heute auf morgen von der Sozialistischen Internationale zu den Christdemokraten, und nach jeder Parlamentswahl verlassen hunderte Bürgermeister der unterlegenen Parteien diese, um zu den Siegern zu wechseln ... Aber man könnte dies auch positiv sehen: Flexibilität wird großgeschrieben ...

Tina Olteanu

Demokratie auf Rumänisch

Die Ereignisse im Dezember 1989 gingen als „Revolution“ in das kollektive Gedächtnis der Rumänen und Rumäninnen ein – im gesamteuropäischen Kontext liegt der Fokus auf der *blutigen* Revolution, im Gegensatz zu der singenden (Baltikum), der samtigen (Tschechoslowakei) oder neuerdings orangenen (Ukraine). Innerhalb nur weniger Tage kollabierte das kommunistische System in Rumänien, das seit Mitte der sechziger Jahre unter der immer restriktiver werdenden Kuratel von Nicolae und Elena Ceaușescu und ihrem Clan gestanden hatte. Rumänien ist – 17 Jahre danach – seit dem 1. Januar 2007 Mitglied der Europäischen Union. Die Mitgliedschaft in der EU verdeutlicht das Ende des erfolgreichen Systemwechsels von der Plan- zur Marktwirtschaft und vom autokratisch-diktatorischen Sozialismus zur Demokratie. Insbesondere der ökonomische, aber auch der politische Umbau wurden im Beitrittsprozess immer wieder überprüft und Verbesserungen eingemahnt. Aber Demokratie lässt sich nicht formal von außen auf ein System aufzwingen, sondern muss von der Gesellschaft und den politischen Eliten in einem Land getragen werden. So interessiert heute, wie die Wegstrecke von Ceaușescus Würgegriff hin zur europäischen Demokratie verlief und wie sich Demokratie „auf Rumänisch“ heute gestaltet.

1989 – Ausgangspunkt und Hinterlassenschaften

Die Wirren der blutigen Revolution in Rumänien endeten mit der Verurteilung und Exekution des Diktatorenehepaars Nicolae und Elena Ceaușescu. Durch ein ad hoc ins Leben gerufenes und fragwürdig legitimates Militärtribunal wurden sie am 25. Dezember 1989, drei Tage nach ihrer spektakulären Flucht mit dem Helikopter vom Dach des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, zum Tode verurteilt und erschossen. Bereits wenige Stunden später übertrug das rumänische Fernsehen, das bereits in den Händen der „Revolutionäre“ war, die Aufzeichnungen der Exekution. Diese Bilder gingen um die Welt und prägten für die nächsten Jahre die öffentliche Vorstellung über Rumänien. Dieser radikale Umgang mit den beiden Symbolfiguren des rumänischen Kommunismus sollte den Weg für eine demokratische Erneuerung bereiten und die letzten versprengten, aber gewalttätigen Unterstützer des kommunistischen Regimes zur Aufgabe motivieren. Zugleich allerdings wurde damit der Umgang mit der

kommunistischen Vergangenheit in den Folgejahren extrem erschwert, denn es kam zu einer rasanten Mythenbildung um die Revolution und einer Personifizierung des kommunistischen Übels in den Personen Nicolae und Elena Ceaușescu. Eine weitere Aufarbeitung schien daher anfänglich nicht notwendig zu sein und wird bis heute nur halbherzig betrieben¹. Zwar erfolgte 2006 eine offizielle Verurteilung des Kommunismus durch den Präsidenten Traian Băseșcu, die im Parlament, insbesondere in den Reihen der rechtspopulistischen Partei *Großrumänien*, für Proteststürme sorgte, aber ansonsten blieb dies eher Teil einer symbolischen Politik.

Nicht nur die Art und Weise des Systemkollapses stellt eine rumänische Besonderheit dar. Auch die Ausgangslage gestaltete sich wesentlich schwieriger als etwa in Polen, der Tschechoslowakei oder Ungarn. In Ceaușescus Rumänien gab es keinerlei wie auch immer geartete politische und/oder ökonomische Öffnung, die unter dem Stichwort *Perestroika* bereits seit Mitte der achtziger Jahre einen Wandel in vielen Ländern der Region einläutete. Im Gegenteil, die rumänische Produktion war exportorientiert, um Devisen für die Rückzahlung der Schulden zu beschaffen. Zudem sollte die innere Versorgung des Landes möglichst autark bewältigt werden, d. h. ohne Einfuhren aus dem Ausland. Die Folgekosten waren für die Bevölkerung dramatisch, da sie einer vielfältigen Mangelwirtschaft ausgesetzt war, welche die Lebensmittel-, Strom- und Energieversorgung betraf. So war seit Anfang der achtziger Jahre ein Sinken des bereits bescheidenen Lebensstandards zu beobachten. Auch in politischer Hinsicht war Ceaușescus Rumänien ein Sonderfall. Die kommunistische Partei hatte den Charakter einer Massenpartei und war damit kein elitärer Zirkel wie in der DDR oder der UdSSR, wo der Zugang schwierig, die Privilegien jedoch lohnend waren. An der Spitze standen das Ehepaar Ceaușescu sowie ein kleiner Kreis von Vertrauten, zumeist aus den Reihen der Familie. Die Macht war damit stark personalisiert und nicht in Parteistrukturen eingebettet.

¹ Kurz nach der Revolution kam es bereits zu einer eingeschränkten rechtlichen Aufarbeitung und einigen Verurteilungen. Aber erst nach dem Regierungswechsel 1996 wurden zentrale Akteure der politischen Führungsebene verurteilt. [Siani-Davies, Peter 2005: *The Romanian Revolution of December 1989*. Ithaca, 155f.] Ein weiteres Beispiel ist der Umgang mit den Securitate-Akten, die ebenfalls erst seit 1999 zum Teil zugänglich sind. Auch hier gibt es zahlreiche Vermutungen um verschwundene und manipulierte Akten, da diese lange Zeit nicht der zuständigen Behörde CNSAS (Consiliul național pentru studierea arhivelor securității) übergeben worden sind. Zudem ist es auffällig, dass viele Akten von zentralen Personen des politischen Lebens nicht gefunden werden, obwohl es nahezu sicher ist, dass diese Akten aufgrund der beruflichen Tätigkeit dieser Personen vor 1989 existieren.

Regimekritische oppositionelle Stimmen gab es nur vereinzelt zu hören, wie etwa die Schriftstellerinnen Ana Blandiana und Doina Cornea.² Eine organisierte Form des Protestes schien nicht aufzukommen, ebenso wurde ein Diskurs innerhalb der politischen Elite über Reformen, Öffnung und Wandel durch die klare Machtkonzentration an der Spitze verhindert. Dass das System Ceaușescu überraschenderweise nur auf Sand gebaut war, zeigte sich erst im Dezember 1989, als die Armee die Seiten wechselte und sich den Demonstranten anschloss, während die gefürchtete Geheimpolizei Securitate nur in Gestalt versprengter Heckenschützen auftrat.

Das Parteiensystem und die Regierungen

Die rumänische Demokratie entwickelte sich daher unter sehr schwierigen Voraussetzungen: Vor dem 22. Dezember 1989 gab es weder Fraktionen innerhalb der KP³ noch gesellschaftliche Gruppen, die auf die anstehende Aufgabe vorbereitet gewesen wären und die sich im Zuge der politischen Öffnung oder in der Tradition des politischen Protests entwickeln hätten können, wie etwa *Solidarność* in Polen oder die *Charta 77* in der Tschechoslowakei. Das Fehlen von Parteien oder alternativen Gruppierungen stellte beim plötzlichen Machtwechsel ein Problem dar. Wer sollte das entstehende Vakuum füllen und möglichst unbelastet ein komplett anderes politisches System aufbauen? Die ad hoc gegründete *Front zur Nationalen Rettung* (FSN⁴) nahm die Geschicke des Landes in die Hand. Von ihrem Anspruch war sie ein Sammelbecken unterschiedlicher Strömungen, das die ersten freien Wahlen in Rumänien organisieren und die Staatsgeschäfte bis dahin leiten sollte. Eine klar dominante Stellung nahmen allerdings Personen ein, die mit dem vorherigen Regime eng verbunden gewesen waren, so etwa Ion Iliescu, dessen Verbleib im engeren Zirkel der Macht, sprich dem Zentralkomitee, wegen Meinungsverschiedenheiten mit Ceaușescu in den frühen

² Viele regimekritische Schriftsteller aus den Reihen der deutschen Minderheit in Rumänien verließen in den achtziger Jahren Rumänien, da sie sich nicht mehr äußern konnten.

³ Als zaghafter Versuch kann der *Brief der Sechs* gedeutet werden, der im Frühjahr 1989 über Radio Free Europe und Voice of America veröffentlicht wurde. Hier kritisierten sechs Personen, die lange im Inneren des politischen Machtapparats aktiv waren, die Zustände in Rumänien (u.a. Silviu Brucan und Gheorghe Apostol). Doch blieb dies eine vereinzelt Aktion, die keine Wirkung erzielte.

⁴ Frontul Salvării Naționale

siebziger Jahren nicht länger möglich gewesen war, der dennoch bis 1984 weiterhin zentrale politische Funktionen ausübte.

Zwischen Dezember 1989 und den ersten Wahlen am 20. Mai 1990 setzte eine wahre Euphorie ein und in kürzester Zeit kam es zu einer fast unüberschaubaren Flut von Parteineugründungen. So wurden viele historische Parteien – darunter diverse liberale Parteien und die aus der Zwischenkriegszeit stammende Bauernpartei – wiederbegründet und auch personell wurde teilweise an die damalige Führungselite angeknüpft. Allerdings war das klassische Wählerpotential (Kleinbauern bzw. Unternehmer) dieser Ära nach fast 45 Jahren Kommunismus nicht mehr existent. Es ist jedoch illusorisch zu glauben, dass innerhalb weniger Monate ein funktionierendes Parteiensystem aus dem Nichts entstehen kann. Problematisch ist außerdem, dass die *Front zur Nationalen Rettung* wortbrüchig wurde, sich als Partei konstituierte, zu den ersten Wahlen antrat und die absolute Mehrheit errang. Vor diesem Hintergrund erscheinen die ersten freien Wahlen 1990 als Willenserklärung der sich formierenden politischen Elite oder als Versuch der alten und gleichzeitig neuen Elite um Iliescu, das Machtvakuum pseudodemokratisch zu füllen. Die FSN hatte zumindest eine sehr privilegierte Ausgangsbasis, da sie durch ihre mediale Dominanz das Sprachrohr und Gesicht der Revolution wurde. Dies sorgte vor allem in Bukarest unter der Bevölkerung für Unruhe und es kam zu friedlichen Demonstrationen, denen von der neu gewählten Regierung unter Zuhilfenahme der Bergarbeiter ein gewaltsames Ende bereitet wurde. Auch 1991 kam es zu staatlich organisierten Protesten der Bergarbeiter und der damalige Premierminister Petre Roman wurde zum Rücktritt gezwungen. So wurden unter Präsident Iliescu zwar demokratische Strukturen weiter aufgebaut, aber insbesondere der Umgang mit politischen Opponenten verdeutlicht, dass demokratische Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse noch nicht sonderlich respektiert wurden. Die Wahlen 1992 zeigten jedoch eine Stabilisierung und Anerkennung des rumänischen Mehrparteiensystems: Iliescus FSN⁵ verlor die absolute Mehrheit und konnte von nun an nur durch die Unterstützung der rechtspopulistischen Parteien im Parlament regieren – ohne eine formale Koalition einzugehen. Zur selben Zeit formierte sich ein Konglomerat verschiedenster Parteien im sogenannten „bürgerlich-liberalen“ Spektrum. Ihnen gelang es bei den Wahlen 1996, einen Regierungswechsel herbeizuführen. Das Parteienbündnis

5 Zu diesem Zeitpunkt hieß sie *Demokratische Front zur nationalen Rettung*, später dann *Partei der sozialen Demokratie* und aktuell *Sozialdemokratische Partei*. Petre Roman, anfänglicher Wegbegleiter und Premierminister bis 1991 behielt sozusagen die Bezeichnung *Front zur Nationalen Rettung*, bis sich die Partei in *Demokratische Partei* umbenannte.

Rumänische Demokratische Konvention (CDR⁶) erreichte die Mehrheit und ging eine Regierungskoalition mit der *Demokratischen Partei* (PD⁷) und dem *Demokratischen Verband der Ungarn* ein (UDMR⁸). Emil Constantinescu, ein Geologieprofessor, löste den bis dato amtierenden Präsidenten Ion Iliescu ab. Die Periode von 1990 bis 1996 war also von einem schrittweisen und eher zaghaften politischen und ökonomischen Wandel gekennzeichnet. So gab es eine überstürzte Restitution (und Privatisierung) der Landwirtschaft, eine schleppende Privatisierung der Industrie und eine schwerfällig entstehende politische Diskussionskultur. Bereits unter Iliescus Regierung wurden die Weichen Richtung NATO und EU-Mitgliedschaft gestellt. So war Rumänien das erste Land, das dem *Partnership for Peace*-Programm der NATO 1994 beitrug. Das Aufnahmeansuchen für die EU wurde 1995 gestellt. Trotz unterschiedlicher politischer Signale war also die generelle Ausrichtung durchaus auf einen tiefgreifenden Systemwechsel gestellt. Ab 1996 zeigte sich, dass sich die demokratischen Spielregeln bereits gut etabliert hatten: Denn die Wahlverlierer überließen den neuen Wahlgewinnern anstandslos das Feld. Die neue Regierung verband vor allem die Tatsache, dass sie vereint war in der Ablehnung der sogenannten Postkommunisten um Ion Iliescu. Manche lehnten die Postkommunisten aus echter Überzeugung ab und hofften auf eine Aufarbeitung der Vergangenheit, andere stammten wie Iliescu aus dem politisch-administrativen kommunistischen Umfeld und hatten wenig Interesse an einer Aufarbeitung der Vergangenheit. Mit der Übernahme der Regierungsverantwortung wurden dann die unterschiedlichen und zum Teil unvereinbaren Interessen innerhalb der neuen Regierung offensichtlich. Zudem brachten das schnellere Tempo der ökonomischen Transformation, steigende soziale Einschnitte sowie die zuvor verschleppten Reformen eine ökonomische Krise zutage, sodass es schon bald in der Regierung kriselte. In den kommenden vier Jahren wurde auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner regiert, während die Bevölkerung mehr und mehr ungefiltert die negativen ökonomischen Auswirkungen zu spüren bekam. So ist es nicht verwunderlich, dass die Wahlen 2000 den nächsten Regierungswechsel mit sich brachten und sogar die zentrale Partei der vorherigen Regierung – die *Christlich-demokratische Bauernpartei* (PNȚCD⁹) – den Sprung ins Parlament nicht mehr schaffte. Die sozialdemokratische Partei gewann erneut die Wahlen und Ion Iliescu wurde wieder zum Präsidenten gewählt. Auch hier ging die PSD keine formelle Regierungskoalition ein, sondern wurde von der UDMR durch ein

⁶ Convenția Democrată Română

⁷ Partidul Democrat

⁸ Uniunea Democrată a Maghiarilor din România

⁹ Partidul Național Țărănesc Creștin Democrat

Protokoll zur Zusammenarbeit unterstützt. Generell wies diese Regierung eine recht positive Bilanz auf: steigende ausländische Direktinvestitionen, ein blühendes Wirtschaftswachstum, trotz ernsthafter Kritik erfolgreiche Verhandlungen mit der EU und relative Ruhe in der Regierung. Dem stehen jedoch andere Entwicklungen gegenüber: Die PSD wurde von immer mehr Korruptionsskandalen heimgesucht; insbesondere auf der subnationalen Ebene machte der Begriff „lokale Barone“ die Runde, als Sinnbild für klientelistische Netzwerke, die sich um lokale Politiker, zumeist aus den Reihen der PSD, gebildet hatten und in denen politischer Einfluss zum Nutzen der Wirtschaft eingesetzt wurde. In diesem Zusammenhang erklärt sich das zentrale Motto der Oppositionsparteien der Wahlen 2004, dass mit der Korruption im Staat aufgeräumt werden müsse. Die dazu gegründete Wahlallianz *Gerechtigkeit und Wahrheit* (Alianța D. A.¹⁰) bestand aus der *Nationalliberalen Partei* (PNL¹¹) und der PD. Zwar erreichte die PSD erneut einen sehr knappen Vorsprung vor der Alianța D. A., aber zwei Ereignisse machten es möglich, dass die Alianța D. A. mit der Regierungsbildung beauftragt wurde: Ion Iliescu konnte bei den Wahlen 2004 nicht erneut als Präsident antreten, da laut Verfassung ein Präsident nur für insgesamt zwei Legislaturperioden amtieren kann. Damit verlor die PSD ihr integratives Aushängeschild und entschied sich, den umstrittenen, skandalumwitterten und als arrogant geltenden Premierminister Năstase aufzustellen, während sich die Allianz auf einen hemdsärmeligen ehemaligen Marineoffizier – Traian Băsescu – einigte, der sich knapp durchsetzen konnte. Kurze Zeit später wechselte die *Humanistische Partei* (PUR¹²), die lediglich durch ein Wahlbündnis mit der PSD (und gegen eine vereinbarte Anzahl an Parlamentssitzen) überhaupt ins Parlament gekommen war, die Seiten, worauf eine Regierungsbildung ohne die PSD zustande kam. Diese Regierung war von Beginn an von Krisen und latenten Konflikten dominiert, die nicht selten auf persönlichen Animositäten oder machtpolitischen Interessen basierten und nur in Ausnahmefällen tatsächliche und relevante politische Konfliktlinien widerspiegeln. Im Gegensatz zu der Regierung 1996–2000 florierte allerdings nun die Wirtschaft, und auch der Beitritt zur EU fiel in diese Zeit.

Neben diesen Regierungs- und Parteiquerelen schwelte ein weiterer Konflikt: Die rumänische Verfassung ist (auch nach Verbesserungen 2003) nicht eindeutig in der Ausdifferenzierung des Kräfteverhältnisses zwischen Präsident, Premierminister und Regierung, was immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen führt. An das Amt des rumänischen Präsidenten

¹⁰ Alianța dreptate și adevăr

¹¹ Partidului Național Liberal

¹² Partidul Umanist Român, heute heißt sie Partidul Conservator.

wird vor allem von der Öffentlichkeit der Wunsch nach einer starken Führungspersonlichkeit herangetragen, auch wenn der Präsident laut Verfassung kaum Attribute hat, um dem gerecht zu werden. Andererseits wird er direkt durch die Bevölkerung gewählt, was ihm eine besonders große Legitimation in der Öffentlichkeit verschafft. So kann man sagen, dass Ion Iliescu zwischen 1990 und 1996 klar wie ein Regierungschef agierte und die Premierminister sich seinen jeweiligen Vorgaben unterordneten. Emil Constantinescus Amtszeit von 1996–2000 offenbarte die Schwäche des Präsidentenamtes, da er sich weder innerhalb seiner bunt gemischten Regierungskoalition noch in der Öffentlichkeit profilieren konnte. Zwischen 2000 und 2004 war erneut Ion Iliescu das Staatsoberhaupt, doch dieses Mal konnte er den Premierminister Adrian Năstase weniger kontrollieren. Die internen Spannungen zwischen Premier und Präsident gelangten nur in Ansätzen an die Öffentlichkeit, nicht zuletzt weil beide derselben Partei angehörten.¹³ Mit dem aktuellen Präsidenten Traian Băsescu wird zum ersten Mal die gesamte Bandbreite des Konflikts sichtbar. Băsescu wird der PD zugerechnet, während der Premierminister Călin Popescu Tăriceanu der PNL angehört. Beide Parteien sind mit weiteren Koalitionspartnern seit 2004 in einer Regierung vereint, die jedoch immer wieder konfliktreich aufeinander prallen. Am 2. April 2007 stellte Călin Popescu Tăriceanu seine neue Regierung – ohne die Beteiligung der PD – vor. Parallel dazu wurde vom Parlament ein Amtsenthebungsverfahren gegen den Präsidenten angestrengt, mit dem Vorwurf, er habe gegen die Verfassung verstoßen.¹⁴ Sämtliche Parteien außer der PD stimmten für eine Amtsenthebung, welche jedoch durch ein Referendum bestätigt werden musste. Hier wurde die politische Klasse vom rumänischen Wahlvolk überrascht, das sich nicht hinter den machtpolitischen Karren der Parteien spannen ließ und Traian Băsescu mit fast 75 Prozent der Stimmen im Amt bestätigte.

¹³ Formal gesehen, muss der Präsident seine Parteimitgliedschaft während seiner Amtszeit ruhen lassen, da er in der Funktion eines neutralen übergeordneten Mediators zwischen den unterschiedlichen Institutionen im Staat agieren soll. De facto hatten alle Präsidenten (eingeschränkt Constantinescu) einen großen Einfluss auf ihre Partei während der Amtszeit.

¹⁴ Von einigen ausländischen und rumänischen Analysten wird dieser Versuch der Amtsenthebung als Quittung für den von Băsescu intensivierten Kampf gegen die Korruption gewertet. Demnach schließen sich die unterschiedlichen Parteien zusammen, da sie Angst vor einer stärkeren Antikorruptionskontrolle haben. Diese These erscheint jedoch sehr gewagt, da der Präsident, wie bereits erwähnt nur über geringe Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Tagespolitik verfügt und zudem die von der EU hoch gelobte, aber intern sehr umstrittene Justizministerin bereits bei der Regierungsumbildung abgesetzt wurde.

Bevölkerung und Demokratie

Politikerschelte, niedrige Wahlbeteiligung und Parteienfrust sind Phänomene, die in vielen Ländern der „alten“ Europäischen Union inzwischen Alltag geworden sind. Gleiches gilt für die neuen Mitglieder und Rumänien bildet da keine Ausnahme. Die rumänische Bevölkerung steht dem neuen Regierungssystem ambivalent gegenüber. Eine generelle Zustimmung zum demokratischen System ist unumstritten. In einer Meinungsumfrage¹⁵ aus dem Jahr 2005 antworteten 83 Prozent der Befragten, dass es (sehr) gut sei, ein demokratisches politisches System zu haben, wenn auch nur 35 Prozent (sehr) zufrieden mit der *rumänischen* Demokratie sind. Das Misstrauen richtet sich in erste Linie gegen Politiker und Parteien. So sprachen sich bereits im Zeitraum 1995–1997 über die Hälfte der Befragten gegen ein pluralistisches Parteiensystem aus, und fast 70 Prozent äußerten, dass sie kein oder nur sehr geringes Vertrauen in Politiker hätten. Im Jahr 2005 misstrauten sogar 82 Prozent den politischen Parteien und 79 Prozent dem Parlament. Die rumänische Demokratie befindet sich also aus Sicht der Bevölkerung in einem Dilemma: Die zentralen demokratischen Institutionen – Parteien und Parlament – werden ganz eindeutig in *der* Form abgelehnt, wie sie aktuell in Rumänien funktionieren, während aber am Prinzip Demokratie in keiner Weise gerüttelt wird. Die Bürgerinnen und Bürger würden Experten an der Regierung bevorzugen, sehen Parteienpluralismus skeptisch und wünschen sich eine starke Führungspersönlichkeit an der Spitze des Staates, die sich nicht mit dem Parlament und Wahlen auseinander setzen muss (so 65,7 Prozent der Befragten einer Umfrage im Jahr 2005). Was auf den ersten Blick das allgemeine Verständnis von Demokratie auf den Kopf stellt, ist vor dem Hintergrund der Diskrepanz zwischen Erwartungen und Erfahrungen jedoch nachvollziehbar. Eine generelle Ernüchterung bewirkte die seit 1989 einsetzende Verschlechterung der ökonomischen Lage für einen Großteil der Bevölkerung sowie das immer augenscheinlicher werdende Auseinanderklaffen der sozialen Schere. Politiker jeder Couleurs werden, ob zu Recht oder Unrecht, mit Korruption und persönlicher Vorteilsnahme in Zusammenhang gebracht. Betrachtet man die politische Elite, so ist die Verbindung von ökonomischer und politischer Macht in vielen Fällen nicht von der Hand zu weisen. Auch wenn eine Pauschalverurteilung als korrupt zu kurz greift, scheinen doch häufig persönliche und ökonomische Interessen bei der Wahl einer politischen Karriere im Vordergrund zu stehen. Es ist erwähnenswert, dass viele Euro-

¹⁵ Alle hier angegebenen Daten entstammen dem *Barometrul de Opinie Publică*, welches seit Beginn der neunziger Jahre halbjährlich erhoben wird. Die Daten sind zugänglich unter http://www.osf.ro/ro/detalii_program.php?id_prog=18

Millionäre 2004 zu Regierungs- und Parlamentsmitgliedern wurden. Die ewigen politischen Querelen unter den und innerhalb der Parteien scheinen eine gewisse Befremdung bei der Bevölkerung ausgelöst zu haben. Das könnte den Wunsch nach einem starken Führer und ein begleitendes Expertentum erklären: Da sich viele anscheinend nur streiten, soll lieber einer entscheiden.

Ein weiterer Stolperstein auf dem Weg zur Zufriedenheit mit der *rumänischen* Demokratie ist die Art und Weise der Politikvermittlung und die fehlende „Bürgernähe“. Sieht man sich die Politikvermittlung in der sehr ausdifferenzierten und bunten Medienlandschaft genauer an, zeigt sich eine teilweise mangelhafte Qualität. Die Bürgerinnen und Bürger können sich allabendlich über eine Fülle an politischen Talkshows (zumeist auf privaten Fernsehsendern) informieren, auch der aktuelle Präsident Băsescu ruft häufig spontan in solchen Talkshows an, um seine Meinung kundzutun. Auffällig sind dabei nur der eher rüde Umgangston und die ständige Thematisierung persönlicher Animositäten. Eine sachliche, themenspezifische Auseinandersetzung um Inhalte bildet eine Ausnahme. Zudem ist der Print- und Fernsehmarkt nicht selten nach politischen Allianzen und Affinitäten (nicht zuletzt auch durch die Besitzverhältnisse) geprägt, was sich unweigerlich in einer gefärbten Berichterstattung niederschlägt, die von den Menschen durchaus als solche wahrgenommen und kommentiert wird. Generell entsteht der Eindruck, dass sich „das Politische“ weit weg von den Menschen abspielt. Das Parlament, untergebracht in Ceaușescus Protzbau, dem *Haus des Volkes*, ist von einer Mauer umgeben, die nur an manchen Stellen Eingang gewährt, und von Sicherheitskräften überwacht wird. Der Eintritt ins Parlament ist ohne Einladung oder Fürsprecher nicht zu bewerkstelligen. Ein interessierter Bürger kann somit nicht an einer Parlamentssitzung teilnehmen. Ähnlich abgeschottet sind die (nationalen) Parteizentralen; wenn auch nicht immer von Mauern umgeben, so sind sie jedenfalls nicht auf Publikum ausgerichtet. Lediglich in nationalen oder lokalen Wahlkampfzeiten wird versucht, mit Wahlzuckerln wie Grundnahrungsmitteln oder aber Volksfesten mit Freibier und Folklore Bürgernähe zu simulieren. Aber selbst die jeweilige Parteibasis ist in den meisten Fällen für die Ausrichtung der Parteien wenig relevant; Politik wird nämlich an der Spitze gemacht.

Wie sieht es aus mit zivilgesellschaftlichen Organisationen? Können diese als Mittler zwischen politischer Elite und Bevölkerung fungieren? Anfang der neunziger Jahre war die Zivilgesellschaft stark von der Idee beeinflusst, außerhalb des Staates und der Politik zu stehen, als moralische Instanz der Gesellschaft. Heute sind die Akteure pragmatischer veranlagt und versuchen, konkrete Politikziele durchzusetzen, etwa im Bereich der rechtsstaatlichen Qualität oder Korruptionsbekämpfung. Rumänien hat in

vielen Domänen hoch professionalisierte zivilgesellschaftliche Organisationen hervorgebracht, die in den letzten Jahren auch zunehmend in politische Entscheidungsprozesse involviert sind oder zumindest zu Rate gezogen werden. All das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Zivilgesellschaft nicht in der Bevölkerung verankert ist und auf (freiwilligem) Engagement von Interessierten fußt; sie ist ein eigener Arbeitsmarkt geworden. Vor dem Hintergrund der schwierigen wirtschaftlichen Lage ist dies nur eine logische Entwicklung.

Abschließend bleibt zu sagen, dass Rumänien seit 1989 einen langen, schwierigen Weg zurückgelegt hat und eine gefestigte Demokratie entstanden ist. Dennoch sind einige problematische Entwicklungen und Routinen zu beobachten, welche das Funktionieren und die allgemeine Wertschätzung der rumänischen Demokratie gefährden. Es sind dies insbesondere die Distanz zwischen Wähler und Gewählten und die Verbindung von Korruption und Politik. Einige Phänomene sind auch in anderen Transformationsstaaten zu bemerken, teilweise in radikalerer Form, wie etwa die Ausschreitungen in Budapest 2006 verdeutlichten. Andere wiederum sind Probleme, mit denen sich auch etablierte westliche Demokratien auseinandersetzen müssen, wie etwa hier weniger thematisierte rechtspopulistische Wahlerfolge und Politikverdrossenheit. Es bleibt zu hoffen, dass – nachdem das (durchaus hilfreiche) Korsett der EU-Beitrittsverhandlungen abgelegt werden kann – die politischen Parteien und ihre Akteure weniger symbolische Politik betreiben und mehr politische Handlungsoptionen erarbeiten.

Robert Şerban
im Gespräch über die Medienlandschaft Rumäniens

Pressefreiheit mit Vampirzähnen

Mihai Anthony: Herr Şerban, wie geht es Ihnen als jungem Intellektuellen in unserer neuen, sich ständig verändernden Gesellschaft? Wie sieht Ihr Lebensideal aus?

Robert Şerban: Ich fühle mich hervorragend in meiner eigenen Haut und in meiner eigenen Heimat. Und das auch, weil ich tue, was mir gefällt – was in sich selbst bereits ein Ideal sein kann: So zu leben, wie man möchte; so, dass die Arbeit, die man verrichtet, um das nötige Geld für seine Familie zu verdienen, nicht nur eine banale Pflicht ist. Soll ich Ihnen antworten, dass mein persönliches Ideal im Leben ist, Sun Tse oder Kant mit seinen *Prolegomena* vollends zu verstehen? Dass ich vorhabe, einen Nobelpreis zu bekommen? Von meinen Lesern verehrt zu werden? Dass meine Bücher sich millionenfach verkaufen?

Ich bin ein realistischer Mensch, auch wenn ich bevorzugt Gedichte verfasse. Seit zwei Monaten bin ich stolzer Vater eines Mädchens, Crina. Somit ist meine Antwort auf Ihre Frage eine sehr häusliche, verantwortungsvolle: Ich möchte meine Tochter mit möglichst wenigen materiellen Einbußen aufwachsen sehen. In der gegenwärtigen Situation denke ich weniger an meine Zukunft als vor allem an die meines Kindes; ich versuche, die verstreichenden Jahre durch ihre Augen zu betrachten. Ich glaube, selbst die Schriftstücke, die ich noch verfassen werde, werden Crina als ideale Zielgruppe haben. Das soll nicht bedeuten, dass ich nur noch Kinderbücher schreiben werde, dass ich nur noch Malbücher anschauen werde, dass ich mich vor „bestimmten Worten“ in Acht nehmen werde ... Nein, das Schreiben ist eine Welt der vollkommenen Freiheit, welche man, wenn man sie erst erobert hat, nur einmal wieder verlieren kann – am Lebensende. Nur dass das Herz meines Lebens im Herzen des Kindes, das in meinen Armen lacht oder weint, eingezogen ist.

Rumänien fehlte es nie an Intellektuellen. Wie der Schriftsteller Mihai Eminescu, Eugène Ionesco und Mircea Eliade, der Bildhauer Constantin Brâncuşi oder der Komponist George Enescu machten Rumänien in der ganzen Welt bekannt. Jene Intellektuellen, die in den Massenmedien tätig sind, bleiben jedoch oft unbeachtet. Zahl und Auflage rumänischer Publikationen haben nach dem Dezember 1989 zugenommen. Wie steht es jedoch um die Qualität? Wie beeinflusste der EU-Betritt die rumänischen Massenmedien?

Ich glaube, dass die Massenmedien in Rumänien nach 1989 der Gesellschaft mindestens einen Schritt voraus waren. Der Wettbewerb zwischen Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehsendern war meiner Meinung nach das, was das Wirtschaftsklima stimuliert hat. Die Geschäftsleute haben sich von der Medienwelt etwas abgeschaut – Strategien, die Härte des Kampfes um das Publikum. Und sie haben dazugelernt. Die Presse hat des Öfteren den Ton in Rumänien angegeben. Nicht selten war dieser Ton ein schriller, ein falscher. Nicht selten prallten Medienleute mit der politischen oder ökonomischen Elite zusammen oder haben selbst Machtspiele betrieben, sind Kompromisse eingegangen. Die Mehrheit der Journalisten hat ihre Arbeit aber gut gemacht. Das Angebot ist vielfältig, sowohl quantitativ als auch qualitativ. Das Publikum entscheidet. Doch seine Ansprüche wachsen von Jahr zu Jahr. Der Medieninhalt verändert sich ständig. Ausländische Konzerne haben in Rumänien investiert. Nun da unser Land EU-Mitglied ist und somit auch mehr Sicherheit bietet, scheint die Zahl der Medien anzuwachsen. Man bemerkt bis jetzt keine bedeutende Änderung im „Verhalten“ der rumänischen Medien; es ist aber klar ersichtlich, dass es, wie überall in Europa, in zwei Richtungen geht: Boulevardjournalismus und Seriosität.

1989 gab es im ganzen Land etwa 120 Zeitungen und Zeitschriften, die streng von der Securitate überwacht wurden, heute erscheinen über 1300. 110 davon sind Tageszeitungen, 180 Zeitungen werden von ethnischen Minderheiten gemacht. Es gibt eine nationale Fernsehgesellschaft mit 4 Kanälen, 56 private Fernsehsender und über 140 private Radiosender. Wie beurteilen Sie das Spektrum der rumänischen Presse nach dem Dezember 1989?

Es ist ein buntes Spektrum. Ich deute es so, dass der Schreibende im kommunistischen Rumänien einen besonderen Stellenwert einnahm. Er war sozusagen ein „Freiheitsbringer“ – so ziemlich der einzige. Dieser Hauch von Freiheit spiegelte sich in seinen Büchern wider. Es war kaum von Bedeutung, wie wertvoll diese Bücher in literarischer Hinsicht waren, solange man in ihnen eine Anspielung auf das Leid, das uns widerfahren ist, eine Kritik am System, eine Ironie gegen Ceauşescu entdecken konnte. Und so wurde der rumänische Schriftsteller in der kollektiven Vorstellung des rumänischen Volkes ein selbstsicheres Individuum, ein starker und mutiger Held. Es drehte und dreht sich alles in der rumänischen Kultur um die Literatur und das geschriebene Wort.

Nach 1989 haben viele Schriftsteller Zeitungen und Zeitschriften gegründet, sind selbst Journalisten geworden, haben die symbolische Macht, welche sie besaßen, in eine reale umgewandelt – denn die Presse ist die vierte Gewalt, nicht? – In den ersten Jahren der Freiheit formten die

Rumänen Schlagen vor den Zeitungsständen und kauften 10 bis 20 verschiedene Titel. Das Interesse meiner Mitbürger an Literatur ist zur Presse übergeschwappt. Gab es denn vorher keine Zeitungen? Heute jedenfalls haben wir tausende. Allmählich, gegen Ende der 90er-Jahre, fingen die ersten privaten Fernsehsender mit ihren Ausstrahlungen an. Die Rumänen setzten sich vor die Flimmerkiste – und blieben dort. Über drei Stunden beträgt die durchschnittliche Zeit, die wir pro Tag vor der Mattscheibe verbringen – und das, weil die Mattscheibe sehr bunt ist.

Wie gefestigt ist Ihrer Ansicht nach die Pressefreiheit heute in Rumänien?

Aus politischer Sicht ist die heutige rumänische Presse frei. Die Politiker üben keinen Druck mehr auf Journalisten aus, so wie es von 2000 bis 2004 unter der Regierung Năstase der Fall war – eine düstere Zeit für die rumänische Presse. Es stimmt, manche Printtitel und Fernsehsender sind Sympathisanten bestimmter Parteien und Politiker, doch zumindest machen sie es aus freien Stücken und öffentlich. Die einen beschimpfen die Regierung, die anderen die Opposition. Nach wie vor werden die Telefongespräche vieler Journalisten von Geheimdiensten abgehört. Und das nicht, weil sie verdächtigt werden, terroristische Dokumente weiterzuleiten oder mit Drogen zu handeln, sondern weil sie Informationen zurückbehalten. Aber denken Sie nicht, dass auch andere europäische Geheimdienste Telefonate von Journalisten belauschen? Ich befürchte jedenfalls, dass das keine rumänische Erfindung ist.

„Mein Land des Ruhms, mein Land der Sehnsucht“, nennt Mihai Eminescu Rumänien. Vielen gilt er als der größte Poet des rumänischen Volkes. Wie würden Sie Rumänien einem Touristen, der unser Land besuchen will, präsentieren?

Ich würde mir Vampirzähne einsetzen, ein T-Shirt mit der Aufschrift *Nadia* anziehen, in der einen Hand einen Speer halten aber mich nicht darauf setzen und mit der anderen in einem Topf mit Polenta rühren. Nicht zu vergessen: Es stünde *Hagi* und *10* auf der Rückseite des T-Shirts!

Vielen Dank für das Gespräch.

Übersetzung aus dem Rumänischen von Mihai Anthony.

Alina Mazilu

Europa-Show im *Palace*-Hotel. Das Theater des Alexander Hausvater

I.) Eckdaten zur rumänischen Theaterlandschaft

Die heutige Theaterlandschaft Rumäniens besteht aus über 40 Schauspielhäusern, die größtenteils aus öffentlichen Mitteln finanziert werden und Repertoiretheater mit festem Ensemble sind. Hinzu kommen noch mehr als zehn Opernhäuser und Musiktheater, die aber immer von den Schauspielensembles gesondert verwaltet werden. Die rumänische Kulturlandschaft kennt keine Mehrspartenhäuser. Teil der Theaterlandschaft Rumäniens ist seit den 50er-Jahren auch ein Netz von Minderheitenbühnen, das auch nach der politischen Wende 1989 erhalten geblieben ist. Somit gibt es landesweit über zehn ungarische Sprechbühnen, eine Ungarische Staatsoper in Klausenburg, das Jüdische Staatstheater Bukarest, das Deutsche Staatstheater Temeswar und jeweils eine deutsche Abteilung am Staatstheater und am Kindertheater in Hermannstadt.

In den letzten Jahren kann man hauptsächlich in Bukarest ein Aufblühen des Off-Betriebs bemerken, der vor allem für junge Theaterschaffende attraktiv ist. Viele Dramatiker debütieren in Off-Theatern mit selbst inszenierten Texten. Theater wie beispielsweise das *Teatrul Luni* von *Green Hours* werden mittlerweile auch von offiziellen Kreisen wahrgenommen und zu verschiedenen Festivals eingeladen.

II.) Der Spielleiter Alexander Hausvater

Alexander Hausvater wurde in Bukarest geboren und wanderte 1959 nach Israel aus. Er studierte in Tel Aviv und in Dublin und inszenierte mit durchschlagendem Erfolg an zahlreichen in- und ausländischen Bühnen. Einen großen Teil seines Lebens verbrachte er in Kanada, wo er auch einige Theaterhäuser leitete. Hausvater führte Regie bei mehr als 150 Stücken, von Israel über Osteuropa und Kanada bis in die USA. An dieser Stelle seien *Medea* und *Antigone*, *Molière* von Bulgakov, *König Lear*, *Hamlet*, *Richard III.* von Shakespeare, *Onkel Wanja*, *Der Kirschgarten* von Tschchow sowie *Die Stühle* von Ionesco erwähnt. Er hat *Schuld und Sühne* von Dostojewski und *Das Dekameron* für die Bühne bearbeitet und ist unter anderem der Autor des Stückes *Solschenizyn*. Texte stellen bei Hausvater lediglich Leitlinien des dramatischen Geschehens dar, wobei er dieses

Prinzip sowohl bei Inszenierungen klassischer, als auch gegenwärtiger Texte umsetzt. Außer seiner vielseitigen Tätigkeit als Spielleiter hat er an Theaterhochschulen in Montreal, Michigan, Tel Aviv, Moskau und Ottawa unterrichtet.

Alexander Hausvater ist mit Sicherheit eine der Hauptfiguren der rumänischen Theaterlandschaft nach der Wende 1989. Diese Landschaft vermochte er einige Male zu schockieren und somit aus brav-komfortabler Gelassenheit herauszureißen – man denke beispielsweise an die Inszenierungen *Und sie legten den Blumen Handschellen an* von Fernando Arrabal und *Bei den Zigeunerinnen* nach Mircea Eliade, die kontroverse Reaktionen hervorriefen. Der Grund dafür liegt vielleicht darin, dass eine Hausvater-Inszenierung viel mehr als nur eine Show ist – sie ist, vor allem, ein Treffen mit dir selbst. Hausvater hält dir einen Spiegel vor: Das, was du darin siehst, kann dich entweder verführen oder empören, aber du wirst keineswegs gleichgültig bleiben können.

Wie seine Inszenierungen sind auch die persönlichen Begegnungen mit Alexander Hausvater: einmalig. Oft schwankt er zwischen einer der japanischen Kultur eigenen Kombination von Sensibilität, Schlichtheit und Grausamkeit einerseits, und dem Nonkonformismus des *self made man* andererseits, dessen Leben die Vorlage eines Romans oder eines Films bieten könnte, zumal sich da Wirklichkeit und Fiktion leicht austauschen, ja verwechseln lassen.

Ich habe Alexander Hausvater im Herbst 2006 am Temeswarer Nationaltheater kennen gelernt, anlässlich seiner Premiere *Athénée Palace Hotel*, eines der beeindruckendsten Stücke, die ich bis zu jenem Zeitpunkt gesehen hatte. Einige Monate später hatte ich die Chance, am Deutschen Staatstheater Temeswar die Dramaturgie zu *Das Urteil* von Barry Collins zu übernehmen, einem ergreifenden Stück, das Anfang April 2007 unter der Regie Hausvaters Premiere hatte.

Die Gespräche mit ihm sind sehr direkt, schonungslos, sehr persönlich, äußerst kategorisch. Als vielseitige Persönlichkeit, die ihre Alterität zelebriert, ist Hausvater ein Erzähler *par excellence*, aber gleichzeitig ein Mann, der die Berufung eines Mentors hat.

Die Zusammenarbeit mit ihm stellt eine Herausforderung dar, weil er äußerst jähzornig, explosiv und anspruchsvoll ist. Anspruchsvoll sowohl was seine eigene Person betrifft als auch all seine Mitarbeiter, die er nie verschont. Er ist der Menschentyp, den man jetzt liebt und im nächsten Augenblick mit der gleichen Intensität hasst, der Typ, für den Agonie und Ekstase nur verschiedene Stadien des Phänomens, das man Leidenschaft nennt, sind.

Das Zusammentreffen mit ihm gab mir den Eindruck, ein Geschenk erhalten zu haben – man lernt dabei nicht nur über das Theater, sondern

auch über das Leben. Wahrscheinlich deshalb, weil Alexander Hausvater ein Mensch ist, der eine außergewöhnliche Kraft besitzt (jedoch nicht frei von Ängsten und Zweifeln ist), der mit Leidenschaft arbeitet, überzeugt von seinen Ideen ist – ein Mann mit einem Credo, der zugleich eine absolut ungewöhnliche und ansteckende Energie ausstrahlt.

III.) Alexander Hausvater im Gespräch mit Alina Mazilu

Sie haben Rumänien als Kind verlassen und sind erst Jahre später, Anfang der 80er-Jahre, nachdem Sie sich im Ausland bereits einen Namen als Spielleiter gemacht hatten, in Ihr Herkunftsland zurückgekehrt. Welchen Einfluss hatte das rumänische Theater zu jener Zeit auf Sie?

Das rumänische Theater hat mich als Kind stark beeinflusst, und nicht zur Zeit meiner Wiederkehr. Während meiner Kindheit besuchte ich regelmäßig das Theater. Die Erwachsenen um mich herum waren Theaterliebhaber und Künstler – die Bukarester Bohème jener Zeit. Ich hatte also die Chance, schon damals die Theaterwelt, nicht nur von außen, sondern auch von innen kennen zu lernen, mit dem Kampf eines jeden Individuums, sich zu perfektionieren, seine Rolle oder seine Regie zu verwirklichen.

Ich war sehr beeindruckt von diesem Theater, das ich ein Leben lang in Erinnerung behalten habe, weil es in der unheimlichen Zeit des Kommunismus eine entscheidende Wirkung auf das Publikum hatte. Die Leute kamen ins Theater, um eigentlich etwas anderes zu hören als das, was auf der Bühne gespielt und gesagt wurde. Es schien mir so, als ob die Schauspieler ihr Publikum verschlüsselt ansprächen, und selbst die klassischen Verse, die sie auf der Bühne vortrugen, hörten sich in den Ohren der Zuschauer anders an. Diese hörten vielleicht etwas, was der Zensur entging.

In jenem System fanden die Leute eine Licht- und Wahrheitsquelle auf der Bühne, die mit ihrem alltäglichen Leben nichts gemeinsam hatte. Theaterhäuser, wie zum Beispiel das *Teatrul Mic*, das Theater in Craiova oder jenes in Piatra Neamț waren nicht nur Institutionen, die schöne Stücke produzierten, sondern sie führten eine ganze Gesellschaft auf den Weg der Erkenntnis. Ein jeder empfindet das Bedürfnis, eine Wahrheit zu hören, und wenn man weiß, dass man in einer heuchlerischen Gesellschaft lebt, in der die Lüge von den Menschen akzeptiert werden muss –, weil man ansonsten riskiert, seinen Vater, seinen Mann, seine Mutter zu verlieren – ist es von entscheidender Bedeutung zu wissen, dass man ins Theater geht, um eine objektive Wahrheit zu hören.

Möglicherweise ist der Anfang meines künstlerischen Schaffens auf dem Theater mit meiner damaligen Vorstellung von Theater verbunden: Ich

dachte, dass auf der Bühne über Freiheit, über das Abweichen von der Norm, über Exotik, Reisen, über persönliche Leistungen und so weiter gesprochen wird. Ich habe damals gelernt, dass das, was man sieht oder hört, nur eine geheime Tür oder ein Vorwand ist, um in die Welt von Alice einzudringen, in eine wundersame Welt, in die richtige Theaterwelt.

Die Kunst beginnt, wo die Freiheit aufhört

In welchem Kontext fand Ihre erste Rückkehr nach Rumänien statt?

Ich bin 1983 zum ersten Mal nach Rumänien zurückgekehrt. Ich befand mich damals für 24 Stunden in Bukarest, vom 6. bis zum 7. November. Ich war zu jener Zeit Leiter eines Theaterfestivals in Kanada, in Quebec, und ich war nach Rumänien gekommen, um zu sehen, ob es in meinem Heimatland vielleicht ein Theaterhaus gäbe, das ich gerne zum Festival eingeladen hätte. Ich habe mir drei gute Stücke im *Odeon*-Theater angesehen und hätte gerne eines davon eingeladen. Der damalige Kulturminister war jedoch dagegen und versuchte, mich davon zu überzeugen, dass das Ensemble der Armee besser wäre.

Während dieser 24 Stunden habe ich auch Familienfreunde besucht sowie das Haus, in dem ich geboren wurde. Unerwartet war damals für mich die Dunkelheit, der Anblick der Stadt, die wie nach einem Bombenangriff aussah, andererseits beeindruckten mich die Menschen – ihre Gastfreundschaft, ihre Großzügigkeit, ihre Fantasie, ihre künstlerische Begabung. Das künstlerische Schaffen in Rumänien kam mir zu jener Zeit viel interessanter vor als das, was ich später zu sehen bekam.

Ich habe ein Leben lang unter zeitlicher und räumlicher Nostalgie gelitten, was dieses Land, meine Eltern, meine Kindheit betraf, Träume geträumt, in denen dir eine unendliche Auswahl an Lebenswegen zur Wahl steht, hätte gern, gleich dem Dichter Robert Frost, mehrere Parallelleben geführt.

An jenem Novembertag habe ich begriffen, dass Rumänien ein unterdrücktes Land war, aber die Zeit war für Analysen zu knapp. Ich sah nur, wie bereit und wie froh ein rumänischer Schauspieler war, sich künstlerisch auszudrücken, vielleicht sogar eher bereit als ein Schauspieler im Westen. Während der Schauspieler im Westen materialistisch war, schien mir, entstand die wahre Kunst dort, wo der Mensch seine Freiheit verloren hatte und wo die Fantasie die Wirklichkeit ersetzte. Der Künstler stellt sich all das vor, was er nicht haben und sehen kann, er stellt sich die Orte vor, die er nicht besichtigen kann, und die Fantasie wird von diesem einengenden Raum und dem Fehlen der Freiheit gefördert.

Haben Sie damals einen wesentlichen Unterschied bemerkt zwischen dem Theater in Rumänien und jenem im Westen?

Am jenem Tag habe ich drei Stücke gesehen: *Woyzeck* von Büchner, *Eine stürmische Nacht* und *Das Unheil* von Ion Luca Caragiale. Caragiale verstand ich nicht – es war ein Zusammentreffen mit der rumänischen Kultur, mit einer Literatur, die ich nicht wirklich kannte, obwohl ich Caragiale auf Französisch und Eminescu und Eliade auf Englisch gelesen hatte. Weil ich jedoch keine rumänische Schule besucht hatte, war mir die rumänische Kultur fremd geblieben, alles schien mir neu.

Nicht die Form – die sehr traditionell war –, sondern der Inhalt und die Chance, Leute zu sehen, die sich auf der Bühne in meiner Muttersprache ausdrückten, haben mich zu jener Zeit interessiert. Mit meiner Mutter habe ich nur selten Rumänisch gesprochen, es war eine Sprache, die mich sofort berührte, wenn ich sie zufällig auf der Straße, irgendwo auf der Welt hörte. Das Rumänische auf der Bühne hatte eine starke Wirkung auf mich, und ich begriff, wie unbegrenzt das Bühnenpotential dieser Sprache ist.

Wilder Idealismus

Sie sind 1991, gleich nach der Revolution zurückgekehrt, um am Odeon-Theater Und sie legten den Blumen Handschellen an zu inszenieren, ein Stück mit Lackmuspapiereffekt ... Warum, denken Sie, hat diese Produktion das rumänische Theater so radikal verändert?

Keine Ahnung. Ich bin damals für vier Wochen nach Bukarest gekommen, die Premiere fand an einem Samstag statt und ich bin am darauffolgenden Sonntag weggeflogen. Danach wurde ich von einer Unmenge an Briefen und Zeitungsbeiträgen zu dieser Inszenierung bestürmt.

Es passiert sehr selten im Leben eines Künstlers, dass er einen revolutionären Nerv berührt, der die Welt verändert. Man hat mir berichtet, dass Victor Rebengiuc, ein großer rumänischer Schauspieler, nach diesem Stück gesagt hätte, für ihn hätte die Revolution erst zu jenem Zeitpunkt stattgefunden. Du kannst dir der Wirkung deines Schaffensaktes auf das Publikum nicht von vornherein sicher sein. Es ist wahr, dass sich die Bevölkerung in dieser Zeit den Träumen und Hoffnungen total hingab, und dass es einen absolut wilden Idealismus, ein akutes Erforschungsbedürfnis gab.

Im Allgemeinen wird im rumänischen Theater nicht viel experimentiert, weder im schauspielerischen noch im Regiebereich. Aber zu jener Zeit, 1991, haben es die Schauspieler akzeptiert, jeden Tag mit mir auf Entdeckungsreise zu gehen und diejenigen Elemente in der eigenen Person zu fin-

den, die ein menschliches Wesen von einer Etappe zur nächsten führen. Sie versuchten, sich zu perfektionieren, ihr Potenzial zu erreichen.

Theater als Schauplatz der Begegnung mit sich selbst

Warum haben Sie sich entschlossen, auf Dauer in Rumänien zu bleiben?

Ich weiß nicht, wie kohärent, wie bewusst diese Entscheidung war ...

Es ist unbestreitbar, dass das Theater heutzutage nicht mehr das Kommunikationsmittel ist, das es einmal war. Die Leute gehen heutzutage höchstens noch ins Theater, um ihren Lieblingsstar zu sehen oder sich einen Augenblick Entspannung zu gönnen. Es gibt vor allem im Westen kein Bedürfnis mehr nach einer Begegnung mit sich selbst.

Ich hatte den Eindruck, dass es in Rumänien ein außergewöhnlich neugieriges Publikum gab, das alles verstehen wollte und einen Reinigungsprozess durch Kultur nötig hatte. Ich fühle mich dem Publikum generell sehr verbunden und ich schätzte es damals, dass der rumänische Zuschauer noch keine geschichtlich oder politisch definierte Identität besaß, was für das Theater sehr wichtig war, weil ja das Theater das Gebiet der steten Bewegung, der steten Wandlung *par excellence* ist.

In Kanada oder in den Staaten arbeitete ich oft an Theaterhäusern, an denen die Karten so teuer waren, dass sich die Jugendlichen den Eintritt nicht leisten konnten. Ich wusste, dass die Inszenierung ausschließlich von einer Publikumsschicht gesehen werden würde, die ein wirtschaftliches Level und einen Komfort erreicht hatte, bei dem sie überhaupt keine Änderung oder Reform mehr akzeptierte. Ich wusste, dass ich ein verkäufliches Produkt liefern musste, und das war schrecklich.

In Rumänien ist der Preis einer Karte auch heute noch sehr niedrig, sodass es eigentlich kein objektives Hindernis gibt, weshalb Jugendliche nicht ins Theater kommen könnten. Hier gab es vor allem nach der Revolution eine stete Bewegung, eine Suche, die von den zahlreichen Manipulationen der Massen durch die politischen Faktoren, durch Parteien und Politiker ohne moralische Ressourcen, ohne ein Wertesystem oder eine Lebensphilosophie, hervorgerufen wurde. Die Bürger kamen mir vor wie Moses Anhänger, die sich in der Wüste verlaufen hatten und das gelobte Land suchten. Das Theater hatte damals ein Ziel, einen klaren Auftrag.

Während ich in Kanada mit Ausdrücken wie *l'enfant terrible* abgestempelt wurde, spürte ich, dass ich in Rumänien die Chance hätte, etwas zu schaffen, im Rhythmus der individuellen Suche des Zuschauers, der das Bedürfnis verspürte, sich zu verändern.

Der Zuschauer darf nicht mehr anonym oder passiv sein, er kommt ins Theater nicht um zu lachen oder zu weinen, sondern um seine innere Stärke zu finden, jene Energie, die ihm zum Beispiel die Ausübung einer politischen Tätigkeit ermöglicht und vielleicht einen essenziellen Wandel in seinem Leben hervorruft. Es ist äußerst wichtig, dass das Individuum nicht mehr von einem Arbeitsgeber abhängig ist, von einem Präsidenten, von einem Premierminister, sondern dass es sich zu einer unabhängigen und eigenständigen Macht entwickelt.

Parallele Widerspiegelungen

Wie sehen zurzeit die rumänische und die westliche Theaterlandschaft im Vergleich aus?

Wenn man zum Beispiel das Theater in Irland mit dem rumänischen Theater vergleicht, so kann man sagen, dass sich das irische Theater dafür eingesetzt hat, eine nationale Bewegung zu gründen, die sich vom englischen Theater unterschied: Es sollte eine andere Sprache gesprochen werden, es sollten andere Formen und Inhalte regieren. Dort konnte man eine kollektive Bewegung bemerken.

Wenn man aber vom rumänischen Theater spricht, denkt man nur an die Leistungen einzelner Theater, einzelner Leute, einzelner Stücke. Ich kann mich nicht daran erinnern, hier in den letzten Jahren eine Strömung, eine Bewegung, einen Ausbruch gesehen zu haben, in dem Anhänger und Spezialisten verschiedener Formen und Perspektiven ihre Kräfte vereinigt hätten. Deshalb betrachtet man nur ein zeitlich begrenztes Phänomen – begrenzt auch durch die Tatsache, dass das Theater ein staatliches Theater ist und wahrscheinlich nach Gesetzen funktioniert, die vor 1989 entstanden sind, die den Bedürfnissen des Jahres 2007 längst nicht mehr gewachsen sind. Das Theater kann nicht selbstständig, ausschließlich aus eigener Kraft, überleben. Es ist völlig vom Patronat einer Regierung, eines Philanthropen, einer Stiftung abhängig. Deshalb kannst du nicht einfach als Fremder nach Rumänien kommen und eine Reform von heute auf morgen vorschlagen, weil die Privatisierung des Theaters gleichzeitig seinen Tod bedeuten würde.

Vielen Theatern im Ausland habe ich den Text *Das Urteil* von Barry Collins vorgeschlagen und keiner wollte ihn inszenieren aus Angst, dass das Publikum nicht kommen würde, weil das Thema so abscheulich ist, weil es nicht kommerziell ist und weil es das Publikum nicht anzieht. Ich habe dieses Stück am Deutschen Staatstheater Temeswar gemacht – dieses Theater hatte den Mut, sich an einen derartigen Text zu wagen. Man kann in Rumänien eine derartige Inszenierung machen, und das ist fantastisch.

Das rumänische Theater war ursprünglich ein Schauspieltheater, in dem die Persönlichkeit des Schauspielers der Motor war, der die Maschinerie des Theaters antrieb. Die Leute kamen ins Theater, um ihre Lieblingsschauspieler zu sehen und um sich nach ihnen zu formen, weil ja der Schauspieler ein lebendiges Muster für die Gesellschaft darstellte. Die Menschen wollten sich wie die Schauspieler kleiden und benehmen, wie sie sprechen und Beziehungen haben wie jene des Schauspielers auf der Bühne.

Wegen des Kommunismus ist das Theater in Rumänien viel mehr in der Tradition verankert geblieben, weil die Zensur in Rumänien es nicht zuließ, dass man Autoren wie Beckett, Adamov oder die meisten Gegenwartsdramatiker kennen lernte und spielte. Die Freiheit, die man im modernen westlichen Theater in den 60er- und 70er-Jahren durch die Teilnahme des Publikums am Spielgeschehen, durch Grotowskis oder Peter Brooks Experimente gewonnen hat, wurde im rumänischen Theater nicht praktiziert. Das heißt, dass die Form unverändert blieb: Die Bühnenbilder waren ständig Schachteln, nach innen gebaut, schwerfällig, die Inszenierungen hatten Pausen, Akte, Gongschläge. Die Leute sprachen und gestikulierten schön, pathetisch – das war der hohe Preis, den das Theater in jenem totalitären System zu zahlen hatte.

Zwei unglaubliche Tatsachen sind mir bezüglich des rumänischen Theaters der neunziger Jahren aufgefallen: zum einen das Rudimentäre, die Tatsache, dass die Theaterhäuser technisch nicht nach modernen Standards ausgestattet waren und man die Wirkung des Lichtes oder der Geräuschkulisse nicht verstand, zum anderen das Tabu, die Grenze zwischen Bühne und Publikum zu überschreiten. Es war unvorstellbar, dass das Theaterstück in unkonventionellen Räumen stattfand, dass sich das Publikum von seinem Platz wegbewegte. Diese Ausrichtung hatte ihren Ursprung im Unterricht an der Uni, in der gängigen Praxis und der Tatsache, dass das Suchen bis dahin nicht gestattet gewesen war.

Ich glaube, dass man heutzutage kein qualitatives Theater mehr bieten kann, ohne dass der Schaffensakt im Labor, im Atelier entwickelt wird. Statt zu behaupten, dass dies die objektive Wahrheit ist, nehme ich eine Wirklichkeit, stecke sie in ein Reagenzglas und experimentiere mit ihr bei verschiedenen Temperaturen, in verschiedenen Klimata, in verschiedenen Situationen, um danach die Wirkungen zu untersuchen.

Andererseits gab es auch einen positiven Aspekt im rumänischen Theater zu jener Zeit: Das Fehlen einer modernen Technik und Organisation bewirkte eine absolut fantastische Offenheit des Schauspielers, eine Neugierde, eine Hingabe, eine innerliche Notwendigkeit, unbekannte Territorien kennen zu lernen, fremde Themen zu entdecken. Dank dieser Neugierde, dieser Naivität, kehrte man zurück zum flexiblen Theater, zu jenem

Theater, das jedwelche Formen annehmen konnte, weil es als Basis keine feste, solide Form mehr hatte.

Ich glaube, dass es schwieriger ist, einen Dramatiker zu formen, als eine Theaterform zu entwickeln. Das Suchen nach neuen Formen in der Regieführung stellt die erste Etappe in der Änderung dar, und ich glaube, dass damals das Erscheinen von Andrei Șerban und mein Kommen sehr wichtig für die Entwicklung des rumänischen Theaters waren.

Sein und Schein

Heiß umstritten war in Rumänien die Nacktheit in Ihren Inszenierungen. Wozu dient Ihnen dieses Mittel?

Was gesagt wurde, spielt keine Rolle. Ich verwende die Nacktheit als Notwendigkeit der Theaterkunst, der menschlichen Seele, des wahren Mutes. Wenn du den Mut hast, mir deinen nackten Körper zu zeigen, ist meine Beziehung zu ihm eine höchst natürliche. Aber wenn ich deinen nackten Körper nur in Verbindung bringen kann mit einer begrenzten Beziehung sexueller oder medizinischer Natur, ist dein nackter Körper keine Replik deiner Unschuld oder deiner Seele mehr. Ich möchte diese implizite Assoziation von Nacktheit und Sexualität zerstören. Es vergeht keine einzige Stunde, ohne dass man eine ausgenutzte nackte Frau sieht: Pos, Brüste... Man sieht nicht mehr idealisierte Körper wie bei den klassischen Künstlern.

Die Nacktheit ist auch ein Mittel, um den Schauspieler von einem Leben voller Komplexe im Zusammenhang mit seinem Körper zu befreien. Ich glaube, dass ein jeder bemerken kann, dass die Nacktheit in meinen Inszenierungen für die Illustration der Unschuld und Naivität benutzt wird, und dass diese Nacktheit manchmal überhaupt keine sexuellen oder erotischen Zwecke hat. Nur wir, die wir an Komplexen leiden, assoziieren die Nacktheit allein mit einer sexuellen Beziehung. Das ist eigentlich bemerkenswert, wenn man bedenkt, wie heutzutage sexuelle Beziehungen stattfinden: Oft ziehen die Frauen ihre Röcke und die Männer ihre Hosen gar nicht mehr aus, das heißt, sie sind nicht einmal nackt, wenn sie miteinander schlafen.

Nach *Und sie legten den Blumen Handschellen an* und *Bei den Zigeunerinnen* hat man die Verwendung von alternativen Räumen und Perspektiven und von Nacktheit allzu nachgeahmt: Man machte Nacktheitsübungen an der Uni, jedoch nicht aus einem innerlichen Bedürfnis, sondern weil diese Form Erfolg hatte, weil sie zu einer Art Mode wurde. Man hat jedoch keine weiteren Formen gesucht, man ist nicht weiter gegangen – alles ist im Stadium der Nachahmung geblieben, was von einer schrecklichen Selbst-

gefälligkeit zeugt. Weil das Theater ein staatliches Theater ist, hat es die Tatsache nicht verstanden, dass es seine Pflicht ist, seine Schauspieler zu erziehen, sie trainieren zu lassen, Fachleute einzuladen, um Vorlesungen und Workshops zu halten, damit die Schauspieler vom orientalischen Theater zum antiken Theater, von der Stimme bis zum Körperlichen experimentieren, vom Seelentheater zum politischen Theater. Das Kennenlernen verschiedener Formen ist von hohem Wert.

Ich habe mich dafür eingesetzt, dass der Schauspieler zum Eigentümer des Theaters wird und eine Evolution auf sozialer, individueller und politischer Ebene durchmacht. Die Tatsache, dass man keine Vertrauenspersonen aus dem Kulturbereich in der Politik hat, führt dazu, dass man überhaupt kein Vertrauen ins gesamte politische System mehr hat. Es gab einmal einen Schauspieler, der Mitglied der Regierung war, aber der Unterschied zur ehemaligen Tschechoslowakei ist riesig. Da waren die Regierungen voll von Schauspielern und Regisseuren, die sich dessen bewusst waren, dass ihre Tätigkeit an sich eine politische Beteiligung erforderte.

Arbeitsmöglichkeiten und Verlockungen

Wo arbeiten Sie lieber: in der Hauptstadt oder in anderen Städten? Rumänien ist ja ein sehr zentralisiertes Land, in dem sich die Verwaltung sowie die politischen Institutionen und wichtigsten Medien in Bukarest befinden ...

Vom künstlerischen Gesichtspunkt aus gesehen, gibt es in den anderen Städten – der sogenannten *Provinz* – weniger Verlockungen. Der Schauspieler kann sich besser auf das Theaterprojekt konzentrieren als in Bukarest, wo er zwischen Fernsehen, Werbung, Radio und Film zerrieben wird. Der Wunsch des Schauspielers ist es, ein Star zu werden, und die Möglichkeiten des Fernsehens, ein Image innerhalb von nur einer Sendung aufzubauen, die von Millionen gesehen wird, sind gigantisch. Das Theater kann da nicht Schritt halten, sodass allmählich viele Talente aus der Provinz in die Hauptstadt ziehen, um sich zu behaupten, um bekannt zu werden.

Ich persönlich arbeite sehr konzentriert, sehr organisiert, sehr geplant, und daher wäre es für mich sehr schwierig, in Bukarest zu inszenieren. Hier weiß man nie, wie lange die Probezeit dauern wird, wann und ob überhaupt die Premiere stattfinden wird. In Bukarest wird für eine Inszenierung oft monatelang geprobt, weil die Schauspieler bei den Proben nicht auftauchen, da sie mit anderen Projekten beschäftigt sind. Ich verspüre ein Bedürfnis danach, die komplette Besetzung innerhalb einer sehr knappen, begrenzten Zeitspanne in den Proben zu haben; also ziehe ich die Theater anderer Kulturstädte jenen aus der Hauptstadt vor.

Multikulturelles Temeswar

Temeswar ist jene Stadt in Rumänien, die ihre multikulturelle Utopie mit der größten Sturheit zelebriert: drei Theater in drei verschiedenen Sprachen! Was gewinnt die Temeswarer Theaterwelt durch diese Koexistenz?

Das Theater bedient nicht nur seine *Kundschaft*, die Minderheit, die es vertritt, sondern die Gesamtheit der Bevölkerung einer Stadt. Das Deutsche Staatstheater Temeswar existiert nicht nur für die Deutschen, das Ungarische richtet sich nicht ausschließlich an die Ungarn. Wenn die Leute die sprachlichen Barrieren überwinden und aus einem inneren Bedürfnis ins Theater gehen, auch wenn die Vorstellung in einer fremden Sprache stattfindet und mittels Kopfhörer übersetzt wird, dann hat sowohl das Theater als auch die Stadt enorm dazugewonnen. Heutzutage gibt es keine Großstadt, die nicht eine multikulturelle Vielfalt an Institutionen besitzt.

Ich glaube, dass Temeswar mit seiner geografischen Lage in einem seit Jahrhunderten multiethnischen Raum, mit seiner Geschichte und seiner Bevölkerung Theaterhäuser in unterschiedlichen Sprachen haben muss, die Ausdruck verschiedener Kulturen sind. Diese Theater müssen sich entwickeln und zu Attraktionen der Stadt werden.

Die Lust zum Experiment

Am Nationaltheater Mihai Eminescu in Temeswar haben Sie Athénée Palace Hotel inszeniert, ein Stück, bei dem auf der Bühne in neun verschiedenen Sprachen gesprochen wird. Aus der Perspektive des Multikulturalismus und der Mehrsprachigkeit ist diese Inszenierung ein äußerst gewagtes Experiment. Hat man jemals so etwas gemacht?

Nein.

Was war Ihre Absicht?

Viele Schauspieler sprachen nicht die Sprache, die sie auf der Bühne sprechen sollten, aber genau so, wie sie einen neuen Text lernen, müssen Schauspieler eine neue Sprache erlernen. Sie hatten Schwierigkeiten damit, sich auszudrücken, zumal meine Anweisungen von ihnen verlangten, dass sie in der betreffenden Sprache dachten, weil ja die Sprache die Reflexion des Gedankens ist.

Es war mir sehr wichtig zu zeigen, dass es in Rumänien eine vielsprachige Gesellschaft gegeben hat. Ich glaube, dass dieses Land wieder

multikulturell werden wird, wenn Becali¹ und andere ähnliche Leute es zulassen – diese Leute, die man ständig im Fernsehen sieht. Dies ist das Produkt des kommunistischen Regimes: Viele kennen keine Fremdsprache und begrenzen sich deshalb auf einen Möchtegernpatriotismus, auf einen Nationalismus, der überhaupt nichts wert ist ... Aber die Zukunft dieser Welt ist grenzenlos – eine Welt, in der jede Kultur, jede Religion, jede Hautfarbe respektiert wird. Der Multikulturalismus wurde uns nicht von den Amerikanern oder von den Europäern aufgezwungen, er existiert im Inneren der rumänischen Kultur. In der Zwischenkriegszeit etwa sprach der Rumäne noch mehr Sprachen als der Franzose oder der Amerikaner, aber auf einmal hat das alles ein Ende genommen, weil bestimmte Sprachen einem aufgezwungen wurden. „Komm, sprich jetzt Russisch!“, oder: „Sprich jetzt nur noch Englisch, weil das Englische das Esperanto unserer Welt ist!“. Ich glaube, dass man zu jenen außergewöhnlichen armenischen, deutschen, jüdischen Gemeinschaften zurückkehren wird, die diesem Land einen besonderen Charme verliehen haben. Ich hoffe, dass sich deine Generation gegen Leute erheben wird, die sich aus Ignoranz auf den einen oder anderen Extremismus beschränken.

Ja, leider sind Leute wie Becali das, was die Fernsehverbraucher zu sehen bekommen, und so entwickeln sie sich dann auch ...

Leider, richtig! Das Fernsehen stellt den modernen Menschen und das moderne Image her, aber ich habe keine Gegenoffensive zum Becali-Modell² gesehen. Wir wissen von McLuhan, dass jemand, wenn er drei Mal im Fernsehen erscheint, zum Star wird, und wenn er sieben Mal im Fernsehen ist Präsident der Vereinigten Staaten. Aber wo ist die Gegenoffensive? Warum sehe ich keine Jugend, keine Leute, die etwas dagegen zu unternehmen versuchen und ihre Modelle fördern? Alle sind überwältigt. Die Antwort ist ein Achselzucken. Und dann kommt irgendwann mal der Tag, wo du sagst: Der Präsident meines Landes ist Becali – schade, dass er ein Analphabet ist ...

¹ Becali ist ein umstrittener rumänischer Unternehmer. Er ist einfacher Herkunft und sehr reich (wobei unklar ist, wie er zu seinem Vermögen gelangte). Er besitzt den bekannten Fußballclub *Steaua Bukarest* und ist neuerdings in die Politik eingetreten. Seine Redeweise ist sehr ungeschliffen und vulgär, obwohl er sich in letzter Zeit dank seiner Berater verbessert hat. Im Fernsehen ist er omnipräsent. Eventuell wird er erneut für die Präsidentschaft Rumäniens kandidieren; er hat große Chancen, von der armen, ungebildeten Bevölkerung gewählt zu werden.

² S. Fußnote 1.

Worin besteht die Bedeutung der Inszenierung Athénée Palace Hotel?

Das Buch *Athénée Palace* (1942), das ich zusammen mit Robert Șerban für die Bühne bearbeitet habe, ist das Zeugnis der Autorin Rosie Waldeck³ über das, was um sie herum passierte. Es gibt „n“ Gestalten im Stück, die wir verfolgen und die sehr schematisch skizziert sind. Das Stück ist wie ein enormer Korridor, wo rechts und links Zimmer sind; wir öffnen Türen, hinter den Türen befinden sich Gestalten. Die Handlung hat begonnen, bevor wir die Tür geöffnet haben, und wenn wir sie schließen, geht alles weiter. Das, was wir sehen, ist nur ein winziger Teil, der die Fortsetzung der Geschichte durch die Fantasie des Publikums voraussetzt, eines Publikum, das nicht mehr aus passiven Zuschauern besteht, sondern die Vorstellung mitgestaltet. *Athénée Palace Hotel* ist die Show Rumäniens in Europa, und ich finde es sehr wichtig, dass sie in der Welt gezeigt wird.

Sie sind auch Gestalt eines Buches: Die Masken des Alexander Hausvater von Cristina Modreanu. Welche von den beiden Rollen ist Ihnen lieber oder in welcher fühlen Sie sich wohler – als Theaterschaffender oder als Gestalt?

Ich weiß es nicht. Wenn ich eine Produktion mache, identifiziere ich mich mit allen Gestalten und ich erlebe sie – ich glaube, dass eine Rolle zur nächsten führt. Du kannst kein Theaterschaffender sein, wenn du nicht im Raum der Gestalten, in der Zeit der Gestalten, in den Formen der Gestalten lebst. Wenn ich nicht versuche, etwas zu verstehen, was unfassbar ist: Du zum Beispiel stehst vor mir, und du bist eine Frau. Ich war nie eine Frau – ich verstehe, was in deinem Körper passiert, aber um deine Gestalt zu verinnerlichen, muss ich mich vollständig mit dir identifizieren können und

³ Rosie Waldeck, eine amerikanische Journalistin jüdischen Ursprungs, befand sich während des Zweiten Weltkriegs als Newsweek-Korrespondentin in Bukarest. Sie wohnte in Athénée Palace (heute Hilton), einem Luxushotel in der Calea Victoriei. Zurückgekehrt, schrieb Waldeck 1942 einen Reportage-Roman über ihre Rumänien-Erfahrung. Diesen Roman entdeckte Hausvater Jahre später in einem Antiquariat in Kanada und bearbeitete ihn zusammen mit Robert Șerban für die Bühne.

Das Stück spielt am 14. Juni 1940, am Tag des Falls von Paris. Dem Zuschauer wird ein voyeuristischer Blick auf Lebensfragmente der kosmopolitischen Gesellschaft im Athénée Palace geboten. Das Geschehen ist aus der Sicht der Hauptgestalt Rosie dargestellt, die sich durch obsessives Schreiben vor den Gräuel des Krieges zu retten versucht. Es geht um Liebe, Intrigen, Verrat und Korruption, jede Gestalt erlebt zum Schluss ihre eigene Tragödie. Hausvaters Inszenierung ist vielschichtig konstruiert und thematisiert unter anderem das Sensationelle sowie zahlreiche kulturelle Klischees.

das spüren, was du spürst – die Banalität des Lebens, die Routine des Lebens, die Zyklen des Lebens. Um ein Theaterschaffender zu sein, musst du zur Gestalt werden.

Übersetzung aus dem Rumänischen von Alina Mazilu.

Revolution mit Leerstellen. Eine Notiz zum neuen rumänischen Film und seinen Kontexten

„Auch tote Götter regieren. Auch Unglückselige bangen um ihr Glück. Traumsprache. Vergangenheitssprache. Hilft mir heraus, heraus aus dem Schacht, weg von dem Geklirr der Waffen, kämpfen sie denn, wer kämpft, Mutter, meine Kolcher, höre ich ihre Kampfspiele in unserem Innenhof, oder wo bin ich, wird denn das Geklirr immer lauter. Durst. Ich muss aufwachen. Ich muss die Augen öffnen.“

Christa Wolf: Medea. Stimmen

I

Als am 21. Dezember 1989 bei einer Großkundgebung die anbefohlene Begeisterung für Nicolae Ceaușescu in deutliche Ablehnung, gar Wut umschlug, da war das Fernsehen das erste Medium, welches den Kontrollverlust des Diktators deutlich machte, welches seine Gefolgschaft verweigerte: Bei Ausbruch der Unruhe richteten die Kameras von *Televizunea Romana* ihren Fokus blitzschnell von den Massen auf die starren, nichts sagenden Häuserfronten des Universitätsplatzes bzw. auf den blauen Himmel darüber. Anstatt jedoch die Übertragung zu unterbrechen, blieb man noch eine Weile auf Sendung und so hörte man zu den „leeren“ Bildern den Conducator immer wieder „Hallo Hallo“ rufen, erstaunt und wohl auch ein wenig verärgert über den Eigenwillen des Volkes; vor allem aber machtlos. Ein erstes ikonografisches Bild des Umsturzes war entstanden, welches in seiner Prägnanz kaum deutlicher sein konnte: Die verunsicherte, doch für jeden Rumänen sofort erkennbare Stimme Ceaușescus vor dem Hintergrund alter, unrenovierter Häuserfronten unter einem prachtvoll blauen Winterhimmel.

Hatte das Fernsehen in Rumänien bis dahin alle Tage für knapp zwei Stunden das offiziell verordnete Jubelprogramm über den Fortschritt und den Wohlstand des Landes ausgestrahlt (die obligatorischen Abendnachrichten und hernach ein Propagandafilm) und damit eine Inszenierung geliefert, welche zwar nicht besonders glaubwürdig war, aber immerhin das wahre Antlitz der Zustände erfolgreich verschleierte, so wurde es im Winter 89 erstaunlich schnell in den Strudel der Ereignisse hineingezogen. Von diesem Moment an kam das Fernsehen seiner ihm zgedachten politischen

Aufgabe nicht mehr nach. Die Macht seiner Täuschung brach augenblicklich zusammen und zurück blieb eine einfache, puristische Bestandsaufnahme: Bild und Inhalt fielen ohne große Inszenierung in eins. Am Tag nach dieser denkwürdigen Übertragung verkündete das Politbüro der KP zum letzten Mal via TV die Nachrichten (diesmal aufgrund der Dringlichkeit bereits vormittags: den Selbstmord des Verteidigungsministers Vasile Milea sowie die Bekanntmachung der Notstandsverordnung), zwei Stunden später befand sich die staatliche Fernsehanstalt in der Hand von Demonstranten, welche das Studio bis zum Vollzug des Umsturzes und trotz einiger Schießereien nicht mehr freigaben. Von nun an blieb das Fernsehen für die nächsten 120 Stunden durchgehend auf Sendung. Die Kameras begannen allein durch ihre Präsenz eine Wirklichkeit zu schaffen, welche über den gewohnten Rahmen hinausstrahlte und nicht mehr zu verbergen war. Die Zuseher in- und außerhalb des Landes wurden in ungewohnter Radikalität mit den aktuellen politischen Ereignissen konfrontiert – bis zum Schauprozess mitsamt den Leichen des Diktators und seiner Frau; und die Zuschauer konnten, sofern sie in Bukarest waren, auch jederzeit auf Geheiß des Fernsehens in das Geschehen eingreifen.

Geschichte zerfällt tatsächlich in Bilder, und nicht in Geschichten oder Fakten – ein eindringlicherer Beweis für Benjamins These als die rumänische Revolution lässt sich schwerlich finden. Der Filmtheoretiker und -macher Harun Farocki geht in seinem bemerkenswerten Dokumentarfilm *Videogramme einer Revolution* (DE 1992) sogar noch einen Schritt weiter: indem er die rumänische Revolution als eine Folge vom Fernsehen evozierter Ereignisse zeigt, welche sich weniger auf der Straße als im Fernsehstudio zugetragen haben. Diese durchaus provokante Sichtweise mag zwar die Vorkommnisse in Timișoara ein wenig zu kurz kommen lassen (mangels Materials spielen sie in Farockis Film tatsächlich nur eine marginale Rolle), und doch belegt sie eindrucksvoll: Selten war das Medium Fernsehen (der Begriff inkludiert in diesem Fall auch Video und Film) so sehr am Puls der Zeit wie in den Herbst- und Wintermonaten des Jahres 1989.¹ Schon in Prag 1968 lieferten die Kameras mit den Bildern gleichsam die Impulse für weitere Aktionen, ebenso in Berlin; vor allem aber in Bukarest. Dort waren die Kameras nicht nur stumme Zeitzeugen, dort waren sie die Speerspitze der Ereignisse. Das Fernsehen war das Medium, in welchem und dank welchem sich die Revolution abspielte, mit dem Studio als

¹ In einem anderen historischen Fall spielte das Radio eine ähnliche Rolle: Als im Juni 1934 die Nationalsozialisten in Wien einen Putsch versuchten, besetzten sie neben dem Parlament auch das RAVAG-Gebäude; den dort installierten Sender nutzten sie zur Verbreitung von Falschmeldungen, worauf im Land unvermittelt Kampfhandlungen ausbrachen.

maßgeblichem historischem Ort. Mehr Avantgarde konnte man zu keiner Zeit von Film und Fernsehen erwarten. Eine weitere, immer wieder zitierte Ikone ist folglich auch das Bild des – eben aus dem Hausarrest befreiten – oppositionellen Schriftstellers Mircea Dinescu, welcher umgeben von mehr als 20 Mitstreitern mit tränenerstickter Stimme im Studio verkündet: „Wir sind die Sieger – das Fernsehen ist mit uns.“

Einen Tribut mussten die Medien aber dem im Sturz befindlichen Diktator zahlen: Die Technik von *Televizunea Romana* war so veraltet, dass sie der fünftägigen Dauerbelastung kaum standhielt. Die im Westen längst verschwundenen, in Rumänien aber noch verwendeten elektrischen Röhren führten in den Aufzeichnungs- und Sendeanlagen nach geraumer Zeit zu Temperaturen, die eine sofortige Abschaltung aller Geräte notwendig machten. So musste die Live-Übertragung alle paar Stunden für eine längere Pause unterbrochen werden; auch die „televisuelle“ Revolution, bei der sich alles vor den Augen der Öffentlichkeit abspielte, hatte ihre strukturbedingten Leerstellen. Wahrscheinlich waren es gerade diese Leerstellen, gepaart mit ein paar anderen, wenig glaubwürdigen Bildern, welche bis heute immer wieder die Frage aufkommen lassen, ob es sich denn bei den Ereignissen wirklich um eine Revolution oder doch nur um einen regime-internen Putsch gehandelt habe. Viel wichtiger noch als diese Frage erscheint aber, dass diese markanten Lücken in der Geschichte selbst im Nachhinein noch so sehr danach verlangen, gefüllt zu werden. Nach Berichten von Augenzeugen blieben die meisten Rumänen in den Sendepausen gebannt vor den Bildschirmen sitzen und betrachteten gerade das auftretende weiße Rauschen mit der größten Hoffnung.

Zeiten des Übergangs sind zumeist schwierig, voller komplexer Problemstellungen und Hindernisse. Es sind diese historischen Zäsuren aber immer auch Perioden der verstärkten Kreativität, der intensivierten Auseinandersetzung mit den Wechselbeziehungen zwischen der Geschichte bzw. der Geschichtsschreibung und den jeweiligen Künsten – hier eben des Mediums Film und des Systems Kino. Die vielfältigen Verbindungen und Wechselbeziehungen zwischen Geschichte und Film spielen sich im Rahmen einer allgemeinen Geschichtsschreibung und einer darin enthaltenen Binnengeschichtsschreibung des Films ab. Der jeweilige Film ist somit Teil dieser Bewegungen von Geschichtsschreibungen, ist aber immer auch Beispiel einer retrospektiv deklarierten Periode, bleibt also eingebunden in das Spannungsverhältnis zwischen Periodisierungsversuch und Periodisierungsbezeichnung. Gerade der hier behandelte Film, dem eine zusätzliche Erzeugung von Geschichtlichkeit zugesprochen wird, zielt dabei aber weniger auf die Abbildung einer rein äußerlichen historischen Oberfläche: „Die Schwierigkeiten, den Film als historisches Quellenmaterial zu verwenden, mit Kunst und Literatur vergleichbar, beginnen mit der Erzählweise des

Mediums. Es ist ein zusammengesetztes Medium, das nie Etwas sagen kann, sondern immer nur Etwas und Etwas Anderes gleichzeitig, und es ist ein mythisches Medium, das weder in der Vergangenheitsform erzählen kann (auch wenn es sich die Haltung des Märchens, Es war einmal, gelegentlich anmaßt) noch in der Gegenwartsform, sondern immer in einer mythischen Weise, die Vergangenheit in die Gegenwart stürzen lässt, um etwas über beide hinaus Wirksames zu schaffen, eine Aussage, die Geschichte in Natur verwandelt und damit in gewisser Weise abschafft, die nicht etwas zu erklären imstande ist, was der Fall ist, ohne zugleich auch alles andere zu erklären. Das bedeutet auch, dass der Film als mythische Erzählform Gleichnis- und Repräsentationssysteme schafft, die weder Politik, Geschichte, Erotik, Moral, Ökonomie noch Technologie betreffen, sondern das alles zusammen und zwar in Beziehungen, wie sie nur der Film selbst herstellen kann. Mit anderen Worten, jeder Film, auch der trivialste Genrefilm, ist nicht der Versuch einer Abbildung äußerer, historischer Wirklichkeit (jede Wirklichkeit ist ja historisch, insofern sie geworden ist, und insofern sie Teil eines Werdens ist), sondern im Gegenteil die Aufhebung verschiedener Wirklichkeiten in einem System von ästhetischen Zeichen, die alle zugleich nach Legitimation durch Historie und nach Zeitlosigkeit streben.“²

Das Aufgreifen einer zirkulären Bewegung, also etwa die Integration von Archivmaterialien, bringt Theorie und (Bild-)Praxis in eine neue Nähe zueinander. Die auf diesem Wege herangezogenen, filmisch eingezogenen historischen Personen und die schließlich dargestellten Figuren weisen folglich ein Manko an rein historischer Oberfläche auf. Man ist also dazu angehalten, von gefälschten Figuren auszugehen. Die filmischen Entwürfe lassen unterschiedliche figurale Spielformen zu, erzeugen also eine Bandbreite von Möglichkeiten, von der Idealisierung über das Zerrbild bis hin zum stellvertretend für eine Epoche stehenden Stereotyp. Das entsprechende (historische) Figureninventar ermöglicht in seiner Künstlichkeit eine vereinfachte oder zusätzliche Kontextualisierung, die innerhalb des Films und hinsichtlich der filmgeschichtlichen Periode auch etikettierend wirkt. Kino wird so als Teil der Kulturgeschichte, aber eben auch als Option der Bewusstmachung begreifbar; Film wird zur historisch wesentlichen Ermächtigungsstrategie, die den Vorgaben einer werksgemäßen Verdichtung unterliegt. Die Entwürfe von Realität(en) füllen die Lücken, die das Reale gerissen hat.

² Georg Seeblen: Sissi – Ein deutsches Orgasmustrauma. In: Zeitmaschine Kino. Darstellungen von Geschichte im Film. Herausgegeben von Hans-Arthur Mariske. Marburg 1992, S. 65–79, hier S. 65.

II

Nicht umsonst haben sich die eingangs erwähnten ikonografischen Bilder in das kollektive Gedächtnis eingebrannt; sie bestimmen nach wie vor die Erinnerung an die Revolution in Rumänien. Es gibt kaum einen rumänischen Film, welcher – sofern er die Revolution im Inhalt auch nur streift – diese Ikonen nicht zitiert, egal ob diese Filme kurz nach den Ereignissen oder in jüngster Vergangenheit gedreht wurden. Und auch die Leerstellen werden von den meisten Filmen gefüllt, egal ob man sich hierbei den Anspruch stellt, das politische Rätsel (Revolution oder doch nur Putsch?) zu lösen, oder ob man diese mit einer ironischen Geste aufgreift, indem man einen kleinen Jungen mit einer Steinschleuder gegen den Diktator vorgehen lässt (beispielgebend seien an dieser Stelle *Piața Universității* (1991) und *Cum mi-am petrecut sfârșitul lumii* (2006) erwähnt). Anhand des Umgangs mit diesen Ikonen und Leerstellen ließe sich folglich eine kleine Geschichte des rumänischen Films der letzten Dekade erzählen.

Ein rumänisches Sprichwort besagt: Wer die Vergangenheit vergisst, ist gezwungen, sie zu wiederholen; doch wer die Vergangenheit gar nicht vergessen kann, ist noch ärmer dran. Nach Meinung des Bukarester Filmkritikers Mihai Chirilov hat sich dieses Bonmot in Bezug auf den rumänischen Film als durch und durch wahr erwiesen. Nach den Ereignissen vom Winter 89 richteten die rumänischen Filmmacher ihren Blick hauptsächlich auf die Vergangenheit: Die Zeit der kommunistischen Misswirtschaft, der langsame Niedergang des Landes, die ersten vorrevolutionären Ereignisse und die Securitate waren bestimmende Topoi im rumänischen Kino. Strukturell und inhaltlich brachte dieser rückwärts gewandte Blick einige Vorteile, musste man schließlich nur das alte Gegensatzpaar Kommunismus/Kapitalismus durch ein ebenso duales ersetzen: Von nun an gab es Opfer und Täter – sprich unbescholtene rumänische Bürger und Securisten (so nannte man die Mitarbeiter des Geheindienstes Securitate). Der Rückgriff auf die Vergangenheit sicherte dem Film Handlungsstränge, Konstellationen und Konflikte, welche auf den ersten Blick zwar neue Inhalte hatten, aber durchaus der alten Dramaturgie folgen konnten. Zudem stand am Schluss der Geschichte stets das Eintreten oder wenigstens das Wissen um die baldige Freiheit – ein sehr dankbares Ende. Brachte dieser Blick folglich weder ästhetisch noch inhaltlich Neuerungen für den rumänischen Film, so führte die Freiheit wenigstens zu einer gewissen internationalen Beachtung. Dan Pitas *Hotel de Luxe* (RO 1991) wurde mit einem Silbernen Löwen in Venedig ausgezeichnet und Mircea Daneliuc's *Patul Conjugal* (*Das Ehebett*, RO 1993) erfuhr eine lobende Erwähnung auf der Berlinale. Auch die Revolution selbst wurde immer wieder zum Inhalt, ließen doch die Vorgänge von damals viel Raum für Spekulation. Die Hoffnung, durch

den Film zu einer plausiblen historischen Erklärung zu gelangen, schien nicht unbegründet, hat sich allerdings bis heute nicht eingelöst. Anfänglich reproduzierte man die Revolution durchaus mit Elan und optimistischer Haltung und erzielte damit auch außerhalb des Landes eine gewisse Aufmerksamkeit, aber bald schon beschränkte man sich auf stereotype Wiederholungen der Ereignisse, wie in *Punctul Zero* (1996) von Sergiu Nicolaescu, einem traurigen (und für manchen sogar lachhaften) Höhepunkt dieser Entwicklung. Ein maßgeblicher Grund hierfür liegt sicherlich in der politischen wie wirtschaftlichen Stagnation, die das Land in den 90ern erfasste, denn die Beobachtung der gesellschaftlichen Veränderungen oder das Schaffen von neuen Perspektiven wurden nicht nur von den Filmemachern verabsäumt. Der Blick auf den zeitgenössischen Alltag wurde, so gut es ging, vermieden, die Beschäftigung mit den vergangenen Ereignissen befreite einen davon, sich der Gegenwart zu stellen. Darin glückte der Film der Politik. Und so bekamen die Geschichten aus der Vergangenheit, vor allem aber jene ikonografischen Bilder des Umsturzes, eine ungemeine Bedeutung aufgeladen. Man verfiel, gleich einem religiösen Ritual, auf ihre wiederholende Beschwörung, als ob man sich – mangels sichtbarer Veränderungen, mangels wirtschaftlichen Aufschwungs – immer wieder sagen wollte: „Es gab sie doch, die Revolution!“ Man hielt sich an diesen Bildern fest in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, während vor den eigenen Augen das Land weiter in Armut versank.

Mihai Chirilov nennt denn auch nur zwei markante Pole im filmischen Schaffen dieser Zeit: den 1992 in Frankreich und Rumänien produzierten Spielfilm *Stejarul* (*Die Eiche*) von Lucian Pintilie und die 1996 entstandene Dokufiktion *Stare de fapt* (*Der Stand der Dinge*) von Stere Gulea. Während in *Die Eiche* der Versuch gezeigt wurde, die Geister der Vergangenheit zu verscharren und zu vergessen, schloss *Der Stand der Dinge* einen Kompromiss mit der Geschichte – keinen sehr angenehmen, aber immerhin einen, mit dem die Rumänen leben konnten.³ Dazwischen und auch danach bewegte sich das rumänische Kino auf weniger beachtenswerten Pfaden, man holte nach, was zuvor verboten war, enttarnte „Securisten“, stellte unliebsame Politiker bloß oder riss laute Witze, anstatt sich in subtilen Anspielungen zu verlieren wie zu Zeiten Ceaușescus; und man zeigte natürlich die finsternen Ecken des Lebens: Verbrechen und schmutzigen Sex. (Als sehenswerte Beispiele aus

³ *Die Eiche* beschreibt die Weigerung einer jungen Frau, auf Drängen ihres Vaters, eines Geheimdienst-Mitarbeiters, ebenfalls zur Securitate zu gehen und schildert ihre innere Emigration. Am Ende des Films begräbt sie in einem Voodoo-artigen Ritual ihren Vater. In *Der Stand der Dinge* bringt eine junge Frau das Kind, welches in den Wirren der Revolution durch die Vergewaltigung eines Securitate-Agenten gezeugt wurde, schlussendlich doch zur Welt.

dieser Zeit seien hier *Senatorul melcilor* (1995) von Mircea Daneliuc oder *È pericoloso sporgersi* (1994) von Nae Caranfil genannt.)

Das wahre Ausmaß der Freiheit konnte jedoch kaum einer der Filmemacher nutzen; mit dieser Dimension wusste man weder formal noch inhaltlich viel anzufangen. Einzig und allein der nach Deutschland emigrierte Andreij Ujica produzierte einen bemerkenswert anderen Film über den Zusammenbruch des Kommunismus: *Out of the present* (DE 1995) betrachtet die politischen Geschehnisse von der Weltraumstation Mir aus und rückt die Geschichte dadurch in ein ganz anderes Licht.⁴ Der Film bezieht sich allerdings vorwiegend auf die UdSSR und wurde in Rumänien nie gezeigt (eine Tatsache, die sich erst im letzten Jahr durch eine Vorführung auf dem Filmfestival in Klausenburg änderte). Er gehört, genauso wie der eingangs zitierte Film von Harun Farocki, einem anderen geografischen wie soziologischen Umfeld an.

III

Noch in einem weiteren Punkt gab es eine frappante Analogie zwischen dem Filmschaffen und der Politik. Im Gegensatz zu anderen kommunistischen Ländern trug der Umsturz in Rumänien nicht zu einem Wechsel der politischen und kulturellen Nomenklatura bei, eine Tatsache, welche den Verdacht, es habe sich hierbei eher um einen regimainternen Putsch als um eine Revolution gehandelt, bestärkt. An den entscheidenden Stellen in der Verwaltung saßen bis weit über das Jahr 2000 hinaus dieselben Köpfe wie vor 1989; und wenn sie tatsächlich abgelöst wurden, so nur durch weitere Parteigänger des verblichenen Regimes. Dies galt auch für das CNC, das *Centrul National al Cinematografiei*, welches über seine Förderpolitik die rumänische Filmproduktion maßgeblich bestimmte. So kam es, dass der rumänische Film und das rumänische Fernsehen – obwohl selbst Protagonisten des Umsturzes – auf ihre eigene strukturelle wie inhaltliche Revolution noch weitere zwölf Jahre warten mussten. Die Ikonen lasteten schwer auf den Schultern der Gläubigen.

Das Wissen um den Bedarf an strukturellen wie administrativen Veränderungen war in der rumänischen Filmbranche zwar vorhanden, äußerte

⁴ In einer für *Out of the present* beispielhaften Sequenz antwortet der Kosmonaut Sergei Krikalev, auf die politischen Veränderungen, auf die Panzer vor dem Kreml und den Zerfall der UdSSR angesprochen: „Was mich aber vielleicht am meisten erstaunt: Eben war es noch Nacht, nun ist es hell und die Jahreszeiten fliegen vorbei. Das ist wohl das Beeindruckendste, was man von hier oben beobachten kann.“

sich allerdings nur in geringfügigen Details. Die auffälligste Konsequenz der Ereignisse von 89 für die Filmbranche war, dass das CNC kurzfristig wieder als ONC – *Officiul National Cinematografiei* firmierte, wie von seiner Gründung bis zum Beginn des kommunistischen Rumänien in den 40er-Jahren. Dem folgte jedoch nicht mehr viel. In den postkommunistischen Nachwirren waren die Protagonisten zu sehr damit beschäftigt, ihre eigene Einflussphäre zu sichern, anstatt eine generelle Perspektive für den rumänischen Film, seine Förderung, seine Produktion und seinen Vertrieb auszuarbeiten. Begonnen hatten diese Grabenkämpfe ziemlich bald nach der Revolution, und ihren ersten Höhepunkt erreichten sie, als im Jahre 1991 der altgediente Regieveteran und damalige Präsident des ONC, Dan Pita, durch einen Generalstreik aus seinem Amt gedrängt und vom Drehbuchautor Petre Salcudeanu abgelöst wurde. Anstatt dem Film nun den Weg in den freien Markt zu bahnen, verzichtete man erneut darauf, die Filmförderung zu novellieren. Die rumänischen Filme wurden immer noch einzig und allein auf der Basis von Regierungsbeschlüssen finanziert, ein Vorgehen, das den Unfrieden zwischen den Regisseuren und Produzenten nicht minderte. Intern zerrüttet, geriet der Film zunehmend auch von außen unter Beschuss: Der Verleih war durch die Konkurrenz des privaten Fernsehens eingebrochen, infolgedessen setzte Mitte der 90er vor allem in den kleineren, ländlichen Städten ein reges Kinosterben ein und die Gewinnmargen am heimischen Markt gingen massiv zurück. Darüber hinaus wurde der Film häufig und willkürlich zum Spielball der Politik: Filme wie die Dokumentation *Piața Universității (Universitätsplatz, 1991)* oder *Stare des fapt* wurden zum Inhalt mehrerer parlamentarischer Anfragen und von dem damaligen Präsidenten Ion Iliescu auf das Heftigste instrumentalisiert. Unter der Ägide von Radu Gabrea beschloss man 1997 das CNC umzustrukturieren, doch auch dies konnte den Niedergang nicht aufhalten, hatte man doch zeitgleich die Vereinigung der Rumänischen Filmemacher (UCIN) gegründet und dieser uneingeschränkte Autonomie zugesichert. Damit wurden die Auseinandersetzungen zwischen Produzenten, Regisseuren und Politikern erfolgreich verschärft. Erst 1998 trat ein reglementiertes Filmförderungsgesetz in Kraft, welches zumindest nach außen den Anschein von politischer Unabhängigkeit wahrte. All diese Umstände hatten eine wahrnehmbare Auswirkung auf die Produktion: Wurden im Jahre 1983 unter kommunistischer Federführung noch stolze 35 Spielfilme hergestellt (nach Angaben der Berliner Kuratorin Elvira Geppert betrug die durchschnittliche sozialistische Filmproduktion 25 bis 30 Filme pro Jahr), so war das CNC im Jahre 2000 durch Korruption, Misswirtschaft und Günstlingswesen so heruntergewirtschaftet, dass weder ein Film gedreht noch die laufenden Produktionen fertig gestellt werden konnten. Wieder gab es einen Zusammenbruch, doch diesmal hatten die Kameras nichts mehr zu(m) Filmen.

IV

Nach 2000 wurden die Zuseher abermals mit verstörenden Bildern konfrontiert; diesmal aber waren die Bilder nicht mehr durch die Politik evokiert, sondern entstanden auf Geheiß einer jungen, unbändigen Generation von Filmemachern und hatten eine Realität zum Inhalt, welche man so genau gar nicht kennenlernen wollte. So zwang Cristi Puiu in seinem Debüt *Marfa și Bani* (*Koks und Kohle*, RO 2001) – einem Kurzfilm, der dem allgemeinen Kanon nach als Beginn des neuen rumänischen Kinos gilt – den Zuseher unversehens zu zwei jungen Burschen in ein Auto, welche bei dem Versuch, aus Koks schnelle Kohle zu machen, immer tiefer in die Kriminalität abrutschen. Die Kamera hält der junge Filmemacher dabei so gnadenlos nahe an die Protagonisten, dass der Zuschauer selbst in einem leeren Kino klaustrophobische Zustände bekommt. Verstörend war die Nähe zum Geschehen in zweierlei Hinsicht: Neben der unausweichlichen physischen Präsenz wurde hier auf einmal auch das Leben so abgebildet, wie es sich tatsächlich anfühlte, wie man es in den Vororten von Bukarest oder in den Provinzstädten beobachten konnte. Keine künstliche Distanzierung, keine geschönte Ästhetik, stattdessen schmutzig, schnell und häufig unfreundlich. Cristi Puiu blieb mit diesem genauen, aber wohl auch bitterbösem Blick nicht allein, es folgten weitere, mehr als gelungene Talentproben – aus Kostengründen vornehmlich Kurzfilme: *Visul lui Liviu* von Corneliu Porumboiu (2004), *Apartmentul* von Constantin Popescu (2004), *Trafic* (2004) von Cătălin Mitulescu oder *Marilena de la P7* von Cristian Nemescu (2006).

All diese Filme haben eines gemeinsam: Sie führen einem das alltägliche Leben – Rumänien in den Jahren rund um die Jahrtausendwende – vor Augen. Die Suche nach Glück und Perspektiven, in Beruf oder Beziehung, oder einfach nur die Suche nach dem schnellen Geld durch kleine Gaunereien oder handfeste Verbrechen. Die Protagonisten dieser Filme kämpfen um ihren Anteil an den Verheißungen einer besseren, weil westlichen Welt, die mittlerweile bis nach Rumänien (vor allem nach Bukarest) vorgedrungen sind; manche können mit der Entwicklung Schritt halten, andere wiederum geraten ins Straucheln. Im Vordergrund stehen jedoch stets die Lebensumstände, Gefühlswelten und Sehnsüchte einer jungen Generation von heute; die Alten geben häufig nur mehr die Kontrastfolie ab. Auf den ersten Blick scheint es, als hätten die jungen Filmemacher die Last der Geschichte überwunden, als würden sie ihre Antworten ausschließlich in der Gegenwart suchen; und doch spielt die Vergangenheit auch bei ihnen eine entscheidende Rolle – aber nicht mehr die wichtigste. Man hat zu einem spielerischen, doch keineswegs oberflächlichen Umgang mit den Ikonen und Leerstellen gefunden. *Livius Traum* zitiert im Vorspann

die Kundmachung von Ceaușescu rigidem Anti-Abtreibungsgesetz, der Film hingegen zeigt ausschließlich das Leben eines jungen Mannes, der diesem Gesetz wohl sein Leben verdankt. Er lebt bei seinen Eltern, verdingt sich als Hehler oder Barmann und träumt vom Urlaub am Meer. Als seine Freundin allerdings schwanger wird, ist er nicht in der Lage, eine lebensbejahende Entscheidung zu treffen. Die Ansprache des Diktators schwebt wie ein dumpfer Schatten über dem Traum des Liviu, sein Alltag spielt sich jedoch bar jeglicher postkommunistischer Euphorie ab. Oder Cristi Puius *Un cartuș de Kent și un pachet de cafea* (2004), in welchem die kommunistische Vergangenheit eigentlich nur mehr im Titel vertreten ist – mit einer Packung Zigaretten und einem Viertel Kaffee konnte man vor der Revolution nahezu alles erreichen. In diesem Film soll der junge Herr Tomescu seinem Vater einen Job verschaffen; bei dem Treffen in einem Lokal, wo eben titelgebende(r) Zigaretten und Kaffee übergeben werden sollen, zeigt Puiu einzig und allein, wie der alte Mann – von der Bestellung des Mineralwassers bis zur Wahl der Buslinie, um wieder nach Hause zu kommen – an den heutigen Verhältnissen scheitert, während der junge sich ohne Probleme in den gängigen Lifestyle einfügt.

Selbst ein Film wie *Apartmentul* von Constantin Popescu (2004), der vordergründig gar nichts mit der Vergangenheit gemein hat, lässt sich als eine sehr gewitzte Anmerkung zur Revolution lesen: Ein Mann gibt seiner Frau gegenüber vor, auf Dienstreise zu fahren, nur um vom vierten Stock des Blocks zu seiner Freundin in den achten Stock zu fahren. Dort sieht jedoch nicht nur die Wohnung nahezu identisch aus, auch das Leben mit der Freundin läuft in denselben ritualisierten Bahnen ab, sodass der Mann am nächsten Morgen nach dem Leeren des Mülls die Wohnungen verwechselt und unversehens wieder bei seiner Frau landet. Auch dieser Film kann als durchaus politisches Statement zur Vergangenheit verstanden werden, wenn man nicht die Rekonstruktion der Ereignisse oder die Interpretation der Leerstellen in den Vordergrund stellt, sondern einfach nur die Frage nach dem Ergebnis des Winters 89. All diese Beispiele rücken in ihrem Blick nicht von der Gegenwart ab. Sie verfallen nicht in eine Beschwörung der Ereignisse oder versuchen, eine euphorische Aufbruchsstimmung nachzuspielen. Die Ikonen lasten nicht mehr auf den Schultern der Filmemacher, sie werden als Vorgabe aufgenommen, spielerisch zitiert oder lustvoll ersetzt. Die Filmemacher versuchen jene Fragen, welche die Lücken der Vergangenheit stellen, mit dem Blick auf die Gegenwart zu beantworten und nehmen dadurch eine sehr bewusste Haltung gegenüber der Geschichte ein.

Die Bilder der Gegenwart erzählen bei den jungen Filmemachern zugleich sehr viel von der Vergangenheit; umgekehrt lassen sich in scheinbar ausschließlich historischen Filmen sehr dezidierte Aussagen zur Gegenwart erkennen. Noch deutlicher wird dies in den Spielfilmen dieser jungen

Generation, die sich deutlich von der Welle der *Ostalgie* abheben und im Gegensatz zu den entsprechenden bundesdeutschen Arbeiten innerhalb des eigenen Landes wenig Aufmerksamkeit erfahren – auf den internationalen Festivals und im versierten akademischen Betrieb aber umso mehr zur Kenntnis genommen werden.

V

Dass der Zusammenbruch des rumänischen Films im Jahre 2000 eine halbwegs kathartische Wirkung entfalten konnte, war neben diesen jungen Filmmachern auch zu einem großen Teil Radu Gabrea geschuldet. Nachdem er als exilierter Filmmacher Erfahrung in den Vereinigten Staaten und Deutschland gesammelt hatte, nutzte er seine Zeit als Vorsitzender des CNC für einige nachhaltige Reformen. Er strukturierte das CNC nach westeuropäischem Vorbild um und ordnete die staatliche Filmförderung neu. Seitdem vergibt das CNC Förderungen für Drehbuchentwicklung, für Produktionen und Vertrieb, für die Modernisierung von Kinohäusern und, zu guter Letzt, Förderungen für Kinobetreiber, um zu gewährleisten, dass ein gewisser Prozentsatz der einheimischen Kasseneinnahmen für die Teilnahme an Filmprogrammen der EU bereitsteht. Die Reform zeigte bald schon erste Erfolge und trug zu einer Konsolidierung von Rumänien als Filmstandort bei, erstaunlicherweise überstand sie auch Querelen, Machtkämpfe und Verwässerungsversuche. Zusätzlich stehen durch den allmählich einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung generell wieder mehr finanzielle Mittel zur Verfügung – ein nicht zu unterschätzender Faktor in Hinblick auf die Qualität der produzierten Filme. Seit 2001 steigt die rumänische Filmproduktion kontinuierlich an, 2005 sind bereits wieder 20 Filme entstanden, davon gut die Hälfte in Koproduktion mit westlichen Partnern; und auch ausländische Regisseure nutzen das Land wieder verstärkt für die Produktion ihrer Filme, bietet man doch nahezu europäische Standards zu einem Drittel der westeuropäischen Kosten. So drehten unter anderem Costa Gavras *Amen (Der Stellvertreter)* und Anthony Minghella *Cold Mountain* im Land; und Francis Ford Coppola produzierte im vergangenen Jahr seinen noch nicht erschienenen Film *Youth without Youth* (nach einer Erzählung des rumänischen Schriftstellers Mircea Eliade) zur Gänze in Bukarest.

Ein bestehendes Manko ist allerdings die immer noch vorhandene Verschränkung von Filmförderung und Politik. Das CNC untersteht dem Ministerium für Kultur; der Direktor wird, ebenso wie die Jury der Fördergremien, direkt vom Kulturminister ernannt. Diese Nähe zur Politik beeinflusst die Vergabe der Gelder beträchtlich und erklärt unter anderem,

warum Regisseure, die wesentlich zum filmischen Glanz des sozialistischen Regimes beitrugen, weiterhin zu Gänze von staatlicher Seite finanziert werden (so z. B. Sergiu Nicolaescu mit seinen Historienfilmen), Dagegen werden Filme mit einem für Politiker allzu brisanten Inhalt nicht gefördert (wie z. B. eine Dokumentation über das Abtreibungsverbot und die daraus resultierende illegale Abtreibungspraxis unter Ceaușescu). Vor allem die jungen Regisseure versuchen sich nach Möglichkeit gegen diese politische Bevormundung zu wehren und machen ihrem Ärger immer wieder öffentlich Luft. Eine Konsequenz war die 2004 erfolgte Gründung einer eigenen Fraktion, der *Asociația Cineaștilor* (Vereinigung der Filmemacher); eine andere ist die Gründung eigener Produktionsfirmen. Letzteres ist allerdings auch deswegen nötig, weil sich die jungen Regisseure generell mehr Freiheit bei der Produktion ihre Werke herausnehmen wollen (und müssen!) – darin gleichen sie vielen ambitionierten europäischen Filmemachern. Zudem haben sie oft bessere Netzwerke und können in Fragen der Finanzierung, Logistik, Ressourcennutzung oder des Vertriebs freier, schneller und pragmatischer agieren als die schwerfällige Institution CNC. Zu guter Letzt entgehen sie dadurch auch der drohenden politischen Vereinnahmung. Unlieb-same Produktionen können heutzutage von staatlicher Seite zwar nicht mehr verhindert werden, eine eigene Finanzierung aufzustellen ist für die jungen Filmemacher jedoch oft sehr schwer; immerhin besteht die Möglichkeit, auch private Quellen zu nützen. Nicht jeder ist dabei so glücklich wie Corneliu Porumboiu, der aufgrund der finanziellen Reserven seines Vaters ganz unabhängig vom CNC seine Filme drehen kann; bei anderen Produktionen (wie z. B. Cristi Puius *Moartea domnului Lăzărescu*) ist die Aufstellung der Mittel schwierig.

Man streitet sich also nach wie vor rund um das CNC, aber mittlerweile haben die Querelen ein halbwegs produktives Niveau erreicht – die rumänische Filmindustrie hat sich erholt. Dies wird auch durch den bemerkenswerten künstlerischer Erfolg bestätigt: Seit 2001 sind rumänische Filme regelmäßig zu Gast auf den internationalen Festivals in Berlin, Rotterdam, Venedig oder Cannes, und nicht selten werden sie ausgezeichnet. Einige dieser Filme haben mittlerweile auch einen Vertrieb gefunden und laufen regulär in den Kinos vieler europäischer Länder. Dieser Erfolg ist nahezu ausschließlich den Regisseuren der jungen Generation und ihrem genauen Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse zu verdanken.

Denn hatte man vor der Revolution im rumänischen Film und Fernsehen gezwungenermaßen stets hinauf blicken müssen – zum Ingenieur, welcher den Fortschritt in die Betriebe brachte, zu den heroischen Parteifunktionären in Stadt und Land, zum überdimensionierten *Palatul poporului*, zum Balkon mit dem Conducator, ja selbst noch zum blauen Winterhimmel des 21. Dezembers und zu dem im Hubschrauber entfliehenden

Ceașescus –, so blickt der aktuelle rumänische Film gleichsam in einer Gegenbewegung auf das Leben herab: Von den Dächern heruntergekommener Plattenbauten, auf welchen jener Teil des privaten Lebens stattfindet, für den es in den Wohnungen zu eng und auf der Straße zu wenig intim ist, zu dem Treiben auf der Straße, den Plätzen und Gehsteigen weg, wo jener Teil des Lebens wartet, der bewältigt werden muss – im Guten wie im Schlechten, als Verheißung oder Alptraum. Man könnte meinen, mit dieser Perspektive wollten die jungen Filmemacher eine Antwort auf jenen Kameraschwenk von der Straße über die Häuserfronten zum Himmel vom 21. Dezember 1989 geben. Als wollten sie die Frage des Diktators nach seinem Volk beantworten. Es ist tatsächlich die erste Generation, die diesen Anspruch stilistisch wie inhaltlich einlösen kann, wie zahlreiche Filme mittlerweile beweisen.

Dieser Artikel wäre ohne die Unterstützung von Mihai Chirilov (Transilvania International Filmfestival Klausenburg), Erwin Schmidt (The Coproduction Office Berlin) und Sorin Stanescu (Rumänisches Kulturinstitut Wien) nicht zustande gekommen.

Die rumänische Verlagsszene der Gegenwart

Der Buchmarkt und seine aktuelle Entwicklung

Seit Oktober 2006 führt die rumänische überregionale Tageszeitung *Cotidianul* eine Kampagne, die gleichzeitig die Zahl der eigenen Leser erhöhen und diese zum Lesen von Weltliteratur anregen soll. Für knapp 1,50 € kann man jeden Mittwoch zusammen mit der Zeitung ein Buch erwerben. Angeboten werden Romane ausländischer Autoren der Gegenwart, die sich auf den Bestseller-Listen finden bzw. literarische Preise und somit die Anerkennung der Kritik gewonnen haben. Als Beispiele seien Truman Capote, Marguerite Duras und Carlos Fuentes genannt. Auch Frauenliteratur genießt dabei eine geschickte *promotion*, was für Rumänien eher unüblich ist und damit zu tun hat, dass der März 2007 zum Monat der Frauenliteratur erhoben wurde. Veröffentlicht wurden Romane von Sylvie Germain, Anne Tylor, Jhumpa Lahiri und A.S. Byatt. Die Kampagne von *Cotidianul* ist auf großes Echo gestoßen und wird weitergeführt. Sie macht deutlich, dass die Zahl der potenziellen Leser in Rumänien größer ist, als von Verlagen angenommen und in den Statistiken belegt wird. Was lange Zeit gefehlt hat, ist vielmehr eine offensive Vermarktung des Produktes Buch.

Der rumänische Buchmarkt befindet sich zurzeit in einem starken Dynamisierungs- und Diversifizierungsprozess. Seit 2004 gibt es einen konstanten Anstieg der Verkaufszahlen, der einhergeht mit einem Zuwachs bei der Zahl der Veröffentlichungen, wobei am häufigsten Belletristik (insbesondere Romane) und Bücher zu Hobby und Freizeit gelesen werden. Gleich danach folgen Kinderbücher, deren Marktanteil zunimmt. Den absoluten Rekord an verkauften Exemplaren hält auch in Rumänien der *Da Vinci Code*, der sich seit 2004 über 120.000 Mal verkauft hat. Die durchschnittliche Verkaufszahl eines Buches liegt bei zwei-, dreitausend Exemplaren. Auch *Harry Potter* erlebte mit 10.000 Exemplaren pro Ausgabe einen außergewöhnlichen Erfolg.

Liest man Interviews mit Verlegern – der Buchmarkt hat neuerdings in der Presse mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen –, kann man zweifellos behaupten, dass zurzeit in der rumänischen Verlagsszene eine regelrechte Aufbruchstimmung herrscht. Selbst die Einführung der Mehrwertsteuer auf Bücher hat nicht wie befürchtet zu einem Rückgang der Verkaufszahlen geführt. Als Gründe für dieses Aufblühen des Buchmarktes werden das in den letzten Jahren erfolgte Anwachsen des allgemeinen Lebensstandards und eine bessere Vermarktung des Buches im Zusammenhang mit einer zunehmenden Professionalisierung der Buchbranche genannt.

Kurzer Rückblick auf die Zeit vor 1989

Der Buchmarkt hat in den letzten Jahrzehnten – wie alle anderen Bereiche des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens Rumäniens – eine rasante Entwicklung durchgemacht. Die jetzige Situation lässt sich im Lichte der rumänischen Kultur und Gesellschaft vor und nach der Wende erklären.

Rumänien isolierte sich in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts politisch und kulturell zunehmend. Von Jahr zu Jahr wurden weniger Bücher rumänischer wie ausländischer Autoren veröffentlicht. So gab es beispielsweise 1989 einen einzigen bedeutenden Verlag, der überhaupt noch Übersetzungen zeitgenössischer Autoren publizierte: der *Univers Verlag* mit seiner Reihe *Zeitgenössische Schriftsteller*. Besonders jene Schriftsteller, die ihr Debüt erst vor sich hatten, hatten kaum mehr Publikationschancen.

Nach der Wende hatte die rumänische Literatur zunächst eine Krise durchzustehen. Die etablierten Schriftsteller, die vor der Wende besonders durch ihre ansatzweise kritische (auch rein literarische) Stellungnahme zum Kommunismus ein großes Publikum für ihre Bücher gewonnen hatten, hatten es schwierig, sich der neuen Zeit anzupassen und an ihre früheren Erfolge anzuknüpfen, denn die Literatur wurde nicht mehr nach ihrem subversiven Potenzial befragt. An Stelle der Fiktion trat die biographistische Literatur (Memoiren, Tagebücher, Erinnerungen) über die nahe Vergangenheit. Zugleich suchte das Publikum nach Büchern, die der neuen Zeit entsprachen.

Die Nachfrage nach Übersetzungen war in den Jahren nach 1989 enorm groß. Sie haben auch jetzt den größten Marktanteil. Ihre Zahl liegt weit über jener an Veröffentlichungen originär rumänischsprachiger Literatur.

die drei größten Verlage Rumäniens

Der Bukarester Verlag *Humanitas* ist einer der erfolgreichsten rumänischen Verlage der Gegenwart. Er ist 1990 vom rumänischen Philosophen Gabriel Liiceanu gegründet worden. Sein erstes Projekt war die Veröffentlichung der Werke von vier berühmten rumänischen Schriftstellern der Zwischen- und Nachkriegszeit: Mircea Eliade, Emil Cioran, Eugène Ionesco und Constantin Noica. Die Reihe hatte großen Erfolg und machte den Verlag im gesamten kulturellen Leben Rumäniens bekannt, denn diese Schriftsteller waren vor der Wende verboten gewesen und die Lust auf ihre Bücher dementsprechend groß. Ab 1999 setzte der Verlag einen neuen Schwerpunkt im literarischen Bereich. Mit über vierundvierzig Reihen, in denen berühmte rumänische und ausländische Schriftsteller erscheinen, ist der Verlag inzwischen bewusst auf kommerziellen Erfolg ausgerichtet. Im Unterschied zu den meisten anderen Verlagen achtet *Humanitas* auf die Ausstattung, die Bücher wer-

den auf schneeweißem Papier gedruckt und in schönem Design angeboten. *Humanitas* ist der einzige Verlag in Rumänien, der über eigene Buchhandlungen in Bukarest und zunehmend in anderen Städten verfügt. So unterliegt der Verlag nicht dem größten Problem, mit dem sich andere Verlage konfrontiert sehen: dem Mangel an Distributionsmöglichkeiten.

Der permanente Schwerpunkt von *Humanitas* liegt auf der Veröffentlichung klassisch-philosophischer Texte – Platon, Aristoteles, Heidegger (die erste Übersetzung von *Sein und Zeit* ins Rumänische erschien bei *Humanitas*) –, und auch osteuropäische und rumänische Philosophen der Gegenwart sowie politikwissenschaftliche Neuerscheinungen werden publiziert. Ein anderer wichtiger Schwerpunkt des Verlages besteht in der Veröffentlichung von Memoiren bedeutender rumänischer Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts: Beispielsweise die Memoiren und ein erster Interviewband von König Mihai, das Tagebuch Mihail Sebastians oder Jeni Acterians und die Memoiren vieler Politiker aus der rumänischen Zwischenkriegszeit.

Ein anderer Verlag ist *Polirom*, 1995 in Iași gegründet hat er erst in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. Mit über 1900 Titeln in über 60 Reihen ist er zurzeit der größte und aktivste Verlag in den Bereichen Belletristik und Wissenschaft. Wichtig für die rumänische Kultur sind die wissenschaftlichen Reihen *Dokument* und *Gender Studies*. Erstere beinhaltet Bücher rumänischer Wissenschaftler zum Thema *recent history*. Es sind Texte, die bspw. die Geschichte der Securitate, die Beziehungen zwischen der orthodoxen Kirche und den rechtsextremistischen Bewegungen in den 30er-Jahren oder den Holocaust und die Situation der Juden im kommunistischen Rumänien behandeln. Heikle Themen sind nicht nur einzigartig in der rumänischen Kultur der Gegenwart, sondern ein Forum und die Basis zukünftiger Forschungen.

Nennenswert – weil die einzige in diesem Bereich – ist eine vor einigen Jahren initiierte Reihe im Bereich der Gender Studies. Hierzu zählen Lexika, Anthologien mit Beiträgen aus dem angelsächsischen Feminismus wie auch Beiträge aus der Tradition der rumänischen Frauenbewegung. So erschien, herausgegeben von der Historikerin Stefania Mihailescu, die erste zweibändige Anthologie von Texten über die rumänische – übrigens sehr aktive, wenn auch heute völlig in Vergessenheit geratene – Frauenbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts. Neben den Arbeiten von Susan Gal und Gail Kligman über die gesellschaftliche und politische Situation der Frauen in den postkommunistischen Ländern Osteuropas stehen Arbeiten rumänischer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen: Laura Grunberg (Soziologie), Mihaela Miroiu (Philosophie und Politologie), Vladimir Pasti, die sich in erster Linie mit der Erforschung der Situation der Frauen in der rumänischen zeitgenössischen Gesellschaft beschäftigen.

Im Unterschied zur Reihe zur rumänischen Literatur der Gegenwart bei *Polirom* haben die oben genannten Reihen keine öffentlichen Debatten

angeregt. Selbst in wissenschaftlichen Kreisen wurden sie kaum wahrgenommen. Von den wenigen Kulturzeitschriften – z. B. *Observator cultural*, *Dilema*, *Dilemateca* – wurden sie wenig beachtet, was zum Teil der Neuheit der Themen, zum weitaus größeren Teil aber dem Umstand geschuldet ist, dass man sich noch immer nicht bewusst geworden ist, welche gesellschaftlich-kulturelle Relevanz diese Themen haben.

Ein viel größeres Echo fand *Poliroms* Programm im Bereich der jungen rumänischen Literatur. Unter dem Motto: „Wählen Sie die junge rumänische Literatur!“, hat der Verlag begonnen, zeitgenössische rumänische SchriftstellerInnen zu publizieren. Für einige von ihnen bedeutete das ein Debut. Die Reihe wird äußerst professionell vermarktet und ist langfristig angelegt. Bis jetzt wurden über fünfzig Prosabände veröffentlicht. Das Projekt *Poliroms* hatte zu Folge, dass die rumänische zeitgenössische Literatur ins Licht der Öffentlichkeit gerückt ist. Dieses Engagement wurde sowohl von Rezensenten- als auch von Publikumsseite gebührend gewürdigt.

Zur gleichen Zeit hat *Polirom* damit begonnen, Schriftsteller rumänischer Herkunft, die im Ausland leben und schreiben, ins Rumänische zu übersetzen und zu veröffentlichen. Unter ihnen befinden sich die Schweizer Schriftsteller Aglaja Veteranyi und Catalin Dorian Florescu sowie die Schriftstellerin Herta Müller, die mit anderen Mitgliedern der *Aktionsgruppe Banat* Ende der 80er-Jahre nach Deutschland emigrierte. Ihre Bücher erlangten in der rumänischen Übersetzung von Nora Iuga einen beachtlichen Erfolg. Hierzu zählen ebenfalls die in englischer Sprache geschriebenen Bücher Norman Maneas sowie der Roman *Bietele corpuri* (1986)¹ von Sonia Larian – einer der besten Romane der Nachkriegszeit.

Der drittgrößte Verlag Rumäniens ist *Paralela 45*. Er wurde 1994 in Pitești gegründet. Der erste Schwerpunkt lag auf der Veröffentlichung der Werke der so genannten *80er-Generation*, was darauf zurückzuführen ist, dass der Gründer und Direktor dieses Verlages, der Dichter und Essayist Calin Vlasiu, selbst ein Mitglied dieser literarischen Gruppe ist. Zusammen mit der wichtigsten Kulturzeitschrift Rumäniens, dem Bukarester *Observator cultural*, hat *Paralela 45* sehr dazu beigetragen, dass die Mitglieder der *80er* sich in der letzten zehn Jahren als bedeutendste Schriftsteller der Nachkriegszeit etablieren konnten.

Zurzeit versucht der Verlag, sich über diesen Schwerpunkt hinaus zu etablieren. Die Belletristik bleibt dabei das Kerngeschäft. Veröffentlichungsreihen von jungen Literaten, aber auch von jungen Kritikern und Essayisten wurden initiiert. Bemerkenswert sind die vielen belletristischen

¹ Die erste Edition dieses Buches erschien schon vor der Wende, im Jahre 1986, wurde aber kurz darauf verboten. *Polirom* hat das Buch 2004 neu herausgebracht.

Veröffentlichungen – ein fast einzigartiges Phänomen in der aktuellen rumänischen Verlagsszene. Sie beschränken sich nicht auf westeuropäische Literatur, sondern umfassen auch Prosabände osteuropäischer und asiatischer Schriftsteller.

Die Vielfalt nimmt zu, der Publikumskreis soll sich erweitern. Die Reihe *Praktik*, in der praktische Lebensführungsbücher nach dem amerikanischen Modell des *life style book* veröffentlicht werden, trägt wesentlich dazu bei.

Kleine Verlage – einzigartige Schwerpunkte

Zu den drei genannten Häusern kommen viele kleine Verlage, deren Veröffentlichungszahl sieben oder acht Bücher pro Jahr nicht überschreitet, die aber hochwertige Bücher mit interessanten Schwerpunkten anzubieten haben.

Dazu zählt beispielsweise der *Hassefer Verlag*, der überwiegend Werke rumänischer Schriftsteller jüdischer Herkunft, aber auch wichtige Werke jüdischer Kultur und Religion und Kunstalben veröffentlicht. Er hat einen wichtigen Beitrag zur Wiederentdeckung jüdischer Schriftsteller der Zwischenkriegszeit wie Mihail Sebastian und Max Blecher geleistet. Zuletzt erschien ein Band mit einer Auswahl an Kunstwerken jüdisch-rumänischer Maler und ein Band zum Bild des Juden in der rumänischen Malerei. Auch eine Reihe historischer Forschungen über die Vernichtung der rumänischen Juden und eine Reihe von Memoiren jüdisch-rumänischer Persönlichkeiten können als der Anfang eines notwendigen Prozesses betrachtet werden, der die Aufarbeitung des Holocausts und des rumänischen Antisemitismus besonders im 20. Jahrhundert in Angriff nimmt.

Auch der *Compania* bietet einige interessante Reihen und Titel. Der Verlag scheint darauf abzuzielen, anspruchsvolle Bücher in einer leicht zugänglichen Form einem möglichst breiten Publikum anzubieten. Egal ob rumänische zeitgenössische Prosa, Anthologien von Liebesgedichten oder ernsthafte Themen wie der Holocaust – die Bände von *Compania* erscheinen in kleinem Format, schönem Design und bieten sich zur schnellen Lektüre an; komplizierte Formulierungen sind darin nicht zu finden.

Kinder- und Jugendliteratur sowie das Hörbuch-Segment haben sich erst in den letzten Jahren entwickelt. Kinder- und Jugendliteratur hatten bislang hauptsächlich kleinere Verlage wie z. B. *Compania* im Programm. Ediert werden dort traditionelle rumänische Märchenbücher und – zu einem größeren Teil noch – Übersetzungen, die in besonderer Weise von der aktuellen Welt der Kinder und ihrem Alltag erzählen.

Ganz anders sieht die Situation auf dem Markt für Lehrbücher, Sprachlehrbücher, Kinderwörterbücher, Kinderlexika und allgemeine Lehrmaterialien aus. Hier kämpfen drei Verlage um Marktanteile: der *Teora Verlag*

– der größte Verlag im Bereich Wörterbücher und Fremdsprachen –, *Humanitas*, der einen eigenen Unterverlag, *Humanitas Educational*, gegründet hat, und der *Niculescu Verlag*, der hauptsächlich Lehrbücher und -materialien anbietet. Wenig anders stellt sich die Lage im Segment der Hörbücher dar. Hier liegen bislang nur sehr wenige Titel vor.

Eines der größten Probleme auf dem rumänischen Buchmarkt wurde bereits angesprochen: die Distribution. Nur *Humanitas* hat die Herausforderung auf originelle Weise gelöst, indem man eine Kette eigener Buchhandlungen gegründet und so die eigenen Bücher der Leserschaft zugänglich gemacht hat. Als einzige nachhaltige Strategie, diesem Problem zu begegnen, gilt gemeinhin der Verkauf über das Internet. Alle Verlage bieten auf ihrer Homepage die Möglichkeit, Bücher online zu bestellen. Dabei werden häufig erhebliche Rabatte gewährt.

Die beste Gelegenheit, um einen Überblick über die rumänische Verlagszene zu gewinnen, sind die zwei großen Buchmessen, die jährlich in Bukarest stattfinden: *Gaudeamus* im Herbst und *Bookarest* im Frühjahr. Es handelt sich in beiden Fällen um Verkaufsbuchmessen und viele Verlage bieten bei dieser Gelegenheit Rabatte von bis zu 30 Prozent, besonders auf ältere Bücher, an. Die beiden Buchmessen etablieren sich und stärken ihr Profil zunehmend. Sie sind zu wichtigen Treffpunkten für Verlage, Autoren und Publikum geworden. Bemerkenswert ist auch die wachsende Teilnahme ausländischer, insbesondere englischer, französischer und spanischer Verlage.

Nach einer Stagnation Anfang der 1990er-Jahre hat sich der rumänische Buchmarkt gegenwärtig positiv entwickelt. Verlage scheinen williger, nicht nur auf die Erwartungen und Bedürfnisse des Publikums einzugehen; sie versuchen diese bewusst zu steuern. In jüngster Zeit verstärken die größten Verlage ihre Anstrengungen, die eigenen Autoren auch international – besonders auf europäischer Ebene – zu etablieren. Dazu gehört eine verstärkte Präsenz auf den internationalen Buchmessen, wobei die Professionalität in puncto Präsentation ausbaufähig ist. Diese Auftritte und Projekte werden von staatlicher Stelle zu wenig unterstützt. Was fehlt ist eine einheitliche Promotionsstrategie der rumänischen Literatur für den gesamteuropäischen Raum. Im Jahr 2005 haben es einige Autoren, die am Projekt *Belles Étrangères* teilnahmen, geschafft, die Aufmerksamkeit des französischen Literaturbetriebs auf sich zu ziehen. Auf dem deutschen Buchmarkt bleibt dagegen die rumänische Literatur weiterhin eine Unbekannte. Trotz einiger Veröffentlichungen der letzten Jahre – wie bspw. den Tagebüchern von Mihail Sebastian, dem Roman *Ich küsse dir den Hintern, Geliebter Führer!* von Daniel Bănulescu und Werken von Mircea Cărtărescu oder Nora Iuga in kleineren Auflagen und ohne größere Resonanz auf dem Buchmarkt – hat die rumänische Literatur im Gegensatz z. B. zur ungarischen noch keinen nennenswerten Platz im deutschen Sprachraum eingenommen.

Malina in Rumänien

Kristina Wernndl: Im März 2007 ist im Bukarester „Humanitas Verlag“ Ihre Übersetzung von Ingeborg Bachmanns Roman Malina erschienen. Wie ist es dazu gekommen?

Ramona Trufin: Mit Ingeborg Bachmann und ihrem Werk setze ich mich bereits seit meinem Germanistik-Studium an der rumänischen Universität Iași auseinander. Diese langjährige Beschäftigung hat mir die Autorin zugänglicher gemacht. Ich habe mich mit der Kriegsproblematik bei Bachmann, ihren poetischen und poetologischen Reflexionen und den avantgardistisch-surrealistischen Motiven im Prosawerk befasst. Die konstante Beschäftigung mit ihrem Werk – auch im Zuge meines laufenden Dissertationsprojektes – und die Auseinandersetzung mit seiner unglaublichen Komplexität haben mich motiviert, Ingeborg Bachmanns Prosa ins Rumänische zu übersetzen.

Und was könnte ihr Werk, das vom Zustand der Gesellschaft, des Individuums und seinen Versuchen spricht, die Umgebung und die Geschichte zu beeinflussen, besser repräsentieren als der Roman *Malina*? Seit seiner Veröffentlichung im Jahr 1971 wurde er in 27 Sprachen übersetzt. Deshalb war es mein großer Wunsch, die Zahl der Übersetzungen und der Leser mit einer rumänischen Fassung noch zu erhöhen und damit dem Ruhm Ingeborg Bachmanns neue europäische Valenzen zu geben.

Warum ist Malina bei „Humanitas“ erschienen?

Das ist ein prestigeträchtiger Verlag mit hauptsächlich geisteswissenschaftlichem Profil. Sein Motto lautet „Der gute Geschmack der Freiheit“. Seit der Verlagsgründung im Jahre 1990 sind Bücher von berühmten rumänischen Autoren der Zwischenkriegszeit erschienen. Ich denke an Emil Cioran, Mircea Eliade, Eugène Ionesco, Constantin Noica oder Lucian Blaga. Auch Gegenwartsautoren und Persönlichkeiten des rumänischen Kulturlebens werden verlegt, spontan fallen mir da Andrei Pleșu, Horia-Roman Patapievici, Gabriel Liiceanu und Mircea Cărtărescu ein. Übersetzungen international anerkannter Autoren bilden einen weiteren bedeutenden Pfeiler. Als ich zum ersten Mal mit dem Gedanken spielte, Bachmann zu übersetzen, wollte ich, dass die österreichische Autorin ihren wohlverdienten Platz unter diesen berühmten Namen einnimmt.

Welche Werke Bachmanns sind übersetzt? Wie bekannt ist sie in Rumänien?

Außer ein paar vereinzelt Gedichten in verschiedenen Literatur-Anthologien sieht es schlecht aus. Es gab bislang tatsächlich kein einziges Bachmann-Buch auf dem rumänischen Buchmarkt. Daraus folgt, dass dem rumänischen Publikum eine der berühmtesten und einflussreichsten Autorinnen der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur weitgehend unbekannt ist.

Das sollte sich nun bald ändern ... Warum hat die Übersetzung eines Buches von Bachmann ins Rumänische eigentlich so lange auf sich warten lassen?

Wahrscheinlich musste einfach eine Rumänin oder ein Rumäne kommen, der mit Bachmanns Gesamtwerk einigermaßen vertraut war und sich dann an die Übersetzung wagen. Außerdem musste ein Verlag gewonnen werden, was angesichts der hohen Komplexität von *Malina* einige Überzeugungsarbeit erforderte. Humanitas verhielt sich mir gegenüber aber von Anfang an sehr freundlich und kompetent.

Planen Sie weitere Übersetzungen?

Nächstes Jahr wird *Faserland*, Debütroman von Christian Kracht, auf Rumänisch erscheinen. Ich hoffe, der Roman wird das Interesse der rumänischen Jugend am Pop-Literaturphänomen wecken. Dann möchte ich die Bachmann-Übersetzungen mit dem Erzählband *Das dreißigste Jahr* fortsetzen.

Hat es einen tieferen Grund, dass Bachmann gerade jetzt in Rumänien erscheint? Oder gleichen sich mit dem Zusammenwachsen Europas einfach auch die Buchmärkte an oder hat der Zufall Regie geführt?

Natürlich ist Europa aus politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Sicht nicht mehr das, was es vor 50 Jahren war. Das spiegelt sich in der Vielfalt der Literatur und in der großen Auswahl auf den europäischen Buchmärkten wider. Die Mobilität der Menschen hat zu einem interkulturellen Austausch geführt. Die Literatur und die Autoren gehören nicht mehr zum eigenen Land, sondern zu ganz Europa. Seit dem 1. Januar 2007 ist Rumänien Mitglied der Europäischen Union – so kann die Information zwischen den Kulturräumen besser zirkulieren. Das Haus Europa, zu dessen Aufbau alle europäischen BürgerInnen ihren Beitrag leisten, steht meines Erachtens auf einem kulturellen Fundament. Von einem jeden von uns hängt es ab, wie wir dieses konsolidieren. Ich halte es für meine Aufgabe, Ingeborg Bachmann und damit einen Teil der großen deutschsprachigen Literatur der Nachkriegszeit den rumänischen LeserInnen nahe zu bringen.

Welchen Stellenwert hat das Lesen heute in der rumänischen Gesellschaft?

Gleich nach der Revolution haben die Rumänen ihren Glauben und ihre Kultur wieder offen legen und Erfahrungen aus den Zensurjahren literarisch verarbeiten können. Dieser Prozess dauert an und fördert die Originalität der Gegenwartsautoren. Diese haben ziemlich großen Erfolg bei der rumänischen Leserschaft. Die offenen Grenzen haben zu einer Wiederbelebung und neuen Welle an Übersetzungen bedeutender Weltautoren beigetragen. Ich glaube, man wird sich in Rumänien immer mehr bewusst, dass Lesen für das Individuum, das sich mit dem Globalisierungsprozess konfrontiert sieht, im Sinne einer Allgemeinbildung unerlässlich ist.

Wie leistungsfähig sind Bücher? Wie kommt man an erschwingliche Exemplare?

Die Preise sind unterschiedlich, je nach Buch-Kategorie. Auf jeden Fall sind die Bücher in Rumänien noch günstig verglichen mit dem westeuropäischen Buchmarkt. Auch manche Antiquariatspreise sind im Verhältnis niedriger. Sonderangebote gibt es in den großen Buchhandlungen wie dem Cărturești-Buchladen, einem Treffpunkt der Kulturszene in Bukarest.

Rumänische Gegenwartsliteratur ist nur selten in deutscher Übersetzung zu haben, deshalb ist hier wenig über sie bekannt. Wie präsent ist die österreichische Literatur in Rumänien? Welche Autoren sind am verbreitetsten? Wird zwischen österreichischer, deutscher und Schweizer Literatur unterschieden?

Eigentlich wird deutschsprachige Literatur von Nichtfachleuten kaum nach dem Ursprungsland der Autoren wahrgenommen. Nur Fachleute wissen, dass Thomas Bernhard, Günter Grass und Max Frisch nicht aus dem selben Land stammen. 2004 aber haben alle von der österreichischen Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek gehört und Romane wie *Die Liebhaberinnen*, *Die Ausgesperrten* oder *Die Klavierspielerin* auf Rumänisch gelesen.

Kommen wir nun auf Ingeborg Bachmann zu sprechen. Der von Ihnen übersetzte Malina-Roman ist Teil ihres Todesartenprojektes, wo sich Bachmann mit dem Frauen- und Männerbild in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft auseinandersetzt. Gibt es da Anschlussmöglichkeiten an eine aktuelle genderpolitische Diskussion in Rumänien? Wie traditionell sind die Frauen- und Männerrollen? Zeichnen sich Veränderungen ab? Ihre persönlichen Eindrücke würden mich interessieren ...

Solche Anschlussmöglichkeiten sind möglich. Das Ende des Zweiten Weltkriegs und die 89er-Revolution sind Wendepunkte in der Geschichte Rumäniens und Europas, die unmittelbare Auswirkungen auf die rumänische Gesellschaft hatten. Man kann im heutigen Rumänien über verschiedene

Frauentypen reden: Es gibt Frauen, die ihr ganzes Leben lang im Kommunismus in Fabriken oder auf dem Land gearbeitet haben. Das sind durchaus gebildete Frauen, die aber selten die Möglichkeit hatten, in fremde Länder zu reisen und andere Kulturen kennen zu lernen. Es gibt auch Frauen, die mehrere Sprachen sprechen, im Ausland studiert haben usw. Wenn ich in dieser Beschreibung das Wort „Frau“ mit dem Wort „Mann“ ersetzen würde, würde sich der Satz für mich gleich anhören. Der Schwerpunkt einer genderpolitischen Diskussion sollte meiner Ansicht nach auf Kompetenz liegen – und das ist kein geschlechtsspezifischer Begriff.

In der Ukraine hat Oksana Sabuschkos vor gut zehn Jahren erschienener Roman Feldstudien über ukrainischen Sex den Status eines Kultbuchs; er liegt seit 2006 auch auf Deutsch vor. Unter Einbeziehung von Nationalmythen setzt sich Sabuschko da anspielungsreich mit weiblichem Masochismus und männlichem Machismus auseinander. Existieren in Rumänien vergleichbare Kultbücher bzw. Autorinnen, denen ein progressiver Ruf vorausseilt? Würden Sie Bachmann in solch einem feministischen Umfeld verorten?

Ingeborg Bachmann hat in ihrem Werk versucht, im Persönlichen und Privaten allgemeine gesellschaftliche Aspekte transparent zu machen und die Absurdität einer Trennung von privatem und öffentlichem Bereich aufzuzeigen. Sie hat sich darum bemüht, ein Bild der österreichischen Gesellschaft der fünfziger und sechziger Jahre zu entwerfen. Ihre frühe Konfrontation mit dem Faschismus hat sie zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den Kriegseignissen veranlasst: Wie schnell sind sie vergessen und wie schnell etabliert sich eine neue Gesellschaft mit neuen Opfern? Die Problembereiche – der Faschismus, zwischenmenschliche Beziehungen, die Entfremdung des Menschen von sich selbst, die Täter-Opfer-Konstellation eines bestimmten gesellschaftlichen Systems – überschneiden sich und bedingen sich in ihrem Werk wechselseitig. Bachmanns Haltung zu den Beziehungen zwischen Männern und Frauen hat mit dem Leben in einer kapitalistischen Nachkriegsgesellschaft zu tun. Daher würde ich sie als eine engagierte Schriftstellerin bezeichnen, die sich ihrer Gebundenheit an die historische, gesellschaftliche, politische und kulturelle Situation in Europa nach dem Krieg vollkommen bewusst war.

In Österreich assoziiert man mit Bachmann nach wie vor hauptsächlich Lyrik, worin mögen die Gründe liegen? Und wie stehen Sie zu Bachmanns Prosa?

Theodor W. Adornos bekanntes Diktum, dass es barbarisch sei, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, war für Bachmann der Ausgangspunkt für den Bruch mit der lyrischen Form gewesen. Bei ihrem Prosawerk waren

die Literaturkritik und die akademische Forschung schon am Anfang sehr skeptisch. Für eine positive Rezeption der Prosa war es erst nötig, den Mythos der „gefallenen Lyrikerin“ Bachmann abzubauen. Für viele Bachmann-Forscher und auch für mich bedeutet der Genrewechsel der Dichterin von der Lyrik zur Prosa einen Wechsel in der Form und eine Kontinuität auf der Gedankenebene.

Jedes Jahr erscheinen Studien zur Prosa Bachmanns, die ihre anhaltende Bedeutung für das Gesamtwerk bestätigen; die Interpretationsvalenzen sind auf keinen Fall erschöpft.

Gibt es Bezüge oder Bemerkungen Bachmanns zu Rumänien? Ihr Schriftstellerkollege Paul Celan, zu dem sie eine zeitweise Liebesbeziehung unterhielt, stammte ja aus der Literaturstadt Czernowitz, die bis 1918 Hauptstadt des Kronlandes Bukowina war ...

Das Hauptinteresse der Autorin gilt der Auflösung der Grenzen zwischen Ost und West, „zwischen einer großen Vergangenheit und einer dunklen Zukunft“. Diese Idee hat einen unzweifelhaft politischen Impetus, und die Frage, ob Bachmanns Werk, in dem der Krieg und die Kriegserfahrungen so stark thematisiert werden, eine Brücke zum Engagement im gesellschaftspolitischen Bereich darstellt, ist berechtigt.

Sicher ist, dass die Dichterin sich im *Tagebuch* viele Gedanken über das „alte“ und das „neue“ Europa gemacht hat, die durch ihre Aktualität immer mehr an Bedeutung gewinnen. Westeuropa sei mit dem „Virus Europa“ schon längst infiziert worden, meint sie, und schreibt über die „Krankheit Westeuropas“. Die Hoffnung liegt im mittel- und südosteuropäischen Raum. Polen, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, die historischen Provinzen Galizien und Bukowina sind die wohlthuende „Fremde“, eine wahre Energiequelle für die literarischen Prosagestalten Bachmanns. Man denke an Ivan in *Malina* oder die Wüste für Franza im *Fall Franza*.

Auf welche Schwierigkeiten stießen Sie bei der Malina-Übersetzung? Wo ergaben sich Probleme beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Rumänische?

Malina ist ein äußerst dichtes, komplexes Gewebe, welches eine Fülle von intertextuellen Bezügen bereithält. Darin spielen versteckte Erinnerungsspuren, Motive und Andeutungen eine wichtige Rolle für das Verständnis jeder einzelnen Zeile, dass die Übersetzung eine sehr anspruchsvolle Aufgabe war. Ich habe mich amüsiert, als ich die französische Fassung von *Malina* in der Hand hielt und beim Durchblättern bemerkte, dass eine ganze Reihe von Absätzen einfach übersprungen worden war. So war das Buch auf Französisch etwa achtzig Seiten kürzer als das Original.

Wagen wir den Sprung ins Kulturgeografische! Malina spielt, wie es in der Stückanweisung heißt, „heute“ in „Wien“. Welchen Beiklang hat die Stadt Wien für Rumänen? Ist sie Wirtschafts- und Konferenzzentrum oder doch Kulturstadt?

Wien ist zugleich eine Stadt der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, eine Hauptstadt des Kultur- und Universitätslebens, die über die viel besungene Donau mit Rumänien für immer verbunden ist. Grundsätzlich aber ist Wien eine Kulturstadt.

Nimmt Bukarest eine ähnlich zentrale Rolle für Kunst und Kultur ein wie Wien oder sind einzelne Sparten auf unterschiedliche Städte verteilt?

Vergleichen würde ich die zwei Hauptstädte nicht, zumindest nicht in diesem Jahr, wo Hermannstadt Kulturhauptstadt Europas ist und mit einem Riesenprogramm aufwartet. In Bukarest gibt es ein äußerst lebendiges Kulturleben mit Konzerten, Theateraufführungen, Ausstellungen und Lesungen, das sich aus meiner Sicht eher mit Berlin vergleichen lässt.

Apropos Berlin. Sie haben seit 2000 mehrere Jahre in Deutschland studiert. Wo klafft Ihrer Erfahrung nach das Selbst- und Fremdbild von Rumänen am weitesten auseinander? Oder ist dieses Gerede von Selbst- und Fremdbildern längst obsolet, ist die rumänische Jugend ununterscheidbar von jener in Westeuropa und Amerika? Der von Ihnen erwähnte rumänische Philosoph Patapievici etwa bemerkte zu mir, auf die Unterschiede der Jugend in Bukarest und Wien angesprochen, nivellierend: „We have got a revolution of normality!“

Aus einer gewissen Perspektive werden die Unterschiede zwischen Rumänen und Menschen aus anderen Ländern langsam immer geringer. Das ist ein Verdienst der Mobilität, des interkulturellen Austausches, des wirtschaftlichen und technischen Zusammenwachsens.

Während meiner Auslandsaufenthalte hatte ich überhaupt keine Anpassungsschwierigkeiten, obwohl das Bild Rumäniens in den westlichen Medien nicht immer positiv war. Menschen, die mich kennen gelernt haben, haben ihre ursprünglichen Vorurteile gegenüber Rumänen durch eine gelungene Kommunikation abbauen können. Die Freundschaften, die ich mit Deutschen, Österreichern, Schweizern, Amerikanern, Franzosen, Belgiern und Türken geknüpft habe, sind der größte Gewinn dieser Zeit. Und es freut mich jetzt zu sehen, wie sich die Rumänen ihrer Rolle in der Verbreitung eines positiven Rumänien-Bildes im Ausland bewusst geworden sind.

Vielen Dank für das Gespräch!

Ab wann ist Gegenwart? – Zur Literatur Rumäniens

Die Literatur Rumäniens ist heute noch immer wenig bekannt – wer außerhalb dieses kulturell doch reichen Landes an Literatur und Rumänien denkt, der assoziiert wohl Bram Stokers *Dracula*, als gäbe es andernorts, etwa im Wiener Universitätsgebäude, keine Fledermäuse. Oder er denkt zurück: an die Bukowina und Czernowitz; doch gerade diese verklärte Stadt war zwar einmal rumänisch, ist es indes seit langem nicht mehr, sondern wurde der Sowjetunion zugeschlagen und ist heute ukrainisch. Übrigens wäre auch dann, wenn man Czernowitz Rumänien zurechnete, nur Paul Celan bekannt, und vielleicht noch Rose Ausländer, die aber in Österreich nie so bekannt war wie in Deutschland; um die Rezeption Alfred Margul-Sperbers und Immanuel Weißglas' ist es schon schlechter bestellt. Und die Autoren, die rumänisch schreiben, sind noch gar nicht genannt.

Damit ist klar, die Literatur Rumäniens zu entdecken bedeutet, zu den Wurzeln zu gehen – zu Eminescu, zu Arghezi, zu Blaga. Das ist aber nicht leicht geleistet, weil die Übersetzungen oft auch dem Unklassischen einen allzu klassischen Ton verleihen. Erst spät wurde damit begonnen, die radikalsten Versuche wahrzunehmen und adäquat zu übertragen. Davon, dass es derlei gibt, kann sich der Deutschsprachige bei den deutschen Texten der *Aktionsgruppe Banat*, die 1972 in Anlehnung an die *Wiener Gruppe* entstand und schrieb, überzeugen, oder bei jenen des nach der gewaltsamen Auflösung dieser Gruppe 1975 gebildeten Temeswarer *Literaturkreises Adam Müller-Guttenbrunn*, dem neben Richard Wagner und anderen Mitgliedern der Aktionsgruppe auch Herta Müller angehörte. Diese Texte und die Texte einiger besonders Prominenter, etwa Norman Maneas oder Mircea Dinescus sind empfehlenswert; im Übrigen ist Gegenwartsliteratur etwas, das nur in seltenen Fällen rezipierbar, nämlich übersetzt (und dann auch noch in einem hierzulande präsenten Verlag herausgegeben) ist. Daher die Frage, ab wann Gegenwart denn sei, die freilich auch polemisch auf die modischen Versuche in Rumänien abzielt, Entwicklungen der internationalen Literatur nun forciert rasch nachzuholen.

Die wohl wichtigsten deutschsprachigen Gegenwartsautoren Rumäniens sind Herta Müller, Oskar Pastior und Richard Wagner. Sie beschäftigten sich mit Geschehnissen bis 1989 und auch mit manchen Ereignissen danach; doch etwas wird unterlassen:

„Wer die Bräuche in Frage stellt, ist gefährlicher als ein feindliches Heer. Das feindliche Heer, wenn es siegt, ersetzt den gerade regierenden König durch einen anderen, das System bleibt intakt.“
(Adolf Holl)

<[-{-{

Herta Müller berichtet sehr konkret, wie sich eine Wirklichkeit konstituiert, die mitzugestalten verboten wie gefährlich ist. Deren Beginn ist die Sprache, die sich zur ideologisch verbindlichen Terminologie wandelt: Eine ganze Nomenklatur aus systematisch verschobenen Wörtern und dann auch Worten schreibt Herta Müller; Jelinek lässt in *Die süße Sprache* desgleichen anklingen: „Wenn man nur ausländisch [*nur rumänisch*, M.H.] sprechen/kann und will, soll man/auch nicht mehr denken dürfen.“ In Herta Müllers *Dorfchronik* ist immer wieder die Formel zu finden: „was im Dorf [...] genannt wird.“ Mit ihr verbunden ist ein totaler oder totalitärer Schirm konsequenter Substitution, der durch die paranoische Reinigung vom Außen zum undurchdringlichen Wahn führt – der im Zuge der Beschreibung auch konkretisiert wird: „Die Katzen sind noch gefährlicher als die Hunde, sie kreuzen sich, was im Dorf paaren genannt wird, auch mit den Hasen.“ Folglich werden Kater und Hasen, die *im Verdacht* stehen, erhängt. Just jener, der so tut, hat „während seiner Kriegsgefangenschaft Katzenfleisch gegessen“: „Das heiße aber noch lange nicht, meint [...] [er], dass er die Unzucht seiner Häsin werde ertragen müssen, weil ein schwäbisches Dorf gottseidank, betont er, nicht in Italien liege, obwohl er manchmal den Eindruck habe, dass es auch in Sardinien liegen könnte. Diesen Eindruck schreiben die Dorfleute aber seiner Arterienverkalkung zu“ – der Schirm bleibt durch die Pathologisierung seines Außen intakt ... Zuletzt wird Schwachsinn Anstand – Unfähigkeit zur Transzendenz: „Moral ist etwas für die kleinen Leute und sie sorgt dafür, dass sie kleine bleiben“, wie Rudolf Burger schreibt. Dieses Unvermögen verdichtet sich in einem anderen Text Herta Müllers zum Duft von „faulen Birnen“, einem Mief der intellektuellen und fast auch realen Inzucht, die kein Entrinnen zulässt. Alkohol und Heirat verdichten sich zum Fatum. Hier ist Raum für Leiblichkeit, für gereimte Hauptsätze und für (In-)Zucht und Ordnung. Hier ist also fast kein Raum; diskreditiert ist das, was vorgebliche Weite ist: „Der Himmel roch nach Kot.“ Bei Herta Müller wird der deutsche Frosch zum Inbegriff der Repression durch die Volksgemeinschaft, die innerhalb des totalitären Systems ebendieses in sich gleichsam wiederholt:

„Die Frösche quakten aus den schwarzen Lungen meines Vaters, aus der starren Luftröhre meines röchelnden Großvaters, aus den verkalkten Adern meiner Großmutter. Die Frösche quakten aus allen Lebenden und Toten dieses Dorfes.

Jeder hat bei der Einwanderung einen Frosch mitgebracht. [...]“

„[...] Der deutsche Frosch verwandelte alles in Eitelkeit und Verbote. Er wusste, dass Einzelne, wenn sie einzigartig sind, keine Gruppen bilden. Er hatte seine ungeschriebenen Gesetze zur Hand. [...] Der deutsche Frosch war der erste Diktator, den ich kannte.“

Ausweg ist allenfalls der Ekel – und eine Präzision, die Hohn evoziert, doch diesen behutsam, da die Verstrickung des Berichts in das Grausige eingemahnt bleibt, was die notwendige Schönheit des Texts ergibt. Der Ekel wird zur Kritik; Kritik, die bei diesen das Banat bewohnenden Deutschen „als undeutsch [...] diffamiert“ (Marcel Reich-Ranicki) ward.

Über alledem ist dann das eigentliche politische System, ein System des auf Beziehungen – Nepotismus, mafiose Loyalität und dergleichen mehr – reduzierten Kapitalismus, das mit dem, was der Kommunismus vielleicht nie werden konnte, aber werden wollte, nichts gemein hat. Zugleich muss jener Pseudo-Kommunismus heimatlich wirken – die Intrige als Staatssystem spricht hiervon, Herta Müller repliziert: „Ohne Verklärung lässt sich das Wort ‚Heimat‘ gar nicht gebrauchen. [...] Seine Identitätsstiftung war eine Täuschung. [...] Wenn ich mich zu Hause fühle, brauche ich keine ‚Heimat‘. Und wenn ich mich nicht zu Hause fühle, auch nicht. [...] Das ist ‚Heimat‘.“ Herta Müller hat eine gewissermaßen durch den „FREMDENBlick“ bestimmte Sprache (und Poetologie) entfaltet, wobei dieser Blick die durch den Verlust des Vertrauten – „nichtige Dinge mit wichtigen Schatten“ bleiben – entstandenen biografischen Narben meint.

Wird derlei heute in Rumänien außerhalb der Literatenkreise aufgegriffen? – Leider nicht. Stabilisierend wirkt die Rezeption, was Herta Müller gleichsam als Cassandra voraussah, als sie vom Dorf und dessen Nomenklatur sowie den alles zementierenden „sogenannte(n) Sprachforschungen“ schrieb. Deren Vertreter behaupten heute, die Werke Herta Müllers zeigten einen „aus der Zeit gefallen Raum“, worin sich „Traum und Wirklichkeit vermengen“; reduzieren also die gerne betonte *Faszination und Provokation* auf ein subjektives Moment ...

<[:-{

Auch der leider verstorbene Oskar Pastior wird gerne als Hermetiker bezeichnet. Hier sei nicht auf die Versatzstücke des Sprachspiels Pastiors verwiesen, die konkrete Datierungen vornehmen, sondern auf die nicht natürliche Sprache. Ideologie will eine Verarmung der Artikulation, will der Sprache vorgaukeln, deckungsgleich mit einer simplen Grammatik der

Realität zu sein. Und dann schreibt Pastior: „Sätze folgen[,] indem sie vergessen.“ Ihre *logische* Folge basiert auf Verantwortungs- und Erinnerungslosigkeit.

*„immer
das gedicht gibt es nicht. es
gibt immer nur dies gedicht das
dich gerade liest. aber weil
du in diesem gedicht siehe oben
sagen kannst das gedicht gibt
es nicht und es gibt immer nur
dies gedicht das dich gerade
liest kann auch das gedicht das
du nicht liest dich lesen und
dies gedicht hier nur immer
nicht geben. beide du und du
lesen das und dies. duze beide
denn sie lesen dich auch wenn
es dich nicht nur hier gibt“*

Wer wollte sagen, dass dies nicht konkrete Sachbeschreibung und Engagement ist? Wer könnte übersehen, dass hier – politisch relevante – „Umbedingung statt[findet]“, wie der Dichter schreibt? Pastior zeigt und betreibt sie, zeigt und aktualisiert, dass „Text sich liest als Dass-Organ“. Das Gesetz – und auch jenes des eben zitierten poetologischen Satzes – besteht vielleicht „im Kopf einiger Leser und Hörer“. Darum die Lust und zugleich Notwendigkeit einer mathematisch anmutenden Poesie, die freilegt, was sich sagen lässt. Denn das Lesen zählt; Pastior schreibt, dass hier „gezählt wird“: „Texte sind generell Primzahlen. Je primer umso besser.“ Man kann sie nicht zählen, also kalkulieren, wiewohl man es stets tut.

Wer es verstanden hat, weiß, wie gefährlich noch dieser scheinbare Unsinnreim ist: „Im akkuraten Alphabet/der Anfang immer vorne steht.“

So nämlich beginnt eine stringente, verbindliche Mehrsprachigkeit – und sei’s in einem Idiom, dem Deutschen, das aber dann nur vorgeblich homogen ist. Im *deutschen* Schreiben und Denken entflieht der Dichter jeder konservierenden Vereinnahmung, „Fremdbestimmung, Abhängigkeit, Einfügung“. Das Ergebnis ist der binnensprachlich „polyglotte Ausbruch“: *binnensprachlich*, weil nur hierin die Sprache als Schein von Eigentlichkeit selbst mit jenen fremden Zungen kontaminiert wird, und dann sogar die Schimäre der Eigentlichkeit selbst. So wird die Sprache zur Inquisition, nämlich Befragung derer, die sonst sozusagen orthodox inquisitorisch verführen; eine Anti-Orthodoxie zugunsten der Neugier und Sorge. Auch der „Wortschatz ist Inquisition“ ... Pastiors Texte sind hier die

– den Mächtigen zu Recht suspekto – Gegenmacht, Inquisition und Anti-Inquisition zugleich, denn, so Foucault: „Widerstand [ist] niemals außerhalb der Macht“.

Pastior selbst schreibt von der Nicht-Hermetik seiner das *Textuelle als Selbstzweifel affirmierenden* Texte: „Punktuell wird der Text [...] zugeschweißt [...]. Punktuell wird Text zu keinem Text.“

Das Ergebnis ist jenes Deutsch Pastiors, das sich aufspaltet, Dissemination dessen, was nicht *ein* Idiom ist, aber auch subtiles Spiel mit den Daten darstellt, derer das Gedicht eingedenk ist; und: dass das Datum verrückt ist. Es wird eingemahnt und mit ihm wird auch gespielt:

„Es ist auch ein Spiel mit der Unwissenheit der Leser [...]. Dass ich mich natürlich freue, wenn jemand staunt, und ich weiß genau, was es ist, und er weiß es nicht, er findet ein Exotikum, das er nicht definieren kann, dabei handelt es sich vielleicht nur um eine kleine private Anekdote oder Ähnliches [...].“

Diesen Versatzstücken der Kultur („assa saas blu ulb“, so lautet die erste, sonettartig organisierte Strophe von Pastiors 15 Sonette einigendem Sonett), Daten und Sedimenten ist dann auch der Sprach-Spliss zuzurechnen, neben den Anekdoten und Fantasietermini die Spuren der jeweils mit Daten singular verbundenen Fremdsprachen-Elemente: Die „Latinität natürlich“, also Latinismen wie „querum rerum serum“ oder das wohl auf einen christlichen Kontext anspielende „quo vadis“ finden sich da und prägen manchen Text wie *Voodoo ludens* durchgängig. Griechisch-römisch ringt Pastior den antiken Sprachen das Dekonstruktive ab: „Lunten, et nulla/telos“. Noch zahlreicher finden sich Wendungen des Rumänischen, so jene, dass die Welt „un lucru crez“ sei: *ein krauses Ding* – in eigenwilliger Transkription der Diakritika bei Pastior. Ein krauses Ding ist die Welt – ein Motiv, das sich wie eine „Sfoara“ (rum. Bindfaden) durch das Werk zieht. Zuweilen kombiniert Pastior das Fremde mit der Übersetzung, die aber offenbar nicht einfache Entsprechung ist, schreibt etwa: „o limbut, geschwätziger“; und er verwendet Wörter, die bildungs- oder fachsprachlich längst international und jedenfalls im Deutschen gut verständlich sind, wo also Denotat und Konnotat eine lyrische Spannung ergeben und freisetzen: „biskuit“, „vakanzen“, „carnap carnivort“ ... Neben diesen Sprachen finden sich Pastior (in einem Gespräch mit der F.A.Z.) zufolge in seinem Werk auch „schlechtes Lagerussisch, etwas Französisch, Mittelhochdeutsch, Englisch“.

Binnen- und zwischensprachliche Friktion, stringent von einem genialen Dichter entwickelt: Gegen die „zensurierende“ „Schiene der Einsprachigkeit“ und ihre „[v]erzehrende[n] Zwänge“ geht das; es stellt implizit

Michel Serres' Imperativ dagegen: Wir „müssen [...] mit mehreren Sprachen sprechen“. Diese verraten viel, manchmal auch die *intentio auctoris* (die Absicht des Schreibers) mit ihren Restriktionen der *intentio operis* (der Intention des Werks): „Es giebt viel mehr Sprachen, als man denkt: und der Mensch verräth sich viel öfter als er wünscht“, schrieb schon Nietzsche. Zuletzt bleiben Letter und Laut, „entsteht ein Geräusch“:

„Es nennt sich und wir nennen es in diesem Fall ja ganz besonders das Hören des Genetivs; double-bounden, wie es sich gehört.“

Ist das bloß *Genitivmetapher*, also metasprachlich = mehr logisch als philologisch aufzulösen? „Nein, ein unter Herzensnot Zueinander-Geboren-Werden der Worte“ (Paul Celan im Nachlass zur *Meridian*-Rede) ist es:

„s q lapp:
was soll s b ?
schwer s was r.“

<[:-{

Neben Müller und Pastior gibt es auch noch fast völlig unbekannte Autoren, die es zu kennen lohnt: deutschsprachige Autoren in Rumänien.

Das sind zum einen junge Autoren, die dort auf Zeit lebten, so Johannes Gelich, der sich mit *Chlor* als doch interessanter Autor vorstellte, nachdem sein Debüt, das sich mit Rumänien befasst hatte, eher ein missglückter und an Stereotypen reicher Text war. Dieses Debüt – seine *Die Spur des Bibliothekars* betitelte Novelle – schildert Plattenbauten, allerdings höher, als sie wirklich sind, tote Hunde, die man in Rumänien aber *nicht* allenthalben liegen sieht, und Schnapskonsum, jedoch so, als gäbe es in Iași und Umgebung praktisch nur Alkoholiker; und der Boulevardul Copou heißt bei ihm „Boulevard Revolutie“, was ganz einfach mehr nach diesem Land klingt, aber – auch wenn man nicht naiv Mimesis von einem Roman fordert – einen Tausch interessanter Realien gegen flache Vorstellungen vornimmt. Über die literarischen Qualitäten des Buches, das auch einige treffende Beobachtungen beinhaltet, kann man geteilter Meinung sein, doch sicher ist, dass hier die Chance vergeben wurde, Rumänien brauchbar abzubilden – und dies ist doppelt bedauerlich, insofern Gelich sich mit seinem Roman *Chlor* mittlerweile als Autor, dem mehr möglich gewesen wäre, erwies.¹

¹ Auch sei auf sein Verdienst eines Dossiers von Moldawien und Umgebung hingewiesen – umfänglich auf www.ost-texturen.at, gekürzt in *Literatur und Kritik*, Nr. 363/364, Mai 2002, S. 33–70; ebenso auf die von ihm mitgestaltete *wienzeile*, Nr. 34, 2001, 1/4 zu Rumänien.

Auch und vor allem aber lohnt es sich, jene teils sich erst entwickelnden Schriftsteller Rumäniens, die zweisprachig aufgewachsen sind, kennenzulernen. Hier ist Engagement, Begabung, und die Autoren leiden darunter, weder seitens eines Lektorats noch seitens der Kritik, die hier im Einander-Hätscheln der Autoren oft stecken bleibt, beeinsprucht zu werden. So schreiben Lorette Bradiceanu-Persem und Henrike Bradiceanu-Persem: „Dachau. Zimmer 369 wird aufgefüllt. Ein Neuling. David Rosenberg!“ Das ist der Anfang eines Textes einer begabten Schriftstellerin, die sich auch eines in Rumänien noch zu wenig oder nur in Bezug auf die Geschichte anderer Länder diskutierten Themas annimmt; jedoch mit *dieser* Art von Annäherung wird die *De-Personalisierung* des Opfers durch die Nationalsozialisten schwerlich auch nur annähernd zurückgenommen, das Opfer bleibt gerade der Typus, zu dem die Nationalsozialisten den Menschen verformten. Die Unangemessenheit des Berichts von Unsäglichem wird kaum bedacht, dieses selbst ist überdies auch innerhalb des Wiederzugebenden historisch unrichtig oder unpräzise erzählt. Es ist unangebracht, angesichts der Baracken der Konzentrationslager von *Zimmern* zu sprechen, es ist falsch, dass die Liquidationen in Dachau nach Barackennummer durchgeführt wurden (dies war schon darum nicht der Fall, da die Häftlinge als Sklaven – vor allem in der Rüstungsindustrie – eingesetzt waren). Massentötungen mit Giftgas wurden in Dachau *nicht* durchgeführt; für die zahllosen Toten – ermordete Arbeitsunfähige, an Schwäche und vor allem an Typhus Verstorbene und Opfer der in Dachau durchgeführten *medizinischen Experimente* – bestand ein Krematorium. „[I]m Ofen des Heizungsraumes verbrannt“ wurden Tote also schwerlich.² Das müsste man den gewiss nicht talentlosen Verfasserinnen angesichts ihrer hier bestehenden narrativen Naivität sagen – anstatt von *Akrosticha* als „durchdachten Strukturen, die in der Nähe der ‚konkreten Poesie‘ situiert werden können“ (so die rumänische Germanistin Pascu über den Band) zu sprechen.

Es gibt aber auch Autoren, die trotz dieser Umstände ihr Talent entwickeln konnten. Eine Autorin, die hier erwähnt sei, ist Carmen Puchianu. Sie hat ihre Bücher inzwischen bei einem Passauer Verlag untergebracht und wird dort nun in einer Weise gewürdigt, die jedenfalls nichts mit Schönreden zu tun hat. Der mitleidlose Umgang mit sich und dem eigenen Werk ist dem vorausgegangen.

Der mitleidlose Blick auf den eigenen Text konvergiert mit der erbarungslosen Analyse einer Gesellschaft, die sich in der Gleichschaltung nicht einmal konserviert, sondern darin zugleich lächerlich und instabil

² Cf. auch Distel, Barbara: Dachau. In: Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, hrsg. v. Israel Gutman et al. München: Piper Verlag 1998, Bd. I, S. 299–304, S. 299.

wird – erst darum aber gewalttätig, bricht ihr doch damit alles weg, was den vorgeschriebenen Status quo stützte. Anschauungsobjekt ist dabei ein Ameisenhaufen, worin selbst dann, wenn das Chaos ausbricht, sich strukturell nichts verändert, *die Bräuche intakt bleiben*, mit Puchianu: in diesem Moment sich allenfalls „völlig belanglose Ameisen [...] selbst ins Königinendasein erhoben“ haben werden ... Entwicklungsfähig ist dieses Pendeln zwischen repressiver Ordnung und Ausbruch nicht, es sei denn, man würde, wie es die Autorin tut, die Repression und ihr System transzendieren – ein schmaler Grat. Zu erlernen ist seine Begehung etwa bei Baudrillard: „Jedes System, das sich einer perfekten Operationalität annähert, ist seinem Untergang nahe. Wenn das System sagt ‚A ist A‘ [...], geht es zugleich seiner absoluten Macht und einer totalen Lächerlichkeit entgegen [...]“. Auf dieses Potenzial spielt Puchianu an, indem sie ihre Betrachtungen über den Ameisenhaufen mit viel Ironie und Scharfsicht so endigen lässt:

*„Systematisch erforscht, vermag Ameisensäure als natürliches
KONSERVIERUNGSMITTEL wissenschaftliche Verwendung zu finden. Auch
gegensätzliche Fälle sollen der Forschung allerdings bekannt geworden
sein.“*

Die Sprache ist eines dieser ambivalenten Elemente, die Ordnung zu Umsturz und Umsturz zu Ordnung formen – „Amsel im Herz ist Amsel am Zaun./Wort im Mund ist Wort im Gedicht./Amsel im Herz ist Wort im Gedicht.“ Sprache ist also Mimesis *und* performativ; und eines wegen des anderen. Die Dichterin und Germanistin Ioana Craciun hat darob ihren letzten Gedichtband *Wortakrobat ohne Netz* betitelt.

<[:-{

Die Übersetzten: Da ist Mircea Dinescu sicherlich eine der prägnantesten Stimmen. Auch bei ihm geht es um das Hervorbrechen des Lichts aus dem System der Schändlichkeit, wo dieses lächerlich wird und kollabiert. Im Falle des Kommunismus wird Marx zur Nuss, an der sich seine Umsetzung die Zähne ausbeißt:

*„Venerable Marx, had you lived in these lands
You would soon have been shaven clean
And sent to a school for re-education.“*

Norman Maneas Verfahren ähnelt diesem; unter anderem schreibt er, es sei der „Nazismus [...] in Kant [...] nicht mehr enthalten als der Gulag in Hegel“. In einem der Hauptwerke Norman Maneas, dem jüngst erschienenem Roman *Die Rückkehr des Hooligan*, worin sich der Verfasser porträtiert, ist

die Entwurzelung des Ichs omnipräsent, die Heimatlosigkeit, aber auch die Utopie der Kritikfähigkeit. Jenes Ich sucht beispielsweise um der Nostalgie – also geradezu des Verfehlens dessen, was Heimat wäre, – wegen das Lokal von einem Barney Greengrass auf, wo ihm naturgemäß die Speisen fremd vorkommen, fast schon zu fremd selbst für das Heimweh. Jener Greengrass „simuliert eifrig die jüdische Küche aus Osteuropa, aber es reicht nicht, geröstete Zwiebeln einzurühren und Bezeichnungen wie Beigel und Knisch zu transkribieren, um den Geschmack der Vergangenheit zu erhalten“.

Was hat die Heimat zerstört? – Es ist wiederum eine Ideologie, eine, die der angesprochenen oft nur scheinbar diametral entgegensteht; jene nämlich der Rechten, die antisemitische Tradition, die, und zwar gerade auch in Rumänien, weit vor den Zweiten Weltkrieg zurückreicht (und sowieso darüber hinaus). Der rumänischen *Eisernen Garde* gehörte neben Emile M. Cioran auch Nae Ionescu an, ein Antisemit, der ein groteskes Vorwort zu dem Buch *Seit zweitausend Jahren* des Juden Mihail Sebastian zu verantworten hat. Auf dieses Vorwort reagierte der ihm quasi ausgelieferte Autor mit dem Essay *Wie ich zum Hooligan wurde*, woraus sich der Titel des Buchs von Manea erklärt – auch er sei ein Hooligan: „marginal, unangepasst, ausgegrenzt“ und „[s]einer selbst müde“.

Wie Richard Wagner schreibt, war Sebastian für die kritischen Intellektuellen, die die Geschichte der Eisernen Garde und der prominenten Denker, die in diese verstrickt waren, zu schreiben begannen (u. a. eben Manea), auch insofern von Bedeutung, als die Totschweiger und Verharmloser jener Zeit in seinen Tagebüchern „mit einem Dokument überwältigender Authentizität konfrontiert“ waren. Das war 1996 – Sebastians Tagebücher erschienen im Bukarester *Humanitas*-Verlag; die deutsche Übersetzung der Tagebücher wurde erst kürzlich veröffentlicht. 2003 erschien die rumänische Originalausgabe von Maneas *Die Rückkehr des Hooligan*:

„Die Tendenz zur Verharmlosung, die die Debatten bis dahin [nämlich 1996, M. H.] dominierte und auch vor der Diffamierung der kritischen Geister, wie des jüdisch-rumänischen Schriftstellers Norman Manea, der in den Vereinigten Staaten lebt, nicht zurückschreckte, war unerwartet mit einem Dokument überwältigender Authentizität konfrontiert.“ (Richard Wagner)

Dank dieser Tagebücher *muss* Manea nicht nur, sondern *kann* auch Hooligan sein – der nicht mehr so leicht zu diffamieren ist, der einer Aufklärung der einstigen Verhältnisse zuzuarbeiten vermag. So wird als Antisemit auch Mircea Eliade erwähnt, dessen einstiger Schüler und späterer Kritiker Ioan Petru Culianu 1991 in Chicago ermordet wurde: entweder von ein gewisses

Schweigen intendierenden Rechtsextremen oder aber, und die Differenz ist eben immer wieder vernachlässigbar, Kommunisten aus dem *postkommunistischen* Rumänien.

<[:-{

So ähnelt die rumänische Literatur schließlich eigenwillig in ihrer Sprachverliebtheit der österreichischen. Nur diese Texte, die man gerne für Artistik, für surrealistisch, grotesk und fantastisch hält, sind hier allein noch realitätsgetreu. Texte wie Jonkes *Geometrischer Heimatroman*, worin es heißt, dass Personen, die „nicht ganz geheuer erscheinende“ sind, vom Passieren einer bestimmten Brücke abzuhalten seien – sie hätten aber die Möglichkeit der Bestechung, die in der Satzung auch gleich vorkommt, aber vergebens ist: „Meistens gelingt dies aber nicht.“ Der legale Weg ist der „Brückenlichtbildausweis“, der freilich nichts hilft, wenn der Besitzer unheimlich erscheint – und es „gibt Zeiten, in denen den Brückenwärtern prinzipiell alle Personen nicht geheuer oder aber unheimlich erscheinen“. Immerhin kann sich der Abgewiesene dann „einen zweiten Brückenlichtbildausweis [...] besorgen.“

Das Universale der Literatur ist dieser Blick fürs Nicht-Universale, für die in der Mikrologie aufgehende Unlogik alles Systematischen, das in Rumänien so viele Opfer forderte – Menschen entweder umbrachte oder aber zu Schergen verkommen ließ. Unter dem Druck der Repression und Idiotie entstand etwas, das nun, da der Druck nachgelassen hat, ausbricht und einer Ordnung sich gegenüber weiß, die Widerspruch provoziert, aber auch: zuzulassen beginnt. Die Literatur setzt dagegen die Kontamination des Lesers mit ihrem berechtigten Unmut, jedenfalls in einem Manifest des rumänischen *Club 8*: Man möge den Lesern statt der „erstarrte[n] Seite [...] die Diskette zu[werfen]“: „Ermögliche es ihnen, sich hineinzuwagen in die lebendige, pulsierende Geografie der Dichtung!“

<[:-{

Und welche Rolle spielt das, woran man bei Rumänien als Nicht-Rumäne denken mag, in der rumänischen Literatur? Wenig. Der rumänische Germanist Stefan Alexe hat aber bemerkt, dass es Graf Dracula inzwischen zum eigenen *Emoticon* gebracht habe ... Ich setzte es im Essay als Absatzmarke.

Egon Theiner

Zwischen Barren und Business – Sport in Rumänien

Jahrelang hat er bei den besten österreichischen Volleyball-Klubs gespielt. Marian Pascariuc aus dem rumänischen Constanța hat in seiner Heimat alles durchgemacht, was man durchmachen musste auf dem Weg in eine bessere Zukunft. Der ruhige, sympathische Rumäne kam nach Bukarest, spielte bei Dynamo und Steaua, kam dann, 1997, nach Österreich, nach Salzburg und für eine Saison auch nach Innsbruck. 2003 wurde er eingebürgert und verstärkte eine ohnehin schwache Nationalmannschaft. Heute ist der 34-jährige zweifache Familienvater nicht mehr aktiv, doch auf einem anderen Parkett soll er weiter tätig bleiben: indem er Kontakte aufbaut und fördert zwischen dem Bürgermeister seiner Vaterstadt und österreichischen oder deutschen Politikern.

Der Weltstar – Nadia Comăneci

Marian Pascariuc ist einer von wenigen Rumänen, die den Weg in den österreichischen Sport gefunden haben, und er gehört sicherlich nicht zu den Aushängeschildern seines Landes. Andere Namen, andere Kaliber standen und stehen in den Schlagzeilen, wenn es um die sportlichen Meriten des neuen EU-Mitgliedslandes ging. Ein Name macht immer wieder die Runde, und er macht sie zurecht. Nadia Comăneci gilt heute noch als eine der besten Turnerinnen aller Zeiten. Fünfmal gewann sie bei Olympischen Sommerspielen (1976, 1980) Gold, in Montreal gelang ihr bei ihrem ersten Auftritt Einzigartiges: Das damals 14-jährige Mädchen realisierte am Stufenbarren als erste Turnerin überhaupt die Idealnote 10,0. Diese Bewertung wurde allerdings als 1,00 angezeigt. Mitarbeiter der Firma Longines hatten mit der Jury zwar Rücksprache gehalten und auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass keine zwei Zahlen vor dem Komma angezeigt werden könnten. Egal, hatten die Turn-Experten geantwortet, die Idealnote würde ohnehin nicht zustande kommen. Eine weitere Olympia-Goldmedaille wurde ihr durch strittige Kampfrichter-Entscheidungen in Moskau verwehrt.

1989 übersiedelte Comăneci in die USA, wo sie heute noch lebt. Doch die Trainer Bela Karoly und Octavian Belu brachten nicht nur eine sportliche Lichtgestalt wie Comăneci hervor, sondern sorgten für eine hohe rumänische Schule in dieser Sportart. Als die Olympischen Sommerspiele 1984 in Los Angeles vom Ostblock fast komplett boykottiert wurden, setzte sich Rumänien über die politischen Anweisungen aus Moskau hinweg und

feierte in den USA Erfolge über Erfolge – mit Simona Păuca, Mihaela Stănuț, Laura Cutina, Cristina Elena Grigoras, Lavinia Agache und Ecaterina Szabó, dreifache Goldmedaillengewinnerin in Einzel-Disziplinen und Goldmedaillengewinnerin im Kunstturn-Mehrkampfbewerb der Damen.

Heute zählen Cătălina Ponor, wie Pascariuc aus Constanța, zweifache Goldmedaillengewinnerin in Athen 2004, oder Marian Drăgulescu, Weltmeister 2006 am Boden, zu den erfolgreichsten rumänischen Turnern. Der *Handstützüberschlag mit anschließendem Doppelsalto vorwärts gehockt mit halber Längsachsendrehung* beim Pferdsprung wurde nach ihm benannt, da er der erste Turner war, der dieses Element auf einem internationalen Wettkampf zeigte.

Die rumänische Schule des Kunstturnens basierte auf rigide vorgegebenen Strukturen des Kommunismus. Wie in der UdSSR oder der DDR wurde der Sport dazu verwendet, international die eigene Überlegenheit zu demonstrieren. So wurde auch am Schwarzen Meer selektiert, und so wurden auch in Rumänien Methoden verwendet, die in Westeuropa kaum anwendbar gewesen wären. Dass Trainer ihre Schützlinge züchtigten, war nicht ungewöhnlich, hohe Trainingsbelastungen standen an der Tagesordnung. Einmal erklärte Octavian Belu, seine Sportlerinnen trainierten im Leistungszentrum Deva sieben Stunden pro Tag – bei sechs Trainingstagen also 42 Wochenstunden!

Vierfache Weltmeister – Die Handballer

Doch nicht nur im Kunstturnen war (und ist) Rumänien weltweit führend, sondern auch in anderen Sportarten. So errangen die Handballer des Landes vier Mal den WM-Titel, 1961, 1964, 1970 und 1974, bei den Olympischen Sommerspielen 1976 verloren die Osteuropäer erst im Finale. Diese große Zeit ist nunmehr vorbei. Für die Weltmeisterschaft 2007 in Deutschland konnte sich Rumänien nicht qualifizieren und scheiterte mit einem Tor Differenz an Norwegen. Doch Liviu Ianoș, Eremia Pârâianu und Adrian Petrea sind Namen, die aus der internationalen Handballszene – aber eben auch nur von dort – nicht wegzudenken sind.

Gheorghe Hagi – Der „Karpaten-Maradona“

Einer der besten Fußballer der Welt kommt aus Rumänien. Gheorghe Hagi, dem der Spitzname „Karpaten-Maradona“ verliehen wurde, kam am 5. Februar 1965 in Săcele im Bezirk Constanța zur Welt. Mit ihm feierte die Nationalmannschaft ihre größten Erfolge. Mit Steaua Bukarest gewann er

dreimal die nationale Meisterschaft und zog 1989 in das Finale des Europapokals der Landesmeister ein. In der Folge spielte er für Real Madrid oder Barcelona in Spanien und für Brescia in Italien. Seine größten Erfolge mit einer Vereinsmannschaft feierte er mit Galatasaray Istanbul, mit dem er vier Mal türkischer Meister wurde und 2000 den UEFA-Pokal holte.

Die größten Erfolge hatte Hagi allerdings mit der rumänischen Nationalmannschaft. Bei der WM 1994 in den USA führte er sein Team überraschend bis ins Viertelfinale und schlug dabei u. a. auch Vizeweltmeister Argentinien. Nach seinem Rücktritt als Spieler versucht sich Hagi als Trainer, war auch schon (für vier Spiele) Teamchef Rumäniens. Mit Galatasaray eroberte er am 11. Mai 2005 mit einem 5:1-Finalsieg über Erzrivale Fenerbahce den türkischen Pokal, trat aber dann aufgrund der verpassten Champions-League-Qualifikation zu Saisonende zurück.

Hagi gewann die Wahl zu Rumäniens Fußballer des Jahrhunderts und wurde sieben Mal (zwischen 1985 und 2000) zu Rumäniens Fußballer des Jahres gewählt. Das Stadion des FC Farul Constanța wurde nach ihm benannt.

Tennisstar, Star-Manager, Businessman – Ion Țiriac

Eine der schillerndsten Persönlichkeiten im rumänischen Sport ist allerdings nicht ein Athlet, sondern ein Manager. Ion Țiriac, selbst Eishockey- und Tennisspieler und in den 80er und 90er-Jahren Manager des Deutschen Boris Becker, ist einer der einflussreichsten Rumänen der Welt. Als Nationalspieler nahm er 1964 an den Olympischen Winterspielen teil, gewann 40 Tennisturniere, darunter auch den Doppel-Titel von Paris mit Landsmann Ilie Năstase. Als „Clown und Dracula“ bezeichneten die Medien das Paar, und es war nicht schwer zu erraten, wer von den beiden Dracula war: der immer grimmig dreinblickende, mit großem Schnurrbart und langer Mähne ausgestattete Țiriac. Dem Sport verdanke er alles, hatte Țiriac einmal gemeint und aus ihm gelernt: Wenn man gewinne, sei man der Held; wenn man verliere, das letzte Schwein. Für sein Leben zog er den Schluss, sich immer treu zu sein. Seit 1998 war er mehrmals Präsident des Nationalen Olympischen Komitees von Rumänien. 1990 gründete der 1939 in Kronstadt geborene Țiriac mit der *Banca Țiriac* die erste rumänische Privatbank und ist seit 2006 mit einem geschätzten Privatvermögen von einer Milliarde Dollar der reichste Rumäne. Die Țiriac unterstellte Schlitzohrigkeit mag nicht falsch sein, genauso geschätzt werden aber auch seine Geradlinigkeit und Handschlagqualität – und seine Einladungen zu Jagd und Golf. Bei solchen Gelegenheiten, sagt Businessman Țiriac, mache man die besten Geschäfte.

Der Meistermacher – Stelian Moculescu

Wie Ion Țiriac kommt auch Stelian Moculescu aus Kronstadt, und dieser hat vor wenigen Monaten seinen vorläufigen Karrierehöhepunkt als Trainer erreicht. Als Coach des deutschen Meisters VfB Friedrichshafen holte er sich in Moskau gegen die favorisierten Franzosen aus Tours die Champions League der Volleyballer. Moculescu hatte sich während der Olympischen Spiele 1972 in München von seiner Delegation abgesetzt und war in Deutschland geblieben. In der Folge gewann er zwischen 1978 und 2006 zwölf deutsche Meisterschaften, wurde 1987 das erste und 1999 das zweite Mal Trainer der Nationalmannschaft. Mit ihm erreichte Deutschland die EM-Finalrunde 2001 in Tschechien und 2003 in Deutschland sowie die WM 2006 in Japan.

Vom deutsch-rumänischen Volleyball zurück zum österreichisch-rumänischen. „Es freut mich, dass Rumänien nunmehr zur EU gehört. Das Land hat es sich verdient“, sagte Marian Pascariuc in einem Zeitungs-Interview. Seine größte Hoffnung ist, dass sich das Bild seines Heimatlandes im Ausland, das immer noch von Misswirtschaft und Kriminalität bestimmt ist, ändert. Pascariuc will das Seine dazu beitragen. Mehr noch kann der Sport erreichen, dem seit jeher Völker verbindende Kraft zugeschrieben wird. Leichtathletin Gabriela Szabó hat in der Vergangenheit den Namen Rumänien bekannt gemacht, Florettistin Laura Badea tut es dieser Tage. Breitensport gibt es derzeit wenig, Fitnesscenter schießen erst seit Beginn des 21. Jahrhunderts aus dem Boden. Der Skisport hat seine Hochburg in Kronstadt, und dort sähe es aus wie im Salzburger Land, meint Marian Pascariuc. Es gäbe auch im Sportbereich viel zu tun in diesem Land. An fehlenden Vorbildern oder der Tradition im Spitzensport wird zukünftiges Engagement nicht scheitern. Immerhin wurde das Nationale Olympische Komitee Rumäniens als weltweit eines der ersten 1914 gegründet.

„Die Stadt gehört uns“ – Graffiti-Kunst in Bukarest

Mittels Sprühschablonen entstandene Graffiti, sogenannte *Stencil-Graffiti* oder einfach *Stencils*, gibt es schon lange in Rumänien. Auf Gebäuden, die die Zerstörungen der 1980er-Jahre überstanden haben, finden sich politische Graffiti der 1960er-Jahre wie etwa „Voteaza Soarele“ („Wählen Sie die Sonne“), das Logo der früheren kommunistischen Partei. [Abb. 1] Aus



Abb. 1

den 90er-Jahren haben sich Hinweise auf kleine Läden und Unternehmen erhalten. So richtig durchgesetzt haben sich Stencils allerdings erst in den letzten fünf Jahren, kurz nachdem die Streetart in Westeuropa einen Boom erlebt hat.

Seit 2001/2002 wächst die Stencil-Graffiti-Szene – man kann tatsächlich von einer Szene sprechen – unaufhaltsam. Woche für Woche sind neue Designs und Motive an den öffentlichen Plätzen Bukarests zu sehen. Ich betrachte das als einen der größten Demokratiegewinne in Rumänien. Es gibt nun offenbar Leute, die verstanden haben, dass sie den öffentlichen Raum gestalten können – und sie nehmen sich diese Freiheit. Teenager, Künstler, etablierte Graphic Designer, ganz normale Leute, Mann oder Frau, bekannt oder unbekannt – ein jeder ist mit von der Partie.

Was die Stencils in Bukarest auszeichnet, ist ihre unmittelbare Anbindung ans politische und soziale Geschehen. Wenn etwas Bedeutendes passiert, dann findet es sogleich auf der Straße seinen Widerhall. Als zum Beispiel das Tourismusministerium und eine Werbeagentur auf den zweifelhaften Slogan „ROMANIA – FABULOUSPIRIT“ verfielen, ließ die Reaktion nicht lange auf sich warten: Ein Graffito zeigte das Gesicht Nicolae Gutas, eines Manele-Stars, eingefasst vom Schriftzug „MANELOS SPIRIT“. [Abb. 2] Das Wort *manelos* verweist auf die populäre *Manele-*



Abb. 2

Musik, einen Popfolk mit türkischen, balkanischen und zigeunermusikalischen Wurzeln und Musikantenstadt-Tiefgang, der in Bulgarien *Chalga* genannt wird. Man kann wohl behaupten, dass das Gesicht Nicolae Gutas ein authentischeres Bild des heutigen Rumänien liefert als die Werbesprüche des Tourismusministeriums.

Ein weiteres Beispiel für die spontane Reaktion auf Medienereignisse ist das mittlerweile berühmt gewordene Stencil des jungen Malers Gorzo. Als der rumänische Präsident Băsescu im April 2007 verkündete, dass er im Zuge des vom Parlament gegen ihn eingesetzten Amtsenthebungsverfahrens in den kommenden fünf Minuten zurücktreten werde, kurz darauf aber seine Entscheidung revidierte, konterte Gorzo mit einem Stencil, auf dem Băsescus rumpfloser Kopf mit Flügeln und folgende Zeilen zu sehen waren: „In 5 Minuten trete ich zurück“. [Abb. 3] Das ist auch ein Kommentar auf ein älteres, noch berühmteres Stencil Gorzos, das



Abb. 3

Ceașescu in ähnlicher Darstellung zeigt: „In 5 Minuten bin ich wieder da“. [Abb. 4]

Aber man sollte nicht schönmalen. Stencil-Graffiti stehen bedauerlicherweise nicht nur für Meinungs- und Redefreiheit im öffentlichen Raum. Große Unternehmen vereinnahmen bekanntermaßen den Geist der Jugend



Abb. 4

und beuten ihn für ihre Zwecke aus. Sie machten auch vor den Stencil-Graffiti nicht Halt: Coca Cola, Honda oder U TV haben sich ihrer Ästhetik während der letzten Jahre zu Werbezwecken bedient. [Abb. 5, 6 und 7] Dabei haben sie übertrieben und durch den exzessiven Einsatz die Stencils ein wenig in Verruf gebracht.



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7

Daneben gibt es aber auch kleinere (Kultur-)Initiativen, die für sich selbst an den Hauswänden werben. Kürzlich erst kam es zu einer interessanten Aktion: Das Theater-Experiment Calin Dans („CA(R)NE – die Stadt gehört uns“), wo Insassen der Haftanstalt Colibasi zum Einsatz kamen, wurde auf der Straße mit einem Stencil der Künstlerin Suzana Dan kommentiert, in dem ein Hund in einer Sprechblase verkündet: „Die Stadt gehört uns“. [Abb. 8] Das erinnerte an den Umstand, dass sich auf



Abb. 8

Bukarests Straßen tausende streunende Hunde tummeln – ein Ergebnis der Zerstörungen und Häuserabrisse in den 80er-Jahren, mittels derer Ceaușescu Raum schaffen wollte für seine „Systematisierungen“. Das Stencil erinnert aber auch an die jüngeren, äußerst umstrittenen Bestrebungen, Raum zu schaffen für Bürogebäude, Wohnungen und Shopping-Malls.

Die Graffiti-Kunst in Bukarest ist ein Mittel, das zum Verständnis des Wandels beiträgt, den die Stadt und das Land gerade durchlaufen, und sie ist ein Ausdruck jener Freiheit, für die die Leute vor beinahe 18 Jahren gestorben sind.

Übersetzung aus dem Englischen von Kristina Werndl.

III Selbstbilder

Mădălina Diaconu

Das *real* kulturelle Rumänien zwischen mythischer, historischer und medialer Identität

Im Unterschied zu Österreich, wo die Frage nach der eigenen Identität die Debatten chronisch plagt, scheint sie dem gegenwärtigen Rumänien kein besonderes Anliegen zu sein. Doch welches Rumänien ist damit gemeint? Die rumänischen Intellektuellen verbreiteten in den letzten Jahren medial die These von der Existenz von zwei Rumänien: dem „realen“ und dem „kulturellen“ Rumänien, womit letztlich der traditionelle Unterschied zwischen der materiellen Zivilisation und dem geistigen Kulturleben neu belebt wurde. Im mittlerweile gemeinsamen Haus Europa stellt sich die Identitätsfrage höchstens in Bezug auf die staatliche Kontrolle über strategische Wirtschaftssektoren oder aber peripher in der nationalistischen Politik mancher Parteien. Im Kulturbereich werden die Identitätsvorbilder nicht mehr wie früher von Philosophen und Schriftstellern entworfen, sondern von den Medien gemacht, propagiert – und dementsprechend kontrolliert. Im Weiteren werden wir uns auf diesen letzteren Bereich konzentrieren und „Doppelbelichtungen“, d. h. Nichtübereinstimmungen und Kollisionen, in der Auffassung von Identität suchen: zwischen einer angeborenen und einer konstruierten Identität, zwischen Fremdbildern und Eigenbildern, zwischen Glauben und modernem Rationalismus und nicht zuletzt in der Einstellung zur Geschichte.

Rumäne sein oder werden?

Durch die Rolle der Medien ändert sich auch das Verständnis von Identität. Früher haben die Geisteswissenschaftler das Wesen des rumänischen Volkes an Kulturproduktionen (und darunter besonders an der Volkskultur) abgelesen. Ihr Anspruch war, die Merkmale eines bereits bestehenden Wesens namens „die rumänische Seele“ allgemein zu bestimmen und ihre Unterschiede zu anderen Nationen herauszufinden. Diese Forschung setzte am Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der Ethnopsychologie von Dumitru Drăghicescu und Constantin Rădulescu-Motru ein¹, die die „Qualitäten

¹ Dumitru Drăghicescu, *Din psihologia poporului român*, 1907; Constantin Rădulescu-Motru, *Sufletul neamului nostru. Calități și defecte*, 1910.

und Mängel“ der genannten rumänischen Seele auf der Grundlage von volkskundlichen Daten (Sprichwörtern usw.) herausfilterten; im Zuge der imagologischen Studien der letzten Jahre in Rumänien wurden auch diese Bücher neu aufgelegt. Diese Forschungsrichtung wurde von Mircea Vulcănescu und Constantin Noica ab den 1930er Jahren auf eine philosophische Ebene gehoben. So stellte z. B. Vulcănescu „den rumänischen Menschen“ als eine Synthese zahlreicher einseitiger „Versuchungen“ dar: der römischen Herkunft (Jus, Charakter, Konsequenz, Jesuitismus), der byzantinischen (Politik, Glanz und Prunk, Intrigen und Betrügereien, Toleranz), der slawischen (Religiosität, Freilassen, Sanftheit, Exaltation, Flexibilität, Feingefühl), der französischen und deutschen, der jüdischen, ungarisch-polnischen, balkanischen, „zigeunerischen“ (Temperament, Zärtlichkeit und Wehmut, Lärm, Charme), der orientalischen (Kontemplation, Passivität, Gleichgewicht, Skeptizismus, Schamlosigkeit) und der westlichen Versuchung (Aktivität, Organisation, soziale Mystik). Rumäne sein erwies sich somit als eine komplexe Konstellation, die durch Geschichte entstände und die objektiv erfahrbar sei. Das Rumänische, wie sonst auch jede andere Sprache – so Vulcănescu und Noica –, enthält ein spezifisches Seinsverständnis und eine eigene Auffassung vom Menschen, die die Nationalidentität bestimmen.

Später wird die Identität im Zeitalter der Medien nicht mehr als Wesen, sondern als Bild und als eine jeweilige Verkörperung (*enactment*) betrachtet. Die Identität wird dynamisch-performativ, relational-diakritisch und situativ. Mit anderen Worten: Wir werden, was wir sind, durch unsere *Handlungen und Performances*, die Repräsentationen verkörpern; die Identität ist kein abgeschlossenes Wesen, sondern eine *Differenz*, eine Abweichung innerhalb eines Feldes. Wir sind nicht mehr als das, was uns von den anderen (etwa von den anderen europäischen Ländern) unterscheidet. Und schließlich: Das, was wir sind, wird je unterschiedlich nach der jeweiligen *Situation* und nach der *Relation*, in die wir zu den anderen treten, verwirklicht. Daraus ergibt sich allerdings auch, dass wir sind, was die anderen aus uns machen: Die Eigenbilder lassen sich in der Zeit der global gewordenen Interaktionen keineswegs unabhängig von den Fremdbildern konstituieren.

Zumindest war ich von alledem überzeugt, nachdem ich einige Zeit die Selbstinszenierung der österreichischen Identität am Beispiel einer populären, doch unter den Intellektuellen sehr umstrittenen Sendung des österreichischen staatlichen Fernsehens untersucht hatte. Als ich jedoch diese Thesen bei einer Tagung an einer rumänischen Universität vertrat, stieß ich überraschenderweise auf heftigen Widerstand seitens eines älteren Volkskundlers. Wir sind das, was wir sind; das lässt sich keineswegs ändern, lautete seine Entgegnung. Beinahe hätte er behauptet: Rumäne sein ist ein Schicksal, dem nicht zu entgehen ist. Und außerdem ein Schicksal, auf das

der Volkskundler stolz zu sein schien. Meine Ansicht wurde wissenschaftlich als eine Pervertierung des gesunden Menschenverstands durch den Westen und persönlich als schwerwiegender Verlust der Identität, meiner Identität als Rumänin, erachtet. Erst später erfuhr ich, dass er viele Jahre mit der Untersuchung der Herkunft einer ethnischen Gruppe in Rumänien – und damit mit der Frage, was sie *eigentlich waren* – verbracht hatte.

Update-Version der Transhumanz: Arbeitsmigration

Bei derselben Tagung wurde nochmals eine Interpretation zu Miorița vorgeschlagen. Für jene, die damit nicht vertraut sind, sei hier eine kurze Erläuterung gestattet: Miorița ist eine Volksdichtung, die 1850 vom Schriftsteller Vasile Alecsandri aufgezeichnet wurde und von einem Hirten erzählt, der durch sein Schaf von den Plänen seiner Kameraden erfährt, ihn zu ermorden. Darauf reagiert er nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, indem er sich gegen den Mord zu wehren versucht, sondern beschränkt sich darauf, Anweisungen zu einem rituellen Begräbnis zu geben, das wie eine Hochzeit dargestellt wird. Seit George Călinescu gilt Miorița als einer der Gründungsmythen, wenn nicht sogar als der Hauptmythos der rumänischen Kultur.² Das Gedicht lässt vielfältige Auslegungen zu, sei es als Beweis des rumänischen Fatalismus (Jules Michelet, Liviu Rusu), sei es als Reminiszenz des thrakischen Glaubens an den Tod als Gipfelpunkt eines freudigen Lebens (Dan Botta), als Ausdruck einer unbewussten kulturschaffenden Matrix (Lucian Blaga) oder als Reaktion auf den „Terror der Geschichte“ (Mircea Eliade).

All das sind kulturelle Selbstbilder der Rumänen, die im Ausland kaum außerhalb der Kreise von Rumänisten und Balkanologen bekannt sind. An ihrer Stelle stehen oder standen zumindest lange Zeit Medienbilder wie jene von „Illegalen“ und Arbeitsmigranten. Für Letztere wurde jüngst sogar ein eigenes rumänisches Wort geschaffen: „căpșunari“, d. h. „Erdbeerenpflücker“. Ausgehend von einem Spottwort ist ein neuer identitärer Begriff entstanden.

Die Transhumanz³ – die bis zum Entstehen des modernen rumänischen Staates über die Karpaten hinaus, damals die Staatsgrenze, stattgefunden hat – wurde zur Arbeitsmigration, der Wechsel der Weiden zu einem durch

² George Călinescu, *Istoria literaturii române de la origini până în prezent*, Bukarest: Fundația Regală Pentru Literatură și Artă, 1941.

³ Alte Form der Weidewirtschaft: Auf einer Wochen oder Monate dauernden Wanderung wird die Herde von Hirten zu mindestens zwei jahreszeitlich wech-

die saisonale Gastarbeit bedingten Pendeln zwischen der Heimat und dem Gastland. Und dennoch darf die Analogie nicht übertrieben werden: Das Wort „căpșunar“ wird immer noch pejorativ verwendet und kein bemerkenswertes literarisches Werk ist bisher aus dieser neuen „Kultur“ entstanden. Und weiter entsteht auch die Frage: Wie lässt sich das Bild von passiven und resignierten Rumänen mit jenem von durchsetzungsfähigen Gastarbeitern, die es durch ihr eigenes Schaffen geschafft haben, sich in der Fremde anzupassen, vereinbaren?

Eliten und Religion

Vor einiger Zeit stieß ich in einer Buchhandlung auf die Erzählung *Vlad* von Carlos Fuentes⁴. Das ist die Geschichte eines enigmatischen Grafen aus Osteuropa, der sich in Mexiko niederlässt, wo er sich ein sonderbares Haus bauen lässt: Alle Fenster mussten zugemauert werden, jedes Zimmer hat mehrere Gitterroste und das Haus ist über einen unterirdischen Tunnel mit einem Bunker verbunden. Es dauert nicht lange, bis der Leser hinter dem Mann, dessen Gesicht durch eine schwarze Brille und einen falschen Bart verdeckt ist, die Gestalt von Dracula vermutet, was durch den Handlungsverlauf tatsächlich bestätigt wird. Das Besondere an dieser Geschichte ist dennoch der Reichtum an historischen und geographischen Daten, die der Autor über Rumänien und Vlad Țepeș, Draculas historisches Vorbild, besitzt. Vor allem aber vereinigt Fuentes in dieser Gestalt grausame mittelalterliche „Geschichten“ aus dem fernen exotischen Osten mit der jüngsten Geschichte Rumäniens: Vlad wird zu Anfang als ein osteuropäischer Fürst präsentiert, dessen umfangreiche Landgüter verstaatlicht wurden und der gezwungen wurde, ins Exil nach Paris zu gehen.

Aus der Perspektive der rumänischen Geschichtswissenschaft steht jedoch Paris für den aufgeklärten Glauben an die Zivilisation und den Fortschritt. Dort wurden die Intellektuellen der 1848er-Generation ausgebildet; die von ihnen in den rumänischen Fürstentümern organisierte Revolution ist zwar gescheitert, doch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts legten sie die Grundsteine für den modernen rumänischen Staat. Von Mexiko aus gesehen, ist jedoch Rumänien ein Land der Widersprüche, wo die intellektuelle Raffinesse neben dem Archaischen und der Barbarei liegt.

Auf das Verhältnis zwischen den (intellektuellen) Eliten und den Massen werden wir noch zurückkommen. Nur nebenbei sei auch bemerkt, dass

selnden Weidegebieten getrieben; anschließend kehren die Hirten mit den Herden wieder in ihre Heimatorte zurück. [Anm. Hg.]

⁴ Carlos Fuentes, *Inquieta compania*, Madrid: Alfaguara, 2004.

sich die Rumänen nicht durch Dracula definieren, auch wenn sie um die lukrativen Vorteile dieses Klischees für das „wirkliche“ Rumänien (d. h. für Wirtschaft und Tourismus) wissen. Doch fragen wir besser, wie sich das Verhältnis zwischen Rationalismus und Religion bei den rumänischen Denkern der Gegenwart konstituiert. Exemplarisch dafür steht Horia-Roman Patapievi. Gleich am Beginn des neuen Jahrtausends veröffentlichte er in einem angesehenen Bukarester Verlag das Buch *Der jüngste Mensch* (vielleicht auch eine Anspielung auf Nietzsches letzten Menschen?), das sofort zu einem Bestseller wurde und eine der wenigen kulturphilosophischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre in Rumänien auslöste. Im Grunde genommen stellt das Buch eine Abrechnung mit dem Liberalismus, mit der *political correctness* und überhaupt mit der Spätmoderne bzw. mit der Postmoderne dar.

Patapievi bedauert die gegenwärtige Herrschaft der Anthropologie in den Wissenschaften vom Menschen, wodurch das philosophische Ideal der Allgemeinheit in eine Menge kulturrelativer Weltanschauungen zersplittert worden sei: Für die Postmodernen könne die europäische Philosophie nicht universaler als „die Anthropologie der Dogon“⁵ oder als die „Theologie der Kannibalen“ sein, die – jeder wisse es – nicht universal sein können⁶. Der „jüngste Mensch“ ist der „Neobarbare“ und dem Neopaganismus zugeneigt, worunter wiederum nichts anderes als ein New-Age-Atheismus zu verstehen sei⁷; aus den Idealen der Französischen Revolution ist nur noch die Macht der absoluten Gleichheit übrig geblieben. Die Feinde des „jüngsten Menschen“ sind die Traditionen und daher die Kultur, die – indem sie bewertet – Ungleichheiten schafft und rechtfertigt. Vielmehr zielt er darauf ab, die „vertikalen“ Kulturunterschiede (zwischen *high* und *low culture*) zu nivellieren bzw. sie durch die „horizontalen“, d. h. anthropologisch verstandenen Kulturunterschiede zu ersetzen.

Der klassische Liberalismus entartete nach Patapievi zum materiellen Hedonismus, der einst weltbewegende Fortschrittsgedanke zu einer Tyrannei der Mode und des letzten Schreis. In einem prophetischen Ton wird der Tod des Liberalismus verkündet: Die Zukunft ist düster. Sie gehört dem instinktiven Menschen, grausam egoistisch, selbstverliebt, skrupellos, machtgierig, abergläubisch und feig, unterwürfig und gierig. Der Kommunismus hat nur den Anfang gemacht, er hat die Ouvertüre gesungen. Die wahre Geburtsstätte der kommenden Greuelthaten ist eine Kombination zwischen dem kollektivistischen China und einem Amerika der extremis-

⁵ Eine afrikanische Volksgruppe, die im Osten von Mali lebt. [...] [Anm. Hg.]

⁶ Horia-Roman Patapievi, *Omul recent*, Bukarest: Humanitas, 2001, 134.

⁷ Ebd., 135, 246.

tischen Ideologien, die in der sichtbaren oder versteckten Agenda der politischen Korrektheit enthalten sind.⁸

„Fortschrittlich“ sein wird dem Konsumismus gleichgesetzt. Der wahre Fortschritt und der wahre Mut bestünden gerade darin, sich als Konservative zu bekennen und der flachen und frommgläubigen Fortschrittsideologie (d. h. der Religion der *one-way*-Werte) die Traditionspflege durch die Eliten gegenüberzustellen. Der Schluss kann für manche befremdend lauten: „Sowie vor 1789 die wahren Konservativen nur liberal sein konnten, so können die echten Liberalen nur konservativ sein. (Gewiss alle Sozialisten, die etwas auf sich halten, sind bereits liberal geworden.)“⁹ Der Liberal-Konservative ist somit nicht nur eine österreichische Denkkonstruktion.

Wie steht es aber mit der Religion? Was die (Liberal-)Konservativen vom bloßen (d. h. gemäß Patapievici: Pseudo-)Liberalen unterscheidet, ist, dass Erstere die von Gott geschaffene Person als Wert und als letzte Grenze, die die Vernunft erreichen kann, anerkennen. Die menschliche Vernunft – so behauptete der studierte Physiker in einem Vortrag an der École Normale Supérieure in Paris – darf nicht Gott usurpieren. Erfolgreiche historische Gesellschaftsformen wie die Demokratie, der Staat oder die Glaubensgemeinschaften dürfen nicht mit den Attributen der Gottheit ausgestattet werden und auch nicht agieren, als ob sie Stellvertreter Gottes wären. Indem sich aber die Prozesse der Sozialtransformation nicht technisch berechnen und regulieren lassen, ist die treibende Kraft, um die Gegenwart zu ändern, nicht in einer etwaigen neuen gesellschaftlichen oder institutionellen Organisation, sondern in der Urteilsfähigkeit des Individuums zu suchen.

Schließlich ist die Einstellung der Moderne gegenüber durch eine gewisse Ambiguität gekennzeichnet (die insgeheim dialektische Spuren aufweist): „Seien Sie modern! Doch – *nihil sine Deo*.“¹⁰ Wir können, so Patapievici, weder auf die Moderne verzichten noch uns mit ihr zufrieden geben. Wir können die Moderne auch nicht in der Postmoderne überwinden, sofern die Postmoderne selbst nur eine übersteigerte Zuspitzung der Moderne darstellt; aber wir können modern bleiben, indem wir das moderne und das traditionelle Verständnis der Tradition revidieren. Das heißt, es ist eine Lebensweise vorstellbar, wie man modern sein kann, ohne zugleich in die entmenslichenden Exzesse der Moderne zu verfallen. Patapievici selbst bekennt sich als eingefleischter, „überholter“ Befürworter des Kapitalismus und des Staates als neutraler Schiedsrichter der Privatinteressen; er bekennt sich als

⁸ Ebd. 245.

⁹ Ebd., 431.

¹⁰ Ebd., 477 ff. [übersetzt: nicht(s) ohne Gott]; Anm. Hg.]

Anhänger der wissenschaftlichen Rationalität und des kritischen Geistes, aber zugleich auch der christlichen Tradition.

Nach einer solchen Ansicht stellt die Identität keine Frage dar; sie ist nach Patapievici eine Erfindung der multikulturellen Ideologie in der Nachfolge des ethnisch-rassistischen Nationalismus¹¹, und der beste Beweis dafür sind die Minderheiten, die sich für die Anerkennung ihrer politisch-kulturellen Rechte militant einsetzen. Die einzige Form der Kollektividentität ist folglich jene der Minderheiten, die manchmal als profitable ethnische Zugehörigkeit praktiziert wird; was die Identität der Mehrheit betrifft, so präsentiert sie sich derzeit „wie eine misslungene Mayonnaise“¹². Ansonsten beschäftigt die Identitätsfrage den Einzelnen in einer Welt, die ihre Anhaltspunkte oder – mit Patapievici – Himmel (Transzendenz) und Erde (Wurzeln) verloren hat. Eine Frage wie jene nach Eigen- und Fremdbildern, nach dem, was es bedeutet, Rumäne zu sein und als Rumäne vor den Anderen aufzutreten, ist in dieser Logik nur ein Ableger dieser Orientierungslosigkeit.

Dekonstruktion von Identitätsmythen: das Bukolische und das Geschichtslose

Vor einiger Zeit bekundete ein westlicher Verlag die Absicht, einen Band zur Geschichte einer wissenschaftlichen Schule in Rumänien zu veröffentlichen, und zwar in einer Reihe, in der auch andere Länder vertreten waren. Die Reaktion der rumänischen Fachleute lautete: Wir haben doch noch gar keine Geschichte in dieser Disziplin! Der Band ist bisher nicht erschienen.

Hinter dieser Anekdote verbirgt sich ein gewisses Misstrauen der rumänischen Intellektuellen, was die Geschichte anbelangt. Das mag man zwar als eine Reaktion auf eine gewisse triumphalistische Geschichtsdarstellung in der Zeit des Nationalkommunismus gelten lassen können; zugleich aber erachtet die junge Generation das Pathos der Geschichte als veraltet und schwermütig. Die historischen Mythen Rumäniens werden deshalb von jungen Künstlern spielerisch, wenn nicht sogar despektierlich dekonstruiert.

Ein Rückblick auf die rumänische Ideengeschichte wird allerdings zeigen, dass das „geistige Rumänien“ kaum jemals zu einem guten Verhältnis zur Geschichte gefunden hat. In seiner Antrittsrede an der Rumänischen Akademie der Wissenschaften verkündete der Philosoph Lucian Blaga 1937, dass „die Ewigkeit im Dorf geboren wurde“ und fand die Grundbewe-

¹¹ Ebd., 452.

¹² Ebd., 339.

gung des rumänischen Volks in der Geschichte gerade in einem Rückzug aus dieser¹³. Wie ein böser Traum durchzieht die Geschichte auch das von Mircea Eliade entworfene Selbstbild der Rumänen. Beide, Blaga und Eliade, schwärmen von der Ursprünglichkeit eines ewigen Dorfs, das – wie in einem gnostischen Weltbild – noch nicht in die geschichtliche Zeit gefallen ist: das Dorf als Zufluchtsort vor dem Fluch einer stetigen Geschichte.

Auch für den jungen Emil Cioran, der 1934 voll Tatendrang von seinem Berliner Studienaufenthalt nach Bukarest zurückkehrt, ist das ganze Rumänien ein Dorf, das bloß geographisch existiert und am Rande der Geschichte ein vegetatives Leben führt. Auch wenn er sich im hohen Alter von seinem wohl in schwierigen Zeiten (1939, 1941) erschienenen Buch *Die Verklärung Rumäniens* distanzierte, verursachte seine sogenannte „antirumänische“ Haltung immer noch genug Druckerschwärze auf den Feuilletonseiten, nachdem eine von Cioran selbst revidierte Neuauflage 1990 in Rumänien erschienen war¹⁴. Das Buch gehört dennoch zur Geschichte Ciorans bzw. zur Geschichte der politischen Optionen seiner Generation, die in der Tat nicht wenig in Rumänien und im Ausland diskutiert wurden. Für die Gegenwart selbst liefert seine Abrechnung mit den „lauwarmen“ Rumänen mit ihrer „verhängnisvollen“ Resignation und zerstörerischen Selbstkritik eher wenige Denkanstöße und die kritischen Philosophen und Sozialdenker – wie Patapievici selbst – nehmen kaum Bezug auf Cioran. Einerseits wird seine Verzweiflung darüber, in einer *second-hand*-Kultur am Rande Europas geboren worden zu sein, kaum geteilt: Die jüngste Erfahrung Rumäniens ist es nicht, *bereits* am Rande Europas zu sein, sondern das *erst* politisch erkämpfen zu müssen; und dabei bleibt kaum Zeit für Selbstmitleid. Andererseits kommt Ciorans exaltiertes Plädoyer für eine organisierte Revolte gerade *nach* einem kollektiven Aufstand zu *spät* – der noch dazu von manchen als die erste Medienrevolution gesehen wird¹⁵, womit sich Rumänien plötzlich und unerwartet in die Avantgarde der Geschichte katapultiert. Und schließlich hinterlässt seine oft beklagte „antirumänische“ Haltung aus österreichischer Sicht den Eindruck eines Déjà-vu; die Heimat-Kritik der Intellektuellen ist wohl hier bei weitem verbreiteter als in Rumänien.

Wo man allerdings Cioran Recht geben muss – wobei wir uns gerade davor hüten sollten, Cioran auf dieses Stiefkind seines Werkes zu reduzieren –: Das vorbehaltlose Lob eines idyllisierten Dorfes ist wohl problema-

¹³ Lucian Blaga, *Elogiul satului românesc*, Bukarest: Monitorul Oficial și Imprime-riile Statului, 1937, 3–16.

¹⁴ Emil Cioran, *Schimbarea la față a României*, Bukarest: Humanitas, 1990.

¹⁵ Vilém Flusser, „Das Politische im Zeitalter der technischen Bilder“, in: *Die Revolution der Bilder. Der Flusser-Reader zu Kommunikation, Medien und Design*, Mannheim: Bollmann, 21996, 134–140.

tisch. Zur Zeit seiner Jugend war die Begeisterung für die ländliche Welt eine Dominante der rumänischen Intellektuellen, wie Cioran feststellte (mit bedeutenden Ausnahmen wie vor allem Eugen Lovinescu oder Camil Petrescu); und tatsächlich hatten viele von ihnen Wurzeln auf dem Land. Bietet aber das rumänische Dorf noch einen Anhaltspunkt für die rumänische Intellektualität heutzutage? Zumindest für die Philosophen trifft das sicher nicht zu; dort wird aber auch die eigene Identität (als Rumäne, als Intellektueller, schließlich als Philosoph) nur selten reflektiert.

Zwischen selbstvergessener Begeisterung und selbstironischem Abstand

Für Cioran war „die Verklärung Rumäniens“, d.h. sein Sprung in die Geschichte, erst dann möglich, wenn die Rumänen eine historische Idee finden würden, mit der sie sich identifizieren könnten. Diese Idee muss in einem neuen Kontext nach 1989 gar nicht erst gesucht werden; sie ist da, wie vorgegeben, und wurde nach einer gewissen Unsicherheit und der Suche nach eigenen Identitätsformen von einer überwiegenden Mehrheit übernommen. Mit dem Beitritt zur Europäischen Union im Jahr 2007 tritt ihre Verwirklichung in eine neue Phase. Das „reale Rumänien“ sieht in Europa die Lösung für die wirtschaftliche Modernisierung, das „kulturelle Rumänien“ orientiert sich ohnehin seit dem 19. Jahrhundert daran. Angleichung ist für beide das Schlagwort; beitreten bedeutet, anerkannt zu werden. Rumänien macht Geschichte, indem es an umfangreicheren geschichtlichen Prozessen gemeinsam mit anderen teilnimmt.

Dass das Zurückfinden zu Europa dennoch über eine bloß mimetische Haltung hinausgeht und zur Selbstreflexion motiviert, zeigt die politische Publizistik von Andrei Pleșu. *The medium is the message*, ließe sich fast sagen, ihr ironischer Ton ist die Botschaft selbst, die der Philosoph in einem Radio-Interview im österreichischen staatlichen Rundfunk Ö1 vor ein paar Jahren verkündete: Der Westen hat das Lachen verlernt. Seine vor allem in der Kulturzeitschrift *Dilema* veröffentlichten Kolumnen halten bei den rumänischen Lesern die Bereitschaft wach, alles aus einem ironischen Abstand zu betrachten. Im Vergleich mit dem wohl übertrieben als „Kierkegaard Rumäniens“ gepriesenen Patapievici ist Pleșu eine erholende sokratische Gestalt. Das Pathos des donquichottischen Kreuzzugs gegen die Moderne wird durch den *common sense* besänftigt und relativiert. Und diese Dualität erinnert daran, dass sich die rumänische Kultur als bipolar betrachtet – am Beispiel der klassischen rumänischen Literatur: zwischen Mihai Eminescu und I. L. Caragiale, zwischen metaphysischen Sehnsüchten und spöttischem Balkanismus.

So bot Pleșu im Jahre 2004 die vorgebliche Frage eines westlichen Journalisten, wie Rumänien denn auf den damaligen EU-Beitritt von zehn neuen Mitgliedern und auf die Verzögerung des Beitritts Rumäniens reagiere, die Gelegenheit, ein Gesellschaftsfresko Rumäniens zu malen¹⁶: Er parodiert mögliche Antworten von rumänischen Diplomaten, der Regierung, der Opposition, der Volksallianz, der Großrumänien-Partei, „des Menschen auf der Straße“, „meines Vaters“, „des harten Rumänen“, „des messianischen Rumänen“, „des transatlantischen Rumänen“, „des Rumänen zwischen den zwei Weltkriegen“, „des politisch korrekten Rumänen“, „des vom Gott vergessenen Rumänen“, „des postmodernen Rumänen“ und schließlich eines Freundes von ihm, eines bekannten Gourmets. Das Bild *des* Rumänen hat sich gegenwärtig heillos vervielfältigt; wir leben doch letzten Endes im Zeitalter der Anthropologie.

16 Andrei Pleșu, „Către Europa de peste gard“ (*Jurnalul național*, 29. April 2004), in: *Obscenitatea publică*, Bukarest: Humanitas, 2005, 231–233.

Über regionale Identitäten und kollektive Fußballpoesie

1. Rumänen und / oder Moldauer, Oltenen, Transsylvanier, Banater etc.?

Ich möchte meinen Text mit einer Frage beginnen: Wie würden Sie Rumänien und seine Bewohner definieren? Nehmen Sie sich ein paar Augenblicke Zeit und denken Sie darüber nach. Falls Sie von mir nun eine schlüssige und kompakte Antwort erwarten, muss ich Sie leider enttäuschen. Ich werde Sie vielmehr mit der folgenden Aussage verwirren: Rumänien gibt es nicht, zumindest nicht im Singular. Ich möchte den Versuch unternehmen zu zeigen, dass mein Land genauso heterogen ist wie Ihres, und dabei die immense Bedeutung regionaler Identitäten hervorheben, die vor allem auch Mittel sind, Stolz oder Trotz kollektiv zu artikulieren.

Unsere Wahrnehmung ist bekanntermaßen selektiv, und ohne Vereinfachungen könnten wir uns kaum in einer komplexen Welt orientieren. Möglicherweise ist auch Ihr Rumänienbild von gängigen Klischees geprägt und Sie denken zunächst an Armut, Bram Stokers *Dracula*, die Schönheit der Natur (und die der weiblichen Bewohner), Kommunismus, tollwütige Hundemeuten und verstümmelte, drogensüchtige Straßenkinder. Rumänen trifft man, wie Sie bestimmt bemerkt haben, überall in Europa, als Erntehelfer oder Bauarbeiter, als Bettler auf der Mariahilfer Straße oder in der Pariser Métro, oder, wenn Sie Pech haben, nachts bei der Räumung Ihrer eigenen Wohnung. Vielleicht sind Ihnen auch schon die zahlreichen gediegenen Autos mit rumänischem Kennzeichen vor der Shopping City Süd aufgefallen, einem Topziel für rumänische Österreicherisende? Aber haben Sie sich schon einmal gefragt, wie sich diese Leute selbst definieren?

Stereotype erzeugen generell ein relativ einheitliches und undifferenziertes Bild von Nationalstaaten und deren Bevölkerung. Aber gerade über ein Land wie Rumänien weiß man darüber hinaus ziemlich wenig, und seine (kultur-)politischen Repräsentanten haben auch bislang nicht allen viel dazu beigetragen, ein differenziertes Image zu vermitteln. Nicht nur im Ausland, sondern erstaunlicherweise auch innerhalb Rumäniens weiß man relativ wenig über die regionale Vielfalt des Landes, die aus unterschiedlichen historischen Erfahrungen resultiert. Da der Nationalstaat eine junge Erfindung ist, sind (in Friedenszeiten) in den meisten Fällen – als Gegenbeispiel fallen mir die Vereinigten Staaten ein – nationale Identitäten zu vage für den einfachen Menschen. Jeder hat natürlich gelernt, bestimmte Charaktereigenschaften, geschichtliche Ereignisse, wissenschaftliche und

kulturelle Leistungen mit der eigenen Nation in Verbindung zu bringen. Nicht gerade wenige definieren sich zusätzlich über regionale Eigenheiten und bilden eine „zweite“ Identität aus, die oft als authentischer empfunden wird, da sie nicht über das Bildungssystem, sondern über den Familien- und Freundeskreis erworben wird. Man hat viel über regionale Identitäten in Italien, Frankreich oder Deutschland geschrieben, im Falle Rumäniens werden diese entweder nicht für relevant gehalten oder gar als Gefahr für die nationale Einheit gesehen. Angesichts der heterogenen Traditionen und „Vergangenheiten“ sollte sich eine Problematisierung der Frage nach einer „rumänischen Identität“, wie ich sie hier versuche, eigentlich automatisch ergeben. Es sei aber von Anfang an gesagt, dass ich Konzepte wie nationale/regionale Identität sowie Alterität als *konstruierte* sowie historisch, sozial, wirtschaftlich und politisch *bedingte* betrachte. Die stumpfsinnige Debatte ob diese *wahr* oder *falsch* seien, erledigt sich somit von selbst.

Ich hatte Sie eingangs gefragt, wie sie Rumänien und dessen Bevölkerung sehen. Vor allem für Letztere können die meisten Europäer kaum Begeisterung aufbringen und gehen in dieser Ansicht erstaunlicherweise mit der Mehrheit der Rumänen konform. Obwohl diese nämlich auf eine überaus heroische Vergangenheit pochen, halten die meisten, wenn es nicht mehr um einen abstrakten, selbstmythisierenden nationalen Diskurs, sondern um den konkreten Alltag geht, eher wenig von ihren Mitbürgern. Dieselben, welche über „die Rumänen“ (wen auch immer sie damit meinen) schimpfen, begeistern sich womöglich für ihre Herkunftsregion und rasten tendenziell aus, wenn man versuchen würde, diese Identität anzugreifen. In einem erst seit kurzem bestehenden Nationalstaat, in dem politisch und wirtschaftlich selten etwas richtig läuft, versagt das mühsam aufgebaute nationale Identitätskonstrukt oft und die Menschen suchen eher nach Unterschieden als nach Gemeinsamkeiten, wenn es um ihre Landsleute geht.

1919¹ entstand Großrumänien, indem man dem schon vor dem Ersten Weltkrieg aus den Fürstentümern Walachei und Moldau bestehenden Staat Länder angliederte, die zur k. u. k. Monarchie gehört hatten. Im Nordosten kam die zisleithanische Bukowina hinzu, die ebenso ethnisch und konfessionell heterogen war wie die neuen westlich bzw. nordwestlich gelegenen

¹ Der 1. Dezember 1918 wird als offizielles Datum der Vereinigung Rumäniens gefeiert, tatsächlich wurde das Banat (im Westen, an Serbien und Ungarn grenzend) aber erst im August 1919 integriert. Das scheint man aber vergessen zu haben und trug zu einem Komplex der Banater bei, die das Gefühl hatten, vom Rest des Landes ausgeschlossen und ein marginalisiertes Gebiet zu sein – begünstigt natürlich auch durch die geographische Lage in der westlichsten Ecke des Landes.

Regionen Banat und Transsylvanien, beide zuvor Teile des Königreichs Ungarn. Die Moldau wies eine lange Geschichte von Abhängigkeitsbeziehungen zu Russland, Polen und dem osmanischen Reich und eine zahlenmäßig große jüdische Bevölkerung auf, als sie sich 1859 mit der stark türkisch geprägten Walachei vereinigte. Dazu kam noch die Dobrudscha, die Provinz um das Donaudelta und am Ufer des Schwarzen Meeres, die von mehr als einem Dutzend verschiedener Völker bewohnt wurde. Eine gemeinsame Identität zu stiften war also keine leichte Aufgabe. Die vierzig Jahre Kommunismus und besonders die nationalistisch geprägte Variante unter Ceaușescu haben gezwungenermaßen ein homogeneres Land zurückgelassen.

Der Weg zu Demokratie und Kapitalismus erwies sich als steinig, und die wachsende Frustration aufgrund von Armut, Korruption und Ungerechtigkeit wurde immer öfter durch Schimpfen über *die Anderen* abregiert. Das Banat raffte sich am schnellsten auf, der Lebensstandard stieg, es gab eher einen Mangel an Arbeitskräften als Unterbeschäftigung wie in der Moldau oder der Walachei. Allerdings profitierte man aufgrund der zentralistischen Organisation des Landes von dieser raschen Entwicklung nicht im gewünschten Maße, da die Steuern und Abgaben mehrheitlich zur Unterstützung der ärmeren Regionen herangezogen wurden oder in Bukarest versickerten, von wo aus sie hätten verteilt werden sollen. Die Banater und Siebenbürger sahen, dass sie weiterhin wie im Kommunismus benachteiligt wurden, und der Hass auf den Rest des Landes, vor allem aber auf das korrupte Bukarest, stieg. Man begann sich immer häufiger auf die Geschichte *vor* der Vereinigung mit Rumänien zu beziehen.

In den ärmsten Regionen des Landes hasste man aber auch „den Westen“. Viele blickten nostalgisch zurück in die Vergangenheit, als man zwar kaum Freiheiten hatte, aber einen festen Arbeitsplatz, keine Auswahl in punkto Nahrung, Kleidung und Unterhaltung, aber immer das, was zum Überleben notwendig war. Dass die Revolution 1989 von Temeswar ihren Ausgang nahm, das konnten (und können noch immer, wie absurd es auch klingen mag) viele dieser Stadt nicht verzeihen. Andererseits war und blieb Siebenbürgen vielen Rumänen außerhalb des Karpatenbogens suspekt, nicht zuletzt wegen der großen ungarischen Minderheit dort. Die paranoide Angst, der westliche Nachbar könnte mit dieser Provinz liebäugeln, ist heutzutage klarerweise dort am verbreitetsten, wo man noch nie im Leben einen Ungarn aus Fleisch und Blut gesehen hat.

Aber zurück zur seit dem 19. Jahrhundert konstruierten „rumänischen Identität“, die durch solche Feindseligkeiten und regionale Asymmetrien in Frage gestellt wird. Wie viele rumänische Staatsbürger sehen sich heutzutage in erster Linie als Rumänen? Mich überraschte beispielsweise in Iași der Stolz, mit dem mir viele junge Leute erklärten, dass sie Moldauer seien.

Das bedeutet für sie unter anderem, der Wiege der rumänischen Hochkultur zu entstammen, die ersten und noch immer einige der besten Universitäten des Landes zu besitzen, viele der großen Schriftsteller und den wichtigsten Fürsten (Ștefan cel Mare) hervorgebracht zu haben, noch dazu die schönsten Frauen, den besten Wein und das schmackhafteste Essen. Bezeichnenderweise zeigen sich hier deutliche Ähnlichkeiten zum lokalen Identitätsdiskurs der benachbarten Siebenbürger, was zu Unannehmlichkeiten bei einem Zusammentreffen der beiden Parteien führen kann.

Auch im westlichen Teil der Walachei (Oltenien) hat sich eine ziemlich starke regionale Identität herausgebildet. Der Herkunftsstolz zeigt sich zum Beispiel in einem Volkslied, einer Art Hymne, die bei Fußballmatches ebenso wie als Klingelton fürs Handy zum Einsatz kommt, mit dem Titel *M-a făcut mama oltean* („Meine Mutter hat mich zum Oltenen geboren“). In dem Lied wird das Wesen der Oltenen gepriesen, aber überhaupt kein Wort über die Zugehörigkeit zur rumänischen Nation verloren. In der zweiten Strophe heißt es: „Ich bin Oltene, man nennt mich Oltene/Bin Oltene, wo auch immer ich hingehen werde.“²

2. „Wir sind Temeswar“

Das ausgeprägteste Regionalbewusstsein und auch jenes, über dessen Stereotype und Funktionen ich aufgrund meiner Herkunft am besten Auskunft geben kann, hat sich im Banat entwickelt, und dieses äußert sich in vielfältiger Weise und durch verschiedenartigste Ausdrucksformen. Mir erschienen in diesem Zusammenhang die Gesänge der Temeswarer Fußballfans als ein sehr dankbares populärkulturelles Untersuchungsobjekt. Diese stammen nicht, wie bei manch großem Verein, von professionellen Songwritern, sondern sind kollektiven Ursprungs und drücken Gefühle auf ganz einfache Weise aus. Sie sind also melodisch, gedanklich und sprachlich so angelegt, dass sie 40.000 Leute verschiedener sozialer Schichten entflammen und zum Mitsingen inspirieren können. Sie sind zu einem wahren Kult geworden und gehören in gewisser Weise zum Gemeingut der Stadt, denn sie sind längst jenseits der Stadionmauern und selbst unter Fußballmuffeln bekannt und beliebt.

Identitätskonstruktionen kommen nicht ohne Differenzsetzung aus und implizieren die Selbstzuschreibung von Besonderheit, wobei im Falle Temeswars vor allem die Geschichte eine zentrale Projektionsfläche bietet.

² „Oltean sunt, oltean îmi zice/Oltean sunt pe un' m-oi duce.“ www.onlinesport.ro/forum/archive/index.php/t-8628.html [Stand: 25. 03. 2007].

Die „Festung“³ wird Anfang des 13. Jahrhunderts zum ersten Mal schriftlich erwähnt und fungiert im 14. Jahrhundert für ein Jahrzehnt sogar als Hauptstadt Ungarns, sodass die Stadt ein plötzliches Wachstum erlebt. 1552 wird das Banat von den Türken besetzt und über 160 Jahre beherrscht, ehe die habsburgische Armee unter Prinz Eugen es 1716 zurückerobert. Es folgte eine Kolonisation durch deutschsprachige katholische Siedler, die neben der rumänischen, ungarischen und serbischen Bevölkerung die Region entscheidend prägten. Nach dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches kam es zu heftigen Auseinandersetzungen bei der Teilung des Banats zwischen Rumänien, Ungarn und Serbien, sodass die rumänische Armee erst im August 1919 in die Stadt Temeswar einmarschieren konnte. Während der Ceaușescuzeit wurde das Banat systematisch benachteiligt. Vor allem die Stadt Temeswar, in der dann schließlich 1989 die Revolution ausbrach, war der Regierung in Bukarest ein Dorn im Auge. Immer mehr entwickelte sich eine zum Teil sehr berechtigte Paranoia, die den Zusammenhalt innerhalb der Region stärkte und das Festhalten an der regionalen Identität begünstigte. Die Tendenz, diese vor die nationale zu stellen, Letztere sogar zu verneinen, ist verbreitet. Gefördert durch das schnellere wirtschaftliche Wachstum und die hier sehr früh auftretenden proeuropäischen Bewegungen sowie ein offenbar vom übrigen Land abweichendes Wählerverhalten, bewegte man sich mental immer weiter weg von der „rumänischen Identität“ und festigte dafür die regionale.

Der Fußballverein der Temeswarer Polytechnischen Universität wurde 1921 gegründet. Mit der Zeit wurde *Poli* für die Bürger der Stadt zu mehr als einem lokalen Sportteam, dessen Spiele nur eine Sonntagsunterhaltung an der frischen Luft zwischen gleich gesinnten Männern boten. Viele setzten *Poli* gewissermaßen mit Temeswar gleich. Mittlerweile sind öffentliche Transportmittel der Stadt in den Vereinsfarben Weiß-Violett gestrichen und der Klub kann sich der treuesten und aktivsten Fans von ganz Rumänien rühmen. Diese genießen noch dazu den Ruf, die „zivilisier-testen“ sein, auch wenn es, wie leider üblich in diesem Sport, vereinzelt Hooligans und Rechtsradikale gibt. Denn wie Sie sehen werden, sind die Gesänge für ein Land, in dem ungemein viel geflucht wird, eher kreativ-ironisch als einfach-derb. Zu entscheidenden Spielen füllen das Stadion der 400.000-Einwohner-Stadt an die 40.000 kreischende, hüpfende Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts. Ein buntes Gemisch aus Studenten, Teenagern, Arbeitern, Pensionisten, Intellektuellen, Müttern mit Kleinkindern drängt sich bei wirklich jedem Wetter schon Stunden vor Anpfiff an die Zäune. Der Kampf auf dem Sportfeld ereignet sich nicht zwischen

³ *Temeswar* ist die deutsche Version von rumänisch *Timișoara*, ungarisch *Temesvár*. *Vár* bedeutet auf Ungarisch „Burg“ oder „Festung“.

zwei gegnerischen Teams, sondern zwischen zwei Städten, zwischen zwei symbolischen Entitäten. *Poli* kämpft in den Augen seiner Fans um die Anerkennung und die Ehre der Heimatstadt, und es geht in den Gesängen oft weniger um Fußball als um die Verteidigung einer lokalen Identität. Bukarest liefert dabei, auch außerhalb des Spielfeldes, das stärkste und wahrscheinlich das einzige echte Hassbild.

Die Höhen und Tiefen in der Geschichte des Vereins interessieren uns hier natürlich nicht. Zu erwähnen sind aber die Mannschaften, welche im Laufe der Zeit zu Erzfeinden geworden sind, und zwar *Steaua Bukarest* (der ehemalige Verein der Armee) und vor allem *Dinamo Bukarest* (der Verein des ehemaligen rumänischen Geheimdienstes). Dazu kommt noch die aus geographischen Gründen erklärbare Feindschaft⁴ mit *UTA*, einem Fußballklub aus der Nachbarstadt Arad.

Mich interessieren aber vor allem die Thematisierung des besonderen Status der Stadt bzw. des Banats und des Verhältnisses zur Hauptstadt. So heißt es in der derzeitigen Hymne der *Galerie* (Fankurve) von *Poli*: „Ob sonnig oder nicht/Wir kommen alle zu Poli/Um das große Spiel zu sehen/Um unsere Stimmen zu vereinen. // Poli, Poli kämpf für uns, hei!/Kämpf für uns, hei!/Kämpf für uns! // [...] In guten und in schlechten Zeiten/Wir werden für immer da sein/Wie bei uns in Temeswar/Ist es nirgendwo im ganzen Land. //“⁵ Die letzten zwei Verse bringen ein rekurrentes Motiv zum Vorschein, das in der Form, in der es im folgenden Lied auftritt, einen viel älteren Ursprung hat: „Auf der ganzen Welt und im ganzen Land/Ist es nirgendwo wie in Temeswar/Und man soll es weit und breit wissen/Dass die Stirn immer das Banat ist.“⁶ Das Wort „Stirn“ (*frunte*) wird in seiner dialektalen Form benutzt, eine für diese Gegend spezifische Aussprache des Konsonanten „t“ als „tsch“, und der Ausdruck hat seit langem sprichwörtlichen Charakter. Er soll bedeuten, dass das Banat durch seine Leistungen und besonderen Qualitäten immer den ersten Platz im

⁴ Soziologen haben herausgefunden, dass die aggressivsten Fußball-Feindschaften zwischen Vereinen derselben Stadt oder zwischen benachbarten Stadt- und Dorfgemeinschaften existieren. Der Wunsch, sich abzugrenzen, spielt meistens die wichtigste Rolle, wenn es um die nächste Umgebung geht. *Poli*-Fans beschimpfen üblicherweise die Arader als „Bauern“ und „Skklaven“.

⁵ Die Texte stammen entweder von der Website www.fcupoli.com oder gehen auf „Feldforschungen“ meinerseits zurück. „Zi cu soare – fără soare/Noi la Poli tot venim,/Să vedem meciul cel mare,/Vocile să le unim. // Poli, Poli, luptă pentru noi, hei!/Luptă pentru noi, hei!/Luptă pentru noi! // [...] Și la bine și la greu/Noi vom fi aici mereu/ca la noi în Timișoara/Nu-i niciunde-n toată țara.“

⁶ „În toata lumea și-n toată țara/Nu e niciunde ca la Timișoara/Și să se știe în lung și-n lat/Că-ntotdeauna fruncea e Banat.“

Land behaupten wird. Darauf folgt das parolenhafte Bekenntnis: „Ich bin in Temeswar geboren“, was genau genommen nicht auf alle Mitbekenennenden zutrifft. In Temeswar leben nämlich zahlreiche Studenten aus anderen Landesteilen und eine beträchtliche Zahl von Zuwanderern, die in den letzten Jahrzehnten in die Stadt gekommen sind. Viele von ihnen werden bereits nach kurzer Zeit glühende *Poli*-Fans und furiose Verfechter der neuen Heimat. Das heutige Temeswar ist in gewisser Weise eine Stadt der Immigranten, die vor allem in kommunistischer Zeit die durch Deportation und Auswanderung dezimierte deutsche Bevölkerung ersetzt haben und nicht zuletzt auch den zu westlichen bzw. zu wenig „rumänischen“ Touch der Gegend korrigieren sollten. Man versuchte, das gesamte Banat in diesem Sinne zu verändern, was bis zu einem gewissen Grad auch gelungen ist. Allerdings hätte kaum jemand damit gerechnet, dass bereits die unmittelbaren Nachfahren der aus doch sehr verschiedenen Welten hierher Versetzten eine derartig starke Bindung zur Region aufbauen und sich bis zu einem gewissen Punkt assimilieren würden. Kinder und Enkel von Arbeitern, die in den sechziger Jahren beispielsweise aus der Nähe der ukrainischen Grenze nach Temeswar ziehen mussten, oder ungarischstämmige Studenten aus den Karpaten brüllen heute: „Hier ist Temeswar/Ihr Emigranten aus dem ganzen Land“. Dieses Stadion ist der Traum eines jeden Ethnologen! In einem anderen Lied, das in letzter Zeit weniger von den Tribünen erklang, dafür aber zu einem *common place* im Vokabular vieler Temeswarer avanciert ist, heißt es mit Bezug auf die restliche Bevölkerung Rumäniens: „Verschafft euch nächstes Mal ein Visum, wenn ihr herkommt!“⁷ Gemeint sind in erster Linie die Bukarester und ferner all jene, welche die Hauptstadt Bukarest als die ihre anerkennen. Bukarest wird stets als etwas gesehen, was „euch“ gehört, „euch“ repräsentiert. Transylvanier sind bei solchen Sprüchen prinzipiell nicht gemeint.

Für die lokale Identitätskonstruktion spielt, wie schon gesagt, die Geschichte der Stadt eine konstitutive Rolle. Man ist anders, weil man andere historische Erfahrungen gemacht hat, die Erfahrungen der Stadt werden symbolisch zu eigenen umgewandelt, ihre Geschichte wird zur persönlich gefühlten Story. In einem der neuesten Lieder heißt es: „1204/Wurde unsere Stadt geboren/Wir bewahren die Geschichte und die Tradition/Wir sind Temeswar.“⁸

⁷ „Să vă aduceți viză, când mai veniți pe aici!“

⁸ „1204/S-a născut orașul nostru/Păstrăm istoria și tradiția/Noi suntem Timișoara.“

Ich habe vorhin erwähnt, dass das bei weitem am negativsten wahrgenommene Gegenbild zu Temeswar Bukarest ist.⁹ Der Hass gegen die Hauptstadt Rumäniens hat einen der bekanntesten und beliebtesten *chants* inspiriert, den ich nun versuchen werde, so originalgetreu wie möglich zu übersetzen: „10, 10, 10 [Tore]/Werdet ihr von uns kriegen/Der Teufel, der Teufel, der Teufel/Soll euch holen/Ihr dreckigen *Mitici*, ihr dreckigen *Mitici*/Dass ihr euch ja nicht mehr her traut./Denn hier ist Temeswar/Ihr Emigranten aus dem ganzen Land/Hier ist das Banat/Hier ist unser Land/Wir pissen auf eure Hauptstadt.“¹⁰ Der Song enthält eine eindeutig über den Rahmen einer sportlichen Rivalität hinausgehenden Mitteilung: Ihr Bukarester habt hier nichts verloren, wir haben unser eigenes Land und unsere eigene Hauptstadt. Jedesmal, wenn ich dieses Lied aus ungefähr 40.000 Kehlen höre, warte ich darauf, dass von der anderen Seite, von den Fans der Vereine *Dinamo* oder *Steaua*, eine andere Antwort kommt als der gewohnte Fluch, der auf eine von vielen Frauen als erniedrigend empfundene sexuelle Tätigkeit anspielt. Eine andere, vielleicht kreativere kommt aber nicht. Sind die Hauptstädter vielleicht eine der extrem raren regionalen Bevölkerungsgruppen in Rumänien, die keine starke „eigene“ Identität besitzen?

Irgendwann, vor allem jetzt nach dem EU Beitritt, sollte man endlich aufhören, regionale Identitäten so zu behandeln, als ob sie nicht existieren würden, oder gar kindisch erbost zu reagieren, wenn sich jemand traut, nationale Tabus zu brechen. Etwas Einsicht und eine gelassene Art im Umgang damit würden nämlich auch auf Seiten derer, die ihre regionale Identität mitunter fanatisch artikulieren, zu mehr Akzeptanz der „Anderen“ im Lande und zu einem erwachseneren, ruhigeren Tonfall führen.

⁹ Dies trotz der Tatsache, dass der Temeswarer Verein mit *Rapid Bukarest* sehr enge, freundschaftliche Beziehungen pflegt. Bei den Spielen gegen diese Mannschaft wird der folgende Song natürlich nicht gesungen.

¹⁰ „10, 10, 10/vă vom da/dracu, dracu, dracu/să vă ia./Gunoaie de Mitici, gunoaie de Mitici,/să nu vă mai prindem pe aici./Căci aicea este Timișoara./Emigranților din toată țara,/Aicea e Banatul,/Aici e țara noastră/Ne pișăm pe capitala voastră.“ Die Einwohner der Hauptstadt haben, vor allem im Banat und in Siebenbürgen, den Spitznamen *Mitici* (im Plural), da viele von ihnen den Vornamen *Mitică* tragen, eine Kurzform von Dumitru. Der Heilige Dumitru ist der Patron der Stadt Bukarest. Vom Namen *Mitică* werden umgangssprachlich in den besagten Gegenden auch Adjektive, Adverbien oder Substantive abgeleitet. Diese haben alle eine negative Konnotation, deuten auf Ungehobeltheit, Schmutz, Frechheit, Korruption etc.

Hotel 11 Euro – Ein onomastischer Streifzug

Der dritte Teil dieses Sammelbandes widmet sich den Selbstbildern, die sich die Rumänen und Rumäninnen von ihrem Land und sich selbst machen. Hotelnamen, die im folgenden Beitrag einer eingehenden Analyse unterzogen werden, liefern für die Konstruktion von Selbstbildern natürlich keine vergleichbar vollständigen, abgerundeten Bilder, wie es Kunstwerke oder Romanfiguren tun können, die in einem Werk eine bestimmte Nation repräsentieren sollen bzw. so rezipiert werden oder wurden (man denke hier nur an die Volksballade *Miorița*, in der der Kritiker Gabaret Ibrăileanu und der Philosoph Lucian Blaga die Sensibilität und Geisteshaltung des rumänischen Volkes verkörpert sahen). Dennoch können die Hotelnamen in einem Land zeigen, wie – gemäß den Wünschen der Hotelgründer – ein Land von in- und ausländischen Gästen wahrgenommen werden soll, wobei der Hotelname in dieser Funktion einen kleinen Mosaikstein des Fremdbildes darstellen kann, das sich die ausländischen Gäste vom betreffenden Land machen.

Im Zusammenhang mit Rumänien muss dabei beachtet werden, dass im Vergleich zu anderen Ländern (z. B. Italien) der Tourismus eine vergleichsweise geringe Rolle spielt und dass das Gros der Reisenden nicht aus dem Ausland, sondern aus Rumänien selbst kommt. So konnte Italien im Jahr 2002 82 Millionen Besucher ins Land locken, während im selben Jahr bloß 4,8 Millionen ausländische Gäste Rumänien besuchten. Dies erklärt auch, warum in Italien ca. 35-mal so viele Hotels wie in Rumänien in Betrieb sind.

Im Folgenden soll untersucht werden, welche Hotelnamen in Rumänien besonders häufig vorkommen, d. h. wie die rumänische „Hotelnamenlandschaft“ strukturiert ist. Um deren Besonderheiten zu verdeutlichen, werden immer wieder Unterschiede zu Italien und dem deutschsprachigen Raum hervorgehoben. Aufgrund der Besonderheiten der rumänischen Hotelnamen soll außerdem der Frage nachgegangen werden, inwieweit sie Folge der besonderen politischen und staatlichen Verhältnisse in Rumänien nach dem Zweiten Weltkrieg sind, die das Land ja bekanntlich nicht mit Italien und Österreich teilte.

Der Zweig der Sprachwissenschaft, der sich mit Eigennamen beschäftigt, ist die Namenskunde bzw. Onomastik. Traditionellerweise waren es vor allem Personennamen (Vornamen und Nachnamen) und Namen geographischer Objekte (Städte, Berge, Flüsse, Straßen etc.), die das Interesse der Namenskundler weckten: Woher stammt der Familienname *Mozart*, warum

heißt die Stadt Wien *Wien*? Wie zahlreiche Wörterbücher bzw. die große Nachfrage von Studierenden nach namenkundlichen Studiengängen (etwa an der Universität Leipzig) belegen, stoßen solche Fragestellungen auch bei (Noch-)Nicht-Sprachwissenschaftlern immer auf großes Interesse. Relativ jung dagegen ist das Teilgebiet der Namenkunde, das sich mit den Namen von Produkten und Produktionsstätten beschäftigt. Auch hier erfreut sich die Linguistik des Interesses der Nicht-Sprachwissenschaftler, wie zahlreiche Publikationen der letzten Jahre belegen.¹ In dieses Gebiet der Namenkunde, der so genannten „Produktionomastik“ oder „Ökonymie“, fällt auch die Beschäftigung mit Hotelnamen, insofern als Hotels „Beherbergungs- und Verpflegungsbetriebe“ sind, also Dienstleistungsunternehmen.

Tatsächlich gibt es nun bei der Benennung von Hotels bestimmte Namentypen, auf die – je nach Land – in unterschiedlicher Häufigkeit zurückgegriffen wird. Man kann Hotels nach dem Familiennamen des Besitzers (*Hotel Sacher*), nach einem in der Nähe befindlichen charakteristischen Gebäude (*Hotel Post*, *Hotel al Teatro*) oder nach einem geografischen Namen (*Hotel Milano*) benennen. Der Ortsname kann sich dabei auf Objekte im In- oder im Ausland beziehen. Es können auch Männer- oder Frauennamen bzw. Namen berühmter Persönlichkeiten gewählt werden (*Oliver Hotel*, *Hotel Regina*, *Hotel Mozart*), der Hotelname kann auf den Komfort des Betriebs (*Eden Hotel*), auf seine schöne Lage (*Hotel Bellevue*, *Hotel Belvedere*, *Boavista Hotel*) oder auf seine tatsächliche bzw. vermeintliche Kundschaft verweisen (*Elite Hotel*, *Ambassador*). Der Hotelname kann auch aus einem Hauptwort bestehen, das auf allgemeine Werte oder Zielvorstellungen der Menschheit verweist (*Hotel Gloria*, *Concordia*). Diese häufigen Typen decken natürlich nicht alle vorkommenden Namen ab; wenn man z. B. den 904 im Jahr 2006 in Rumänien existierenden Hotels ein Schema von 21 Namenklassen zu Grunde legt, so lassen sich damit etwas über 85% der Hotelnamen einer bestimmten Klasse zuordnen. Einzelne Hotelnamen wie z. B. *11 Euro* können dagegen sinnvollerweise keiner Klasse mehr zugewiesen werden bzw. einen neuen Namentyp bilden. Umgekehrt kommt es aber häufig vor, dass bestimmte Namen mehreren Typen zugeordnet werden können: Ist das *Ferdinand Hotel* in Constanța auf den männlichen Vornamen oder auf den gleichnamigen rumänischen König (Name einer berühmten Persönlichkeit) zurückzuführen? Ferdinand I., der Sohn und Nachfolger von Carol I., hielt sich ja bekanntlich des Öfteren in der Stadt am Schwarzen Meer auf. Für das *Fortuna Hotel* (Băile Tușnad) und das *Aurora Hotel* (Satu Mare) kommen gleich drei Erklä-

¹ Z. B. Hartwig Lödige: *Ketchup, Jeans und Haribo: die letzten Rätsel unserer Sprache*, 1998.

rungen in Frage: Name einer antiken Göttin (berühmte Persönlichkeit), weiblicher Vorname oder das Wort für „Glück“ bzw. „Morgenröte“. Trotz solcher einzelnen Probleme der Klassifizierung wollen wir uns nun der Frage zuwenden, welche charakteristischen Ergebnisse man erhält, wenn man eine derartige Klassifizierung mit den Namen der 904 amtlich in Rumänien existierenden Hotels durchführt.

Zunächst fällt allgemein auf, dass sich in Rumänien ca. 60% der Hotelnamen einer der folgenden Kategorien zuordnen lassen: 1. inländischer Ortsname (*Bucovina Hotel*), 2. Name einer berühmten Persönlichkeit (*Decebal Hotel*), 3. geografischer Begriff, d. h. es geht nicht um einen konkreten Orts- bzw. Eigennamen, sondern um ein Hauptwort wie „*parc*“ (*Parc Hotel*), 4. weiblicher Vorname (*Raluca Hotel*) und 5. Begriff, der auf den Komfort des Hotels verweist (*Comfort Hotel*). Wenn man diese Befunde nun mit den Ergebnissen vergleicht, die man für Italien ermitteln kann, so fällt auf, dass die rumänische „Besonderheit“ nicht so sehr in der *Art* der häufigen Namentypen liegt: Auch in Italien werden geografische Begriffe, inländische Ortsnamen und weibliche Vornamen bei der Benennung bevorzugt. Dass weibliche Vornamen häufiger als männliche Vornamen auftreten, dürfte sogar eine in vielen Ländern zu beobachtende Auffälligkeit bei der Vergabe von Hotelnamen sein; möglicherweise hängt es damit zusammen, dass Frauen von vielen Gästen als gastfreundlicher und als zuverlässigere Garantinnen der Heimeligkeit empfunden werden als Männer. Der wesentliche Unterschied zu Italien ist jedoch *quantitativer* Natur. Im Vergleich zur Apenninenhalbinsel (ca. 43%) entfallen in Rumänien die schon erwähnten 60% auf die fünf häufigsten Benennungstypen, mit anderen Worten, die Namenlandschaft wirkt etwas monotoner, die Varianz der Kategorien ist weniger breit.

Weiters ist bemerkenswert, dass in Rumänien die Minderheitensprachen in den Hotelnamen kaum wiederzufinden sind. Während es in Südtirol einerseits rein italienische, andererseits aber auch rein deutsche, zum Teil rein ladinische und zweisprachige Hotelnamen gibt, sind ungarische oder zweisprachige Hotelnamen in Rumänien – wenigstens im offiziellen Hotelführer – die absolute Ausnahmeerscheinung. Es kann hier nicht geklärt werden, ob dies mit dem Prestige der ungarischen Sprache in Rumänien, der (rechtlichen und gesellschaftlichen) Stellung der ungarischen Minderheit in der rumänischen Gesellschaft oder einfach mit der Tatsache zusammenhängt, dass die drei Kreise Harghita, Covasna und Mureș, wo sich ungarischsprachige Rumänen am stärksten konzentrieren, keine typischen Tourismusregionen sind.

Schließlich fällt auf, dass in Rumänien – im Gegensatz zum deutschsprachigen Raum – Hotels kaum nach dem Namen der Besitzer benannt werden, während für einen Deutschen oder Österreicher Namen wie *Hotel*

Ketterer, *Hotel Bürkle* oder *Hotel Seyboldt* völlig normal klingen. Weiter unten soll auf dieses Phänomen näher eingegangen werden.

Dieser gerade ermittelte Globalbefund fällt nun je nach Region anders aus. Betrachtet man Hotelnamen in der Hauptstadt Bukarest und zieht zum Vergleich italienische Großstädte wie Mailand oder Rom heran, so fällt auf, dass in allen drei Fällen ein ungleich stärkerer Anteil der Namen auf den Eigennamen eines geografischen Objekts im *Ausland* zurückgeht: *Helvetia Hotel*, *Suisse Hotel*. Weiters fällt auf, dass Namen, die auf die Begriffe „Komfort“, „Elite“ und „Aristokratie“ verweisen, in der Hauptstadt gleichfalls häufiger vertreten sind als im Landesdurchschnitt. Dies dürfte damit zusammenhängen, dass Hotelgäste in einer Großstadt andere Ansprüche stellen und Erwartungen hegen als ein Reisender in den Karpaten. Es wäre banal, darauf hinzuweisen, dass zahlreiche Hotelgäste, die aus dem Ausland kommen und international tätig sind, aus beruflichen Gründen nach Bukarest kommen – was seinen Niederschlag in den Hotelnamen findet. Es kommt eben darauf an, mit dem Hotelnamen Komfort, Weltläufigkeit und Internationalität zum Ausdruck zu bringen, weniger ein Charakteristikum des Landes in den Vordergrund zu stellen.

Ein ähnlicher Befund ergibt sich auch für die Küstenregionen, das heißt im Fall von Rumänien für die Schwarzmeerküste südlich von Constanța, wo sich alleine 36% der gesamten Hotelbetriebe des Landes befinden. Ausländische Ortsnamen bilden auch hier eine der am häufigsten verwendeten Namenkategorien. Interessant ist nun, dass diese ausländischen Ortsnamen nicht aus den Herkunftsregionen der Touristen stammen, d.h. sie sollen beim Gast weniger Heimeligkeit und Vertrautheit erzeugen, sondern vielmehr den Reiz einer Metropole evozieren (*London Hotel*), öfters sogar aber Exotik vermitteln und auf andere international begehrte Reiseziele verweisen: *Palm Beach Hotel*, *Acapulco Hotel*, *Piccadilly Hotel*, *Capri Hotel*. Weiters ist für die Schwarzmeerküste bemerkenswert, dass die Kategorie „berühmte Persönlichkeit“, zu der ja auch die Namen antiker Gottheiten (*Venus Hotel*, *Minerva Hotel*) gerechnet werden, an erster Stelle der vergebenen Namen liegt: ein knappes Fünftel der Hotels trägt einen solchen Namen. Bekannt ist außerdem, dass die vergleichsweise jungen Siedlungen zwischen Constanța und Mangalia selbst gleichfalls Namen antiker Gottheiten tragen.

In einem gewissen Kontrast zu Bukarest und der Schwarzmeerküste steht demgegenüber die Hotelnamenlandschaft in Bergsportgebieten bzw. Gegenden, in denen der Tourist eher das „landestypische“, das ursprüngliche Leben zu entdecken wünscht. Betrachtet man den Kreis von Suceava mit den weltberühmten Moldauklöstern sowie die Kreise Prahova und Kronstadt (rum. Brașov), die alle auch vom internationalen Tourismus geprägt sind, so frappiert hier der hohe Anteil an Benennungen nach inlän-

dischen Ortsnamen. Da diese Ortsnamen vor allem auf Eigennamen von Städten (*Hotel Braşov*, *Hotel Predeal*), Bergen und Gebirgen der Region (*Hotel Bucegi*) sowie der Region selbst (*Hotel Bucovina*) zurückgehen, spiegelt sich darin die Verwurzelung in der jeweiligen Region bzw. die Werbung für diese stark wider. Dies steht in klarem Gegensatz zu den eher „Exotik“, „Mondänität“ oder „Luxus“ suggerierenden Namen der Hauptstadt bzw. der Schwarzmeerküste.

An dieser Stelle wollen wir uns nun, wie bereits angekündigt, der Frage zuwenden, ob es einen Zusammenhang zwischen der Hotelnamenlandschaft in Rumänien, wie sie sich heute darbietet, und der Zeit des real existierenden Sozialismus gibt. Wir haben schon auf den Umstand hingewiesen, dass die Benennung nach dem Besitzer bzw. Gründer des Hotels in Rumänien so gut wie nie vorkommt, während sie im deutschsprachigen Raum sehr oft anzutreffen ist. Was läge näher als die Hypothese, dass der Sozialismus mit seiner „Verstaatlichung der Produktionsmittel“ auch die Hotels enteignete und die Spur zu ihren ehemaligen Besitzern tilgen wollte?

Für diese scheinbar plausible Erklärung finden sich allerdings keine Belege. Zieht man als Vergleich alte Reiseführer aus der Zeit vor 1944 und den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts heran, so stellt man fest, dass weder vor 1944 noch während des Sozialismus solche Namentypen in Rumänien anzutreffen waren. Eine Ausnahme bildet das vor 1944 kulturell noch stärker deutsch und ungarisch geprägte Siebenbürgen, wo sich damals Hotelnamen wie *Bonfert*, *Schuller*, *Ungarth* oder *Pension Manolesco* nachweisen lassen. Auch ein Vergleich mit Italien zeigt – wenn man Südtirol außer Acht lässt –, dass es sich bei diesem Benennungstyp um eine Besonderheit des deutschsprachigen Raums handeln dürfte oder – vorsichtiger formuliert – dass diese Besonderheit in Italien und Rumänien nicht anzutreffen ist.

Waren dagegen im Jahr 1925 und 1940 noch Namen wie *Royal*, *Majestic*, *Royal Palace*, *Hôtel Regina*, *Regal*, *Princiar* etc. in den Reiseführern anzutreffen, so fehlen diese Benennungen in den Führern im Jahr 1966 völlig. Ausgenommen davon blieb der Traditionsname *Römischer Kaiser – Impăratul Romanilor* in Hermannstadt (rum. Sibiu). Er rief aber auch keine unerwünschten Assoziationen hervor, weil er nicht mehr auf den römischen Kaiser aus dem Hause Habsburg, Joseph II., bezogen wurde, sondern auf die Kaiser der römischen Antike – eine Erinnerungspolitik, die bekanntlich aus ideologischen Gründen sehr bewusst betrieben wurde. Auch kein Zufall dürfte es sein, dass zahlreiche Benennungen nach ausländischen Ortsnamen bzw. weitere Räume umfassenden geografischen Namen verschwunden sind: 1966 fehlen *Bristol*, *Britania*, *New York* und *Europa* in den Reiseführern, während sich *Continental* in einigen Städten hält und ansonsten inländische Ortsnamen als Benennungstyp dominieren. Umgekehrt

wird es kaum überraschen, dass es ein Hotel *Republica* in Brăilă und ein Hotel *Partizanul* in Klausenburg (rum. Cluj) gibt. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch der Anteil fremdsprachlicher bzw. fremdsprachlich klingender Hotelnamen (berücksichtigt werden muss ja immer, dass sich nicht alle Namen, wie z. B. *Splendid*, einer konkreten Sprache zuordnen lassen). Während englische Hotelnamen 2006 stark vertreten sind, sind in den Sechzigerjahren fast ausschließlich rumänisch lautende Hotelnamen belegt, die vielfach Eigennamen eines rumänischen Ortes sind. Vor 1945 dagegen finden sich gleichfalls viele englische und französische Hotelnamen (*Lafayette*, *Grand Hôtel du Boulevard*, *Palace*).

Abschließend kann gesagt werden, dass in Rumänien vor allem inländische Ortsnamen, Frauennamen und geografische Gattungsnamen (wie *Măgură Hotel*, rum. *măgură*, „Hügel, Anhöhe, Berg“) zur Benennung von Hotels herangezogen werden, wobei auch internationale Ortsnamen und Namen berühmter Persönlichkeiten (insbesondere antiker Gottheiten) in bestimmten Regionen zur Benennung verwendet werden. Die Dominanz dieser Benennungstypen ist dabei in Rumänien sehr viel ausgeprägter als in Italien. Desgleichen haben wir festgestellt, dass sich auf „Komfort“, „Elite“ und „Internationalität“ verweisende Namen in Bukarest und am Schwarzen Meer öfter finden als in Regionen mit gut entwickeltem Bergtourismus bzw. im Landesinneren. Hier sind die Hotelnamen stark regional verwurzelt. Durch einen Vergleich der rumänischen Hotelnamen in verschiedenen Epochen konnte weiters gezeigt werden, dass sich in den Namen der (verstaatlichten) Hotels in den Sechzigerjahren die politischen Veränderungen des 20. Jahrhunderts deutlich widerspiegeln.

Drei eher grundsätzliche Fragen, die hier allerdings nicht behandelt werden, stellen sich am Ende dieses Essays. Erstens müsste eine genauere Analyse erweisen, ob es einen Zusammenhang zwischen bestimmten Namentypen und der Kategorie des Hotels (2 bis 5 Sterne) gibt. Es scheint sich nämlich eine gewisse Tendenz abzuzeichnen, dass Hotels mit weniger Sternen mit Frauennamen benannt werden. Zweitens müsste man genauer untersuchen, wie heute Hotels benannt werden, wobei sich allerdings das methodische Problem ergibt, dass Hotels – im Gegensatz zu Produkten, von denen in allen Bereichen pro Jahr eine Unzahl neu auf den Markt kommt und oft auch bald wieder verschwindet – vergleichsweise selten gegründet werden; eine statistisch zuverlässige und eindeutige Beantwortung der Frage für ein bestimmtes Land fällt daher schwer. Ferner müsste bei dieser Fragestellung für jedes Hotel das Gründungsjahr bzw. das Jahr einer eventuellen Namenänderung ermittelt werden. Nichtsdestotrotz scheint einiges dafür zu sprechen, dass sich heute stärker als früher Namen, die auf Hotelketten zurückgehen, englisch lautende Namen und unmotivierte, opake Benennungen verbreiten. Und schließlich müsste die aus Sicht

des Marketings wesentliche Frage untersucht werden, ob überhaupt und inwiefern der Name eines Hotels die Auswahl seitens des Gastes beeinflusst. Es ist zu vermuten, dass bei den doch eher langlebigen Hotelnamen – im Gegensatz zu Produktnamen etwa bei Lebensmitteln – die werbende Funktion weniger bedeutsam ist.

Dennoch – und damit kehren wir wieder zur eingangs gestreiften Frage des Selbstbildes zurück – können die Hotelnamen in ihrer Gesamtheit darüber Auskunft geben, wie verschiedene Unternehmer zu verschiedenen Zeiten den Touristen ihr Land bzw. eine Region ihres Landes präsentieren wollen.

Der Verrat der Ausgewanderten – der Untergang einer alten Bauernkultur

Prolog – die alte Bauernkultur in Siebenbürgen

Seit 17 Jahren forsche ich mit Studentinnen und Studenten in Siebenbürgen über die alte Bauernkultur der Landler und Sachsen, eine Kultur, die sich nach der nunmehrigen Aufnahme Rumäniens in die EU radikal ändern wird. Es sieht so aus, als ob mit dem angeblichen Segen der EU nun doch das vollendet wird, was Nicolae Ceaușescu wollte, nämlich die Abschaffung des rumänischen Kleinbauern unter dem Banner des Fortschritts. Besonders die Jungen ziehen weg.

In diesem Zusammenhang erfuhr ich vor einigen Jahren von verschiedenen Hermannstädtern, dass wichtige rumänische Persönlichkeiten die Ansicht äußerten, die in Rumänien lebenden Deutschen und vor allem die deutschen Bauern aus Rumänien sollten nicht auswandern. Man schätze die Sachsen und Landler, die in Rumänien beide als Deutsche bezeichnet werden, sehr.

Meine Forschungen beziehen sich auf das alte Bauerndorf Großpold, das auf Rumänisch Apoldu de Sus heißt. Ich forsche dort bei Lndlern und Sachsen über die alte Bauernkultur und ihre Rituale, über den kulturellen Wandel, wie er sich heute abspielt. Damals, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, begegnete ich noch den alten bäuerlichen Strukturen, die sich bis in die jüngste Zeit im Wesentlichen erhalten haben. In Großpold leben Rumänen, Zigeuner (dieser Begriff ist hier nicht abwertend gemeint) und Deutsche, also Landler und Sachsen. Die Sachsen, die seit dem 12. Jahrhundert in Siebenbürgen leben, wurden von dem ungarischen König Geiza als Siedler ins Land gerufen. Sie kamen aus dem Gebiet der Mosel, ihre Sprache, das Sächsische, ist eine moselfränkische Sprache und mit dem Luxemburgischen verwandt. Die Bezeichnung „Sachsen“ hat nichts mit dem Land Sachsen in Deutschland zu tun, sondern heißt soviel wie „deutsche Siedler“.

Die Sachsen wurden zur Zeit der Reformation evangelisch, und sie sind es immer noch. In Siebenbürgen beim Landtag zu Thorenburg im Jahre 1557 wurde erstmals in einem europäischen Land der Grundsatz der Glaubensfreiheit und religiösen Toleranz beschlossen. Dies spricht für die Weite der alten Kultur der Sachsen.

Zu den Sachsen kamen um 1750 die Landler, die Nachkommen evangelischer Österreicher aus Oberösterreich, der Steiermark und Kärnten, die aufgrund ihres evangelischen Glaubens hierher in die Nähe von

Hermannstadt verbannt wurden. Sie waren echte Rebellen gegen die Macht der katholischen Kirchenfürsten und der frommen „Kaiserin“ Maria Theresia. Die Landler haben bis heute ihren alten österreichischen Dialekt erhalten. Landler und Sachsen sind oft untereinander verheiratet und verschwägert. In den Familien wird entweder sächsisch oder landlerisch gesprochen, jeder Deutsche von Großpold beherrscht beide Sprachen.

Meine Studenten und ich wohnen entweder bei Bauern oder im Gästehaus des Dorfes, einem verlassenem und renovierten Bauernhof, um den sich die Frau des Herrn Pfarrer kümmert. Ich selbst wohne bei Anneliese und Andreas Pitter, braven Bauersleuten. Ihre Kinder sind ins oberösterreichische Salzkammergut und in den Süden Deutschlands ausgewandert. Den beiden Pitters bin ich sehr dankbar, weil sie sich seit vielen Jahren bei unseren Forschungen in Großpold rührend um meine Studenten und mich kümmern.

Anneliese, die mit ihrem Mann Andreas ihren kleinen Bauernhof an der Durchgangsstraße von Großpold bewirtschaftet, meinte bei unserem letzten Aufenthalt im Jahre 2006, dass sie Probleme hätten, die Milch ihrer beiden Kühe an den Mann zu bringen. Neue Supermärkte in den Nachbarstädten würden die Milch billiger anbieten.

Bei meinen Besuchen in Hermannstadt während der letzten 17 Jahre konnte ich die Veränderungen in dieser schönen, alten Stadt beobachten. Hermannstadt hat mir zu jeder Zeit gefallen, damals und heute. Der frühere schmutzige Charme ist allerdings verschwunden. Die alten Häuser mit ihren schönen mittelalterlichen Dächern wurden gänzlich renoviert und mit bunten Farben neu gestrichen. In der Mitte des Hauptplatzes steht nun ein Brunnen mit mittelalterlichen Symbolen. Neue Gasthäuser gibt es, und die Bettler sind verschwunden. Die „Löffelzigeuner“ wurden vom vorderen Teil des Marktes, der sich in der Nähe der deutschen Kirche befindet, in den hinteren Teil des Marktes verdrängt, wo man sie kaum wahrnimmt. Mit diesen Zigeunern scherze ich regelmäßig und kaufe ihre handgeschnitzten Holzlöffel.

Die Deutschen hier in Hermannstadt sind tüchtig und beliebt. Die rumänischen Bürger von Hermannstadt haben einen Deutschen mit großer Mehrheit zum Bürgermeister gewählt. In Hermannstadt lernte ich auch Luminita, die Zigeunerprinzessin, kennen. Diese liebenswürdige Dame aus dem Stamm der Kalderasch lud mich zu sich ein und widmete mir ein Gedicht über das Edelweiß. Von ihr ist ein Gedichtband erschienen, den sie mit Beatrice Ungar von der Hermannstädter Zeitung herausgebracht hat. Frau Ungar hat die Gedichte ins Deutsche übersetzt.

Übrigens habe ich vor Jahren deutsche Handwerksburschen in Wien kennen gelernt. Ich habe ihnen geraten, nach Hermannstadt zu reisen, dort wäre Arbeit für sie. Ein paar Monate später traf ich sie im Turm der Kirche von Hermannstadt, wo sie an der alten Kirchenuhr und am Holzgebälk arbeiteten.

Es ist eine bunte Kultur, der ich in Hermannstadt gewahr wurde. Heute öffnet sich die Stadt der westlichen Geschäftswelt. Supermärkte mit internationalen Namen, österreichische Banken und Tankstellen wachsen buchstäblich aus dem Boden. Eine Stadtkultur ändert sich – aber auch eine Bauernkultur in den Dörfern bei Hermannstadt. Es ist diese Bauernkultur, die mich fasziniert. Eine Kultur, in der noch bewährte Traditionen im Umgang mit dem Tier und der Landwirtschaft bestehen, welche aber allmählich verschwinden werden.

Noch leben in Großpold echte Bauern, die diese alte Kultur weitertragen. Sie fühlen sich verraten von jenen, die unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Kommunismus nach Österreich oder Deutschland ausgewandert sind. Die Landler und Sachsen sind mit dem Kommunismus fertig geworden, doch nach 1990 haben viele von ihnen ihrer Heimat den Rücken gekehrt.

Ich habe Siebenbürgen als Teil Rumäniens bei meinen Besuchen lieb gewonnen. Die Rumänen, mit denen ich zu tun hatte, sind wunderbare Menschen, sie sind gastfreundlich und besitzen ein großes Herz. Das habe ich auch bei meinen Radtouren in der Umgebung von Großpold erlebt, wo man mir Fremdem mit großem Wohlwollen begegnet ist. Ich war mit Studenten bei Schäfern, die uns von ihrem Schafkäse etwas abgaben, und trank mit Bauern guten Wein.

Eine große Überraschung erlebte ich, als ich 1990, unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in Europa, das erste Mal zu den Lndlern nach Siebenbürgen fuhr. Im Fernsehen hatte ich gesehen, wie schlecht es den Menschen in den rumänischen Städten ging. Daher war ich erstaunt, als ich sah, dass die Landler und Sachsen keinesfalls Not litten. Ich sah keine hungernden, sondern wohlgenährte Menschen, schlanke Frauen und kräftige Männer. Sie hatten, wie andere Bauern in Rumänien auch, ihre alte Bauernkultur bewahrt. Diese half ihnen in schlechten Zeiten, würdevoll zu überleben.

Damals war ich überrascht vom Durchhaltevermögen der bäuerlichen Welt. Ich war auf Bauern gestoßen, die mich an die Bauern meiner Kindheit in den oberösterreichischen Bergen erinnerten, an solche, die zwar wenig Geld hatten, aber autark waren. Für den Bauernhof, wie ich ihn kannte, war typisch, dass er all das, was man so zum Leben brauchte, auch bereitstellte: Schweine, Kühe, einen Bauerngarten und Getreidefelder. Dies alles sah und sehe ich noch in Siebenbürgen bei den Lndlern und Sachsen. Als ich das erste Mal in Großpold war, gab es auch noch alte dörfliche Institutionen wie die sogenannte Nachbarschaft. Doch seit damals hat sich viel geändert, viele sind ausgewandert, nur mehr wenige harren aus und freuen sich auf die Besuche ihrer alten Freunde und Nachbarn.

Der Verrat

Während meiner Aufenthalte in Großpold wohne ich bei Anneliese und Andreas Pitter. Vom Zimmer, das ich bewohne, blickt man auf den kleinen Hof. Ich schaue direkt auf den Ziehbrunnen, sehe die Hühner, höre die Schweine grunzen und erfreue mich an den beiden Kühen, die in der Früh vom Dorfhirten abgeholt und mit den anderen Kühen der Bauern hier in Großpold auf die Weide geführt werden. Mit Anneliese, der braven Bauersfrau, rede ich oft. Sie hat mir für meine Arbeiten schon viel Wertvolles erzählt.

Sie ist sehr traurig darüber, dass ihre vier Kinder aus Großpold ausgewandert sind und nun in Deutschland und Österreich wohnen. Sie versteht auch nicht, dass so viele ihrer Freunde der Heimat den Rücken gekehrt haben. In diesem Zusammenhang meinte sie zu mir: „Eigentlich fühle ich mich verraten von denen, die weggezogen sind. Wären sie dageblieben, so hätten wir eine schöne Gemeinschaft im Dorf. Viele haben gesagt, sie bleiben hier, sie fahren nicht weg. Aber sie sind doch ausgewandert. Nach 1989 war wie eine Pest, immer mehr wanderten aus.“

Anneliese hängt an Großpold, sie liebt diesen kleinen Ort, in dem früher Landlerkinder lärmten, Landlerbauern ihrer harten Arbeit auf dem Feld nachgingen und Freude an der Gemeinschaft herrschte. Im Dorf hört man nur mehr wenig Landlerisch und Sächsisch.

Anneliese und Andreas denken noch nicht daran, ihren Hof im Stich zu lassen und selbst auszuwandern. Als ich Anneliese frage, ob sie in Großpold bleiben wollen, meine sie: „Das weiß ich nicht. Wenn es nach mir ginge, würde ich nur hier zum Freidhof [Friedhof] ziehen. Aber ganz alleine können wir auch nicht hier bleiben. Solange noch ein paar Deutsche da sind, bleiben wir auch da.“

Die Kränkung über die Ausgewanderten ist nicht zu überhören: „Wir hatten im Kirchenchor eine Frau, die hat immer gesagt: Ich fahre nicht weg. Und als sie einmal auf Besuch in Deutschland war, ist sie nicht wiedergekommen.“ Ich frage sie, ob sie sich tatsächlich verraten fühlt. Sie antwortet lächelnd: „Verraten und verstoßen fühle ich mich. Einmal hat einer aus Deutschland geschrieben, wir würden hier auf verlorenem Posten stehen.“

Es ist merkwürdig, bemerken Anneliese und ich, dass sich viele Landler und Sachsen, die von hier weggezogen sind, im Ausland besonders heimatverbunden fühlen; sie tun gerade so, als ob sie aus ihrer Heimat vertrieben worden wären. Anneliese meint dazu: „Es ist komisch, dass Leute, die ausgewandert sind, beim Oktoberfest in München in ihrer Siebenbürger Tracht auftreten. Die geben dort mit ihrer Kultur an, obwohl sie diese schon lange aufgeben haben.“ Sie sieht die Widersprüche der Ausgewanderten:

Einerseits wollen sie weg, und andererseits sehnen sie sich zurück nach ihrer verlorenen Welt.

Über die Ausgewanderten aus Großpold sprach ich vor einigen Jahren auch mit Herrn Nietsch, dessen Kinder schon seit einiger Zeit in Deutschland leben. Leider ist Herr Nietsch inzwischen erkrankt und lebt im deutschen Altersheim in Hermannstadt. Damals war er noch ein Bauer, der mit Pferd und Wagen täglich auf seinen Acker oder in den Weingarten fuhr. Einmal, als er eine Kuh, die mit einem Strick am Wagen angehängt war, zu einem Bauern in den Nachbarort brachte, begleitete ich ihn mit dem Fahrrad. Auf meine Frage über die Weggezogenen antwortete er mit Trauer in der Stimme: „Es kommt keiner mehr zurück.“ Ihm selbst gefällt es hier in Großpold, er liebt die alte bäuerliche Kultur. Auf Landlerisch: „Mir g’fallts hier.“ Er denke nicht daran wegzuziehen, auch wenn es nur mehr wenige Landler hier gäbe. Er hob sein Weinglas und sagte: „Es ist schade, dass die Jungen weg sind. Sie sind fortgegangen.“

Die Trauer von Anneliese und Herrn Nietsch über die Ausgewanderten ist jedoch mit Humor gepaart. Herr Nietsch etwa ist ein lustiger Kerl: „Ja, der Herr Professor, ich hole gleich einen Wein aus dem Keller, den müssen Sie trinken!“ Im Sinne alter Höflichkeitsrituale ließ ich mir ein Glas einschenken und leerte es auf das Wohlsein der Bauern hier in Großpold.

Auch ein alter Bauer, der sich anschickte, seinen Schnaps in der Schnapsbrennerei des Dorfes zu brennen, äußerte mir gegenüber: „Ich bleibe lieber da, das Leben hier sind wir gewöhnt. Überhaupt in unserem Alter.“ Er verstehe die Jungen nicht, die hier Freunde, Schnaps und Arbeit hätten, stattdessen stürzten sie sich in die Wirrnisse des Westens mit McDonald’s und Konsumkultur. Wie Anneliese denkt er vermutlich, dass der einzige Weg, der ihn auf Dauer von seinem Haus entfernt, der auf den Freidhof, den Friedhof, ist.

Als Verrat an der Heimat sieht auch Frau Zeck aus Großau, der anderen Landlergemeinde bei Hermannstadt, den Wegzug der deutschen Bauern. Sie hat das Glück, dass ihr Sohn eine Rumänin geheiratet hat und deshalb nicht wegziehen will. Sie ist traurig darüber, dass viele der deutschen Bauern ihre Heimat verlassen haben und nur mehr wenige hier leben. Spannend erzählt sie von den alten Lndlern, von den Verschleppungen der Deutschen nach dem Krieg durch die Russen. Den Kommunismus hätten sie alle überlebt und währenddessen ihre alte Kultur bewahrt, jetzt aber würden sie wegziehen. Auch sie spricht vom Verrat vieler ihrer bäuerlichen Nachbarn und Freunde, die oft beteuert hätten, nicht wegziehen zu wollen. Doch nun seien sie weg. Ab und an kämen sie zurück, um die Gräber zu pflegen.

Die Hiergebliebenen fühlen sich verraten und alleine gelassen. Sie wissen, dass ihre Bauernkultur bald verschwunden sein wird. An diese werden nur mehr stolze Kirchenburgen erinnern.

Echte Bauern und Nachbarschaft

Landler und Sachsen in Großpold sind Kleinbauern in der Form, wie sie in Österreich in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts üblich war, als noch Leben in den Dörfern herrschte. Jeden Tag in der Früh holt der Dorfhirte die Kühe der Bauern und bringt sie auf die Weide, am Abend führt er sie wieder heim. Es wäre schade um diese Bauernkultur, wenn sie den EU-Vorgaben bei der Tierhaltung weichen müsste.

Die Bauern in Großpold kennen noch keine Massentierhaltung. Auch das Kalb ist hier besser dran als bei uns. Es bleibt nach der Geburt noch eine Zeit lang bei der Mutterkuh und begleitet sie auf die Weide. Bei uns in Österreich wird das Kalb, so wollen es die EU-Vorschriften, der Kuh unmittelbar nach der Geburt weggenommen, in eine eigene Box gestellt und dort gefüttert. Unsere Bauernhöfe sind zu Einrichtungen geworden, die hygienisch perfekt sind – zu perfekt: Nach Vorgabe der EU dürfen Schwalben nicht in den Stall. Die Misthaufen, auf denen die Hähne krähten, sind verschwunden. Hier in Großpold krähen die Hähne noch. Hier gibt es noch frei laufende Hühner. Auf unseren Bahnhöfen sieht man diese nur mehr selten.

Anneliese schüttelt den Kopf und sieht mich ernst an, als ich ihr von der Massentierhaltung in Österreich erzähle. Für sie ist es unverständlich, wie es soweit kommen konnte: „Das kann doch nicht richtig sein, dass man mit dem Vieh so umgeht. Hier versündigt sich der Mensch.“ Und sie fügt hinzu: „Es ist schade, dass es bei euch in Österreich keine Bauern mehr gibt, sie sind nur mehr Geschäftsleute.“ Für die gute Frau stehen Wachstum und Gedeih von Tier und Pflanze im Vordergrund.

Als ich Anneliese fragte, was denn typisch für Bauern wie sie sei, führte sie nicht ohne Stolz aus: „Der echte Bauer hat so ziemlich alles. Er hat einen Garten mit Gemüse und Blumen, und er hat, wenn er ein kleiner Bauer ist, zwei Stück Vieh für die Milch. Er hat Getreide und Grundbirn (das sind Kartoffeln), Mais, Rüben und anderes auf dem Feld. Der Bauer kann also von dem, was er hat, leben. Als Bauern brauchen wir bloß Zucker und Öl kaufen, aber sonst haben wir alles. Freilich, auch um Kleidung müssen wir uns kümmern, aber sonst brauchen wir nichts.“

Mit Wehmut gedenkt Anneliese des alten Dorfes mit seinen Lndlern und Sachsen, die durch die Regeln der sogenannten „Nachbarschaft“ eng aneinander gebunden waren. Die Regeln hatten ihre Härten, aber ihre Einhaltung versprach Geborgenheit in einer Welt, in der die bäuerliche Arbeit hart und die Auseinandersetzung mit der natürlichen und der politischen Welt schwierig war.

Auf die Wichtigkeit der Nachbarschaft, die es ab Mitte der neunziger Jahre nur mehr in Überresten gab, wies der Pfarrer von Großpold vor einigen Jahren während eines Gottesdienstes hin, bei dem ich mit meinen

Studenten teilnahm. Von der Kanzel herab meinte er: „Wenn Ihr wissen wollt, wie wichtig die Nachbarschaft ist, so lest beim Girtler nach.“ Er bezog sich dabei auf mein erstes Buch über die Landler, das den Titel „Verbannt und Vergessen“ trägt. Früher habe es Nachbarschaften gegeben, die den Einzelnen nicht alleine gelassen hätten und ihm halfen, wenn es notwendig war. Die Nachbarschaften bestimmten das Leben im Dorf. Wehmütig erinnerte sich eine alte Landlerin: „Jede Straße hatte eine Nachbarschaft, einige Straßen hatten sogar zwei Nachbarschaften. Wir haben unser Haus in den siebziger Jahren gebaut. Für die Arbeit haben wir keinen Pfennig ausgegeben. Anverwandte und Nachbarn haben geholfen, das Haus zu bauen. Heute ist das ganze Dorf hier eine einzige Nachbarschaft.“

Die alte Einrichtung der Nachbarschaft ist zweifellos am Untergehen. Sinn der Nachbarschaft war es, dass ihre Mitglieder in Frieden miteinander verkehrten und sich gegenseitig halfen. Streitereien sollten bestmöglich beigelegt werden. Dem diente der sogenannte „Rechnungstag“, an dem man zur „Rechnung“ kam. Dazu weiß Anneliese: „Im Fasching war der Rechnungstag, da wurde abgerechnet. Wenn zwei von der Nachbarschaft einen Streit hatten, so mussten sie sich gegenseitig um Verzeihung bitten. Zur Rechnung gingen nur die Männer, angezogen wie in die Kirche – mit Röckl und Stiefel. Die Rechnung hat um 10 Uhr am Vormittag angefangen, beim Altnachbarn (dem Vorstand der Nachbarschaft), und dauerte ungefähr eine Stunde. Niemand vom Haus durfte da stören oder das Zimmer betreten, und niemand zu spät kommen. Jede Nachbarschaft hatte eine Lade. Wenn der Altnachbar die Lade aufgemacht hat, da musste große Ruhe sein.“

Begräbnis – der Forscher als Totengräber

Im Paragraph 5 der Nachbarschaftsregeln wird ausgeführt, dass zu den wichtigsten Pflichten der Nachbarn „die gemeinschaftliche Teilnahme und die Unterstützung der Hinterbliebenen beim Begräbnis eines der Ihrigen“ gehören. „Darum wird festgesetzt, dass jeder Nachbar und jede Nachbarin dem Leichenbegräbnisse eines der Nachbarschaft angehörigen Mitgliedes entweder persönlich oder durch einen entsprechenden Stellvertreter beizuhelfen oder aber der Versäumnisstrafe verfallen.“

Das Begräbnis selbst wird von den Nachbarn durchgeführt. Der Tote wird drei Tage im Trauerhaus aufgebahrt. Er wird also nicht den Lebenden entzogen, diese müssen sich noch mit ihm beschäftigen. So wird deutlich, dass der Tod zum Leben gehört. Auch den Kindern wird das auf diese Weise bewusst gemacht.

Stirbt jemand, so sind es die Nachbarn und Patenkinder, die sich um das Grab und das Begräbnis kümmern. Als Grabschaufler fungieren oft die jungen Männer aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft.

Im Juni 2005, als ich wieder einmal in Großpold war, starb der Bauer Sam Roth. Doch es fehlte an Grabschauflern, da die jungen Leute die Heimat verlassen hatten. So wurden also wir gefragt, ob wir helfen könnten. Mit den Studenten Konrad und Reinhard ging ich daran, im Friedhof das Grab auszuheben. Unter der Anleitung und Mitarbeit von Andreas Sonnleitner, einem Landler Mitte 60, begannen wir zu graben. Mit vier waagrecht Brettern, die sich gegenseitig stützten, wurde das Grab, in dem 1917 bereits ein Mitglied der Familie Roth begraben worden war, abgesichert. Wir gruben abwechselnd. Und da ich ausgebildeter Urgeschichtler mit Grabungserfahrung bin, hatte ich keine Probleme. Ich war der Letzte, der in die Grube stieg. Das Grab war bereits einen Meter achtzig tief. Eine Leiter wurde hineingestellt, sie gab mir Sicherheit, wieder herauszukommen. Ich fand einen Nagel vom letzten Sarg. Ich hob ihn auf, er ist heute in der Vitrine in meiner Wiener Wohnung. Auf Geheiß von Andreas Sonnleitner, der selbst nicht in das Grab stieg, weil er angeblich an Platzangst litt, glättete ich die Wände und den Boden des Grabes. Als ich dann aus dem Grab steigen wollte, fehlte die Leiter. Konrad hatte sich einen Scherz erlaubt.

Irgendwann gelangte ich wieder ans Tageslicht. Danach wurden wir Grabmacher nach alter Tradition zu einer heißen Suppe und einem Schluck Wein in die Friedhofshütte gebeten. Am Nachmittag suchten wir feierlich gekleidet die gute Stube des Bauernhauses der Familie Roth auf. Die Angehörigen saßen um den Sarg. Etwas entfernt von ihnen nahmen wir, die Sargträger, Platz. Der Kirchenvater erschien und sagte in ländlerischem Dialekt: „Grüß enk Gott, wir holen jetzt unsern liaben Bruader Sam zum Freidhof.“ Die Angehörigen verließen die Stube. Wir, die Studenten und ich, trugen den Sarg in den Hof, wo schon der Pfarrer und die Sänger warteten. Nach Gebet und Gesang zogen wir zum Friedhof. Dort war es unsere Aufgabe, den Sarg auf Seilen in das Grab zu lassen. Nach einigen Gebeten wünschte der Pfarrer eine „fröhliche Wiederauferstehung“. Dann ging es zum sogenannten „Tränenbrot“ in das Haus der Roths. Die Familie, die Freunde und Nachbarn, einige waren aus Deutschland gekommen, nahmen beim gemeinsamen Mahl, bei dem Hühnersuppe und guter Wein kredenzt wurden, Abschied vom Toten. Auch für uns Grabmacher war gedeckt. Wir tranken zur Erinnerung an den toten Bauern guten Großpoldner Wein.

Das Ritual auf dem Friedhof ändert sich nun. Heute werden Rumänen gebeten, beim Grabschauflern zu helfen. Früher wäre dies undenkbar gewesen. 2005 wurde das erste Mal am deutschen Friedhof ein Rumäne, der mit einer Sächsin verheiratet war, begraben. Ich war beim Begräbnis anwesend. Der Pfarrer sprach Deutsch und Rumänisch. Eine Kultur im Wandel.

Die Treue der Alten

Die alten Bauern, die es körperlich nicht mehr schaffen, ihren Hof zu bewirtschaften, finden Aufnahme in einem modernen Altenheim in Hermannstadt, betrieben von der deutschen Dr.-Wolff-Stiftung. In diesem schönen Heim sprach ich des Öfteren mit meinen alten Freunden Herrn und Frau Piringer, ehemaligen Kleinbauern in Großpold. Manchmal spielte ich mit Herrn Piringer Schach. Aus Freundschaft schenkte er mir seine silberne Uhr, die er 1944 beim Rückzug der Deutschen Wehrmacht, wo er hatte dienen müssen, vom Regimentskommandanten erhalten hat. Er hatte bei der Kesselschlacht von Tscherkassy jungen Burschen das Leben gerettet. Diese Uhr halte ich in Ehren.

Die Piringers erzählten mir viel über ihr früheres Leben, ihren Garten und über die Ausgewanderten. Sie sind kurz nacheinander im vergangenen Jahr gestorben. Ihr Bauernhof ging in das Eigentum der Stiftung über, der auch das Altersheim gehört. Heute hat der freundliche Herr Frank aus Berlin die Verwaltung ihres Hauses über, es findet sich eine Sozialeinrichtung darin. Dort wohnte unter Franks Aufsicht vor zwei Jahren einige Monate lang ein junger Bursche aus Berlin, der als Fußballrowdy Probleme mit der Polizei bekommen hatte. Statt eine Jugendstrafe zu verhängen, schickte ihn das Gericht hierher, damit er im Kontakt mit den alten Bauern und ihren Nöten „Menschlichkeit“ lerne. Ich sprach einige Male mit dem Burschen, ihm gefiel es hier, die Leute fanden ihn sympathisch. Dennoch freute er sich, als er wieder nach Berlin zurückdurfte. Die Piringers freuten sich darüber, dass ihr kleiner Bauernhof weiterhin genutzt wurde.

Als ich einmal im Garten des Altersheimes saß, kam ich mit einem gepflegten Herrn in Kontakt, dem man einen natürlichen Adel in Haltung und Sprache anmerkte. Auch dieser sprach sinngemäß vom Verrat der Ausgewanderten, die eine alte Bauernkultur im Stich lassen würden. Aber er versuche, sie zu verstehen. Dennoch meinte er über die ausgewanderten jungen Leute: „Das Verhalten der Jungen steht im Widerspruch zu unseren alten Liedern, in denen wir uns mit Stolz zur Heimat hier in Siebenbürgen bekannt haben.“ Darauf sang er mir ein Lied vor, in dem auf die ehrwürdige Tradition der Sachsen verwiesen wird. Denn tatsächlich wurden die Deutschen im 12. Jahrhundert als freie Leute vom ungarischen König Geiza hierher gerufen. Sie haben sich hier ihre Freiheit bewahren können, während im übrigen Europa Bauern unter dem Joch der Grundherren zu leiden hatten. Zu diesen freien Leuten waren im 18. Jahrhundert die Landler gestoßen, die hier ebenfalls in Freiheit als Bauern leben konnten. In dem Lied heißt es:

*„Ich bin ein Sachs, ich sag's mit Stolz, vom alten edlen
Sachsenstamm! Wo gibt's ein adliger [!] Geschlecht,
da keiner Herr und keiner Knecht?
Nein, Männer bieder, deutsch und frei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!“*

Die anderen beiden Strophen lauten:

*„Ich bin ein Sachs, ich sag's mit Stolz, vom alten edlen
Sachsenstamm! Ob auch der Feind uns hart bedroht,
wir stehen fest in Not und Tod!
Was ficht uns an sein Wutgeschrei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!“*

*Ich bin ein Sachs, ich sag's mit Stolz, vom alten edlen
Sachsenstamm! Wir harren aus in böser Zeit,
nicht ewig währt der harte Streit;
wir sind getrost, Gott steht uns bei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu.“*

Dieses Lied verweist wiederum auf die alte freie Bauernkultur mit ihrem Prinzip der Nachbarschaft. Man braucht den anderen, den Nachbarn, um als Bauer überleben zu können.

Der alte Herr im Heim schloss mit den Worten: „Ich harre aus und ich bin treu, aber was ist mit den anderen, die Hals über Kopf ihre Heimat verlassen haben?“ Ich verstehe ihn. Ich schüttelte ihm die Hand, er fühlte meine Sympathie und winkte mir noch eine Zeit lang nach.

Die Ausgewanderten von Großpold kommen nicht los von ihrer alten Kultur; das zeigt sich darin, dass sie sich regelmäßig in ihrem Heimatdorf und, wenn sie in Deutschland wohnen, in Dünkelsbühl treffen. Anneliese Pitter erzählte mir: „Mein Bruder hat Heimweh. Er wohnt nun in Deutschland. Wenn er heimkommt, sagt er zu mir: Schwesterchen, hier in Großpold strahlen die Sterne so schön.“ Das Herz vieler Ausgewanderter ist noch immer in Großpold. Wenn einige von ihnen zu bestimmten Zeiten nach Großpold „heimkommen“, so tun sie dies aus Nostalgie – im wahren Sinn des Wortes. Nostalgie, ein Wort aus dem Griechischen, heißt nichts anderes als die Sehnsucht nach dem Vergangenen, also nach Heimat: der Zeit der Kindheit und der engen bäuerlichen Gemeinschaft.

Ioan-Aurel Pop

**„Erhebe dich, Rumäne“ –
das hymnische Selbstbild der Rumänen**

Deșteaptă-te, Române! – Rumänische Nationalhymne ab 1990

(bestehend aus elf Strophen; die ersten vier werden bei diversen festlichen Anlässen gesungen)

Verse: Andrei Muresianu

Musik: Anton Pann

Erhebe dich, Rumäne!

I.

*Erhebe dich, Rumäne, aus deinem Todesschlaf,
Tyrannen und Barbaren versetzten dich darin.
Für dich jetzt oder niemals ein neues Schicksal schaffe,
Der Feind sich vor ihm beuge, der schlimmste ohnehin.*

II.

*Lasst uns jetzt oder niemals der Welt ein Zeugnis zeigen,
Es fließt in unsren Adern auch heut' noch Römerblut,
Und wir im Herz bewahren des Trajan Siegesreigen,
Vor seinem Kampf und Namen, da zieh'n wir stolz den Hut!*

III.

*Sieh' auf zu all den Männern, die hier zu tausend stehen
Wie Tannen im Gebirge und warten aufs Geheiß,
Von Berg und Tal zu kommen, dem Feind ins Aug zu sehen,
Zu kämpfen für die Freiheit vom jüngsten Mann zum Greis.*

IV.

*Mihai, Ștefăn, Corvinus, seht her ihr großen Ahnen,
Das Volke der Rumänen hat heut' noch eure Glut,
Die Nachfahr'n rufen alle, bewaffnet unter Fahnen:
„In Freiheit woll'n wir leben, zum Sterben hab'n wir Mut!“*

V.

*Das böse Blut des Neides hat euch dereinst zerstört,
Auch Milcov und Karpaten hab'n damals euch entzweit.
Uns ist die Freiheit heilig, die Seele auf sie hört,
Wir reichen uns die Hände, vereint in Ewigkeit.*

VI.

*Das Mutterland, verwitwet, schon seit Mihai dem Großen,
Fleht nun die Söhne an, zum Kampfe hinzulaufen.
Mit Tränen in den Augen verflucht's den Ehrenlosen,
Der bei Gefahr nicht scheut, die Heimat zu verkaufen.*

VII.

*Wenn Heimat oder Mutter, mit Trauer in den Herzen,
Beschwör'n uns, sie zu schützen, um Unheil zu vertreiben,
Dann soll'n ihn Blitze treffen, der Teufel gäb' ihm Schmerzen,
Dem Manne, der es wage, vom Kampfe fortzubleiben.*

VIII.

*Genug von Jataganen des Halbmonds wir geschunden,
Die Wunden schmerzen heut' noch, sie brachten uns den Tod.
Doch nun will man mit Knechtschaft die Heimat uns verwunden,
Die kann uns tot bezwingen, der Zeuge sei uns Gott.*

IX.

*Genug bedrückt uns heut' noch ein altes, schweres Joch,
Das manch Tyrann, verblindet, uns umband wie dem Vieh.
In ihrem ganzen Hochmut was wünschen die nun noch?
Die Sprache uns zu rauben, doch die verschwindet nie.*

X.

*Ihr lebt verstreut, Rumänen, doch heute oder nie
Gedanken und Gefühle vereint und seid bereit,
Der ganzen Welt zu sagen, die Donau raubten die
Durch List, Gewalt und Lüge und mit Durchtriebenheit.*

XI.

*Der Klerus hält vorm Kreuze – es ist ein Christenheer,
Sein stärkster Ruf ist Freiheit und heiligst' sein Begehrt.
Wir fall'n im Kampfe eher und mit der größten Ehr',
Dann trägt dies' alte Boden wohl keine Knechte mehr.*

Das Selbstbild eines Volkes, einer ethnischen oder Nationalitätengemeinschaft, gewinnt auch aus der Perspektive dieser Gemeinschaft auf die eigene Vergangenheit an Bedeutung.

Man kann das Selbstbild eines Volkes durchaus von unkonventionellen Elementen, von der Staatshymne bis zum Witzgut, ablesen. In der modernen Zeit hatte Rumänien insgesamt fünf offizielle Staatshymnen, davon hatte die mit dem Titel *Hoch lebe der König!* die längste „Amtszeit“ – von 1884–1947. Die monarchische Hymne war vergleichbar mit der Hymne einer der langlebigsten Monarchien der Welt, der britischen: *God Save the Queen/King*. Der häufige Wechsel der Hymnen könnte als ein Beweis für eine gewisse Unsicherheit, Unbeständigkeit, Oberflächlichkeit betrachtet werden, doch davon soll hier nicht die Rede sein. Alle Staatshymnen Rumäniens wurden von oben herab, manche sogar durch außenpolitischen Druck dem Land vorgeschrieben, durch die Politik des „proletarischen Internationalismus“, die kommunistische, stalinistische, marxistisch-leninistische oder nationalistische Ideologie diktiert. Bei der aktuellen rumänischen Staatshymne *Erhebe dich, Rumäne!* ist das anders, deshalb ist sie in unserem Kontext interessant¹: Es handelt sich um die einzige auf demokratische Art entstandene, durch den Willen der Straße, also „von unten“ vorgeschriebene Staatshymne, die vom Volk gesungen wurde und schließlich Einzug in die Verfassung fand. Sie ist auch die einzige Staatshymne Rumäniens, die aus einer Massenbewegung (der Revolution von 1848–1849 in den Rumänischen Ländern) entstanden und während einer anderen Volksbewegung (dem Aufstand 1989) Staatshymne geworden ist. Schließlich ist sie die einzige Staatshymne, die für etliche Jahre Nationalhymne zweier Staaten war: von Rumänien und der Republik Moldawien. *Erhebe dich, Rumäne!* wurde in den Straßen Kronstadts (Braşov) im Herbst 1987 während des Arbeiteraufstands, der als Prolog zu den Geschehnissen im Jahre 1989 gelten kann, gesungen. Später, im Dezember 1989, begleiteten Melodie und Worte dieser Hymne jede Demonstration, jeden Marsch auf den Straßen rumänischer Ortschaften und *Erhebe dich, Rumäne!* wurde so zum Inbe-

¹ Die aktuelle Staatshymne Rumäniens (gesetzlich beschlossen im Jahre 1990) besteht aus den 11 Strophen des Gedichtes *Widerhall*, geschrieben vom siebenbürgischen romantischen Dichter Andrei Mureşianu (1816–1863) im Kontext der Revolution von 1848–1849 in Rumänien, publiziert am 21. Juni 1848 in der Nummer 25 der Kronstädter Zeitschrift *Foaie pentru minte, inimă și literatură* (*Ein Blatt für den Verstand, fürs Herz und für Literatur*), der literarischen Beilage der *Gazeta de Transilvania* (*Transylvanische Zeitung*). Die Musik wurde entweder von Anton Pann (1796–1854), einem bekannten Sänger, Dichter, Ethnographen und Musiker, oder von einem seiner Schüler, Gheorghe Ucenescu, komponiert.

griff des Wunsches nach Freiheit, dem demokratischen Traum, den höchsten Idealen des Guten, die die Rumänen anstrebten.

Durch diesen Umstand, vor allem aber dadurch, dass die Hymne das Bewusstsein der meisten Rumänen, ihre Hoffnungen, ihre Wahrnehmung der Vergangenheit und des Lebens der Gegenwart sowie eine Vorausgestaltung ihrer Zukunft widerspiegelt(e), erlaubt das Lied mit seinen Versen auch Rückschlüsse auf das Selbstbild der Rumänen.

Die Verse appellieren zunächst einmal an die Vergangenheit. Aus der Vergangenheit kommt der „Todesschlaf“, in den die Rumänen von „Tyranen und Barbaren“ versetzt worden sind. Die gesamte Geschichte der Rumänen ist in diesem Werk Andrei Mureșianus in poetisch-mythologischem Gewand enthalten:

- **die antike und noble ethnische Abstammung** – in der Siebenbürger Variante ohne dakische Komponente, weil die Daker als barbarisch galten (die Rumänen haben „Römerblut“ in sich, das ruhmreichste von allem, und als nationalen Helden haben sie Trajan, der stets im Kampfe siegreich war);
- **das kriegerische, siegreiche Mittelalter**, wo die Rumänen vor allem über die Ottomanen Siege errangen. Die Hymne erwähnt hier Namen von wichtigen Wojwoden/Fürsten/Königen (die Corvini, also Johannes von Hunedoara/Hunyadi und dessen Sohn Matthias, Ștefan den Großen und Mihai den Tapferen);
- **die Existenz von drei mittelalterlichen Staaten** – symbolisiert durch die Erwähnung der drei Namen von Staatsoberhäuptern, aus welchen nach Jahrhunderten Rumänien entstanden ist: Transsylvanien (durch die Corvini erwähnt), die Moldau (dargestellt durch Ștefan den Großen) und die Walachei – wie sie von den Fremden genannt wurde – oder das Rumänische Land – wie die Rumänen selbst sie nannten (erwähnt durch Mihai den Tapferen);
- **die Einheit der Rumänen**, an die die Erwähnung Mihais des Tapferen erinnert, da er 1599–1600 die drei Länder vereinigt hatte und Nationalheld geworden war; die gleiche Rolle spielt die Erwähnung der Mutter Mihais des Tapferen, „verwitwet“, wie die Hymne sagt, durch die Ermordung ihres Sohnes, die nicht gerächt wurde;
- **die politische Zersplitterung** im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, deutlich unterstrichen durch die Verse: „Das böse Blut des Neides hat euch dereinst zerstört,/Auch Milcov und Karpaten hab'n damals euch entzweit“ (Milcov war der kleine Fluss, der die Moldau von der Walachei trennte, und die Karpaten waren die Grenze zwischen Transsylvanien und den anderen beiden Fürstentümern);

- **der politische Druck von außen und die Fremdherrschaften**, die einmal allgemein („Tyrrannen“, „Barbaren“, „Feinde“, „Knechtschaft“), einmal konkret („Jataganen des Halbmonds“) erwähnt werden. Die einzigen Feinde, Besetzer von einigen rumänischen Landesteilen und Oberlehnsherren über andere, sind in der Hymne die Türken, die auf direktere Weise, gleichwohl metaphorisch genannt werden (die Termini „Jatagan“ und „Halbmond“ weisen sicherlich auf nichts anderes hin). Hinzu kommen schließlich die Russen als Besetzer Bessarabiens 1812 und der Moldau und der Walachei zwischen 1828 und 1834 (sie werden auch bei dem Sieg über die Revolution 1848–1849 in Ungarn und Transsylvanien eine große Rolle spielen), doch sie werden nur indirekt erwähnt durch das Wort „Knechtschaft“ (im rumänischen Text „cnută“, richtig „cnut“, „Peitsche“). „Cnutul rusec“ („die russische Peitsche/Knechtschaft“) oder „cnutul Rusiei“ („die Peitsche Russlands“) sind gängige rumänische Ausdrücke und symbolisieren die zaristische und später die sowjetische Besetzung. Noch verschleierter wird in diesen Versen eine der zwingendsten Themen bei den Rumänen Siebenbürgens um 1848 angesprochen, nämlich die Besetzung Siebenbürgens durch Ungarn. (Am 15. März 1848 hatte der ungarische Landtag in Bratislava/Pressburg/Pozsony beschlossen, Siebenbürgen an Ungarn anzuschließen, wobei Ungarn sich als unabhängig sah, weil es nicht mehr den Habsburgern untergestellt war. Folgender Passus könnte an die ungarische Herrschaft erinnern: „altes, schweres Joch“ der Tyrannen, die in ihrem „Hochmut“ versuchen, „die Sprache uns zu rauben“)²;

² 1848, als Mureșianu sein Gedicht schrieb, war die Nationalsprache Tagesthema – nicht nur wegen der Revolution und des Drucks, ausschließlich die ungarische Sprache zu gebrauchen, sondern auch wegen der aufflammenden Diskussionen im siebenbürgischen prärevolutionären Landtag, als anstelle der lateinischen Sprache – seit Jahrhunderten offizielle Sprache Siebenbürgens – die ungarische Sprache verordnet wurde (obwohl die Ungarn nur einen Viertel der Landesbevölkerung ausmachten!). Der unter großen Mühen zustande gekommene Beschluss des Landtags hatte die Siebenbürger (Sachsen) unzufrieden gemacht. Sie zeigten ihren Unmut vor allem im Jahre 1842, etwa durch die Stimme von Pater Stephan Ludwig Roth, den die ungarischen Edelmänner in Klausenburg (Cluj) im Frühjahr 1849 ermordeten. Zum großen Unmut der nicht magyrischen Bevölkerung hatten die ungarischen Revolutionäre von 1848 beschlossen, dass auf dem Boden des Ungarns des Heiligen Stephan die alleinige offizielle Sprache das Ungarische sein sollte. Deswegen können mit dem Hinweis auf jene, die die Sprache „rauben“ wollten, aus der Perspektive der Rumänen (wie auch der Sachsen) nur die Ungarn, die adligen ungarischen „Tyrrannen“, gemeint sein, die in der damaligen Zeit oft des Hochmuts bezichtigt wurden.

- **das alte Christentum**, das die Rumänen ihre gesamte Geschichte hindurch geprägt hat und ohne das kein Streben nach Freiheit denkbar war (der Kampf der Rumänen wurde und wird vom Klerus geführt werden – erzählt die Hymne –, denn: Es „ist ein Christenheer“).

All diese historischen Hinweise auf eine Zeitspanne von mehr als 1750 Jahren – von der römischen Eroberung Dakiens durch Trajan (um 100 n. Chr.) bis zur demokratischen Revolution 1848–1849 – werden gerne in die Richtung interpretiert, dass sie für die Gegenwart und Zukunft vorgesehen sind und eine mobilisierende Rolle haben. Dahinter steht folgende Idee: Wenn die Rumänen existieren und seit fast zweitausend Jahren allen Tyrannen, Feinden und fremden Besatzungen standgehalten haben, dann sind sie verpflichtet, aus ihrer Lethargie herauszukommen und eine für ihre Söhne würdige Zukunft zu gestalten. Die Gegenwart von 1848, aber auch die spätere, wurde gleichgesetzt mit „Schlaf“ und Erstarrung. Die Zukunft sollte Erwachen und Kampf um ein neues Schicksal bedeuten.

Der Text des Gedichtes *Widerhall* ist, trotz seiner zahlreichen Hinweise auf die Vergangenheit, nicht vergangenheitsorientiert, sondern blickt voraus in die Zukunft. Die glorreiche Vergangenheit wird als Vorwand genutzt, um zur Schaffung einer glorreichen Zukunft anzuspornen. Die erste Strophe beginnt mit dem Aufruf „Erhebe dich, Rumäne!“, die letzte Strophe ruft zum „Kampf“ auf und erzählt von dessen Leitidee, der „Freiheit“. Man soll bis zum Tod kämpfen, denn der Tod im Kampf ist die einzige Alternative zur Sklaverei. Die Gegenwart ist trotz ihres „Todesschlaf[s]“ vielversprechend und eröffnet neue Perspektiven: Die Erinnerung an die heldenhafte Vergangenheit ist immer noch lebendig; zu Tausenden warten die jungen Männer in den Bergen auf „ein Zeichen“, um mit den anderen („vom jüngsten Mann zum Greis“), mit dem ganzen Volk von „Berg und Tal“ zusammenzukommen und ihre Stellung einzunehmen. Es braucht nur die Einheit aller „verstreuten“ Rumänen in Gefühl und Gedanke, um die „durch List, Gewalt und Lüge“ geraubte Freiheit wiederzuerlangen. Das mobilisierende Leitmotiv des Textes ist der Aufruf „jetzt oder niemals“, welcher bei vielen Völkern in Krisenzeiten und in der Zeit des Wiederauflebens des Nationalgedankens nach der Französischen Revolution kursierte. Anders ausgedrückt haben sich die Rumänen völlig mit der Botschaft des Liedes identifiziert, da sie es in Momenten höchster Konzentration an nationalen Energien (die Revolution 1848, der Unabhängigkeitskrieg 1877–1878, der Große Wiedervereinigungskrieg – wie der Erste Weltkrieg 1916–1918 genannt wurde –, die Große Vereinigung 1918, der Zweite Weltkrieg 1941–1945, die Aufstände 1987 und 1989) zu singen pflegten. Daraus kann man folgern, dass die Rumänen stolz auf ihre Vergangenheit sind, die sie, wie jedes Volk, idealisieren und aus der sie nur die glorreichen Aspekte herauslesen. Diese Vergangenheit im öffentlichen

rumänischen Bewusstsein umfasst die Fundamente der modernen Nation und all ihre Bestandteile: die lateinische Abstammung („Römerblut“ und der Kaiser „Trajan“), das Gebiet zwischen Donau und Karpaten („Donau“, „Karpaten“, „Milcov“, „Berg und Tal“), die ethnisch-linguistische Einheit (der Versuch, den Rumänen die Sprache zu „rauben“, würde zu deren Tod führen), den christlichen Glauben. Die Rumänen glauben folglich an ihre glorreiche römische Abstammung, sie sind Bewohner eines Landes zwischen den Karpaten und der Donau, das ihnen gehört, sie sprechen eine Sprache, die zusammen mit dem Christentum ihre Persönlichkeit und ihre Identität bestimmt. Die Rumänen glauben zudem, dass sie trotz des Ruhmes und der Tapferkeit ihrer Vorfahren Sklaven bzw. Knechte auf „alte[m] Boden“ geworden sind und sich im „Todesschlaf“ befinden. Schuldig an diesem Zustand sind – und das sagen fast alle Nationalitäten in Rumänien – die Fremden. Die Fremden sind „Tyranen und Barbaren“, „der Feind“, die türkischen Krieger („die Jataganen des Halbmonds“), die russische Knechtschaft, „manch Tyrann, verblendet“, der „die Sprache [uns zu] rauben“ wünscht (wahrscheinlich der ungarische Adel). Gründe für das Übel findet man auch im Land selbst: „Das böse Blut des Neides“ in der rumänischen Gesellschaft, die Entzweiung, welche eine typische Eigenheit dieses Volkes sein soll, und die politische Gespaltenheit, an der auch die Fremden, die großen Staaten und Kaiserreiche, dem allgemeinen Befinden nach ihre Schuld tragen. Schuld an diesem schrecklichen Zustand seien auch die rumänischen Verräter, die „Ehrenlosen“, die ihre „Heimat [...] verkaufen“, um „vom Kampfe fortzubleiben“. Wichtig ist hierbei, dass kein Volk konkret und in seiner Allgemeinheit als schuldig für das Schicksal der Rumänen genannt wird. Die Fremden werden nur durch Paraphrasen und Metaphern erwähnt, und die Hinweise werden nicht auf fremde Völker gerichtet, sondern auf die „Tyranen“, die Despoten, die Hochmütigen, die Grausamen dieser Völker. Unter den Besetzern, den Tyrannen und Despoten, werden (wie es aussieht nicht einmal andeutungsweise) die Herren Siebenbürgens, die Österreicher und Habsburger, genannt. Das ist auch verständlich, da die Siebenbürger Rumänen sich, wie manche meinen, paradoxerweise dem österreichischen Königshaus angeschlossen hatten, um einen Aufstand gegen die Ungarn zu führen. Doch nicht nur die Rumänen befanden sich in dieser Situation, sondern auch die Kroaten, die Serben, die Slowaken, die nicht einfach den einen Herrn (Österreich) durch einen anderen (Ungarn) ersetzen wollten.

Die in den Versen Andrei Mureșianus dargestellte volkstümliche Sicht auf die Vergangenheit ist eine typisch transsylvanische. Mit anderen Worten: Die rumänische Vergangenheit hat in der Hymne eine gewisse transsylvanische Note und kann sinnvoll nur unter dieser Perspektive gelesen werden. Die erwähnte rein lateinische Abstammung hat ihren Ursprung

in der Siebenbürgischen Schule; der Kult um Mihai den Tapferen wurde in Transsylvanien wiederbelebt. Wiederkehrende Elemente sind die Andeutung des Raubes der rumänischen Sprache; die fehlende Erwähnung der Habsburger als Feinde und Besatzer; die Platzierung des Klerus in den ersten Reihen des Heeres, nicht nur weil das ein Christenvolk war, sondern weil in Siebenbürgen die politischen Führer der Rumänen auch deren Glaubensführer waren. Sogar das Volk wird von den Rumänen in zentraleuropäischer, ja deutscher Weise als eine organische, historisch unabhängig von politischen Grenzen gebildete Gemeinschaft gesehen – das steht im Gegensatz zur französischen Auffassung, wo die Nation als eine bürgerliche Wirklichkeit angesehen wird, nach dem Prinzip, dass alle Bewohner eines Staates eine Nation bilden, egal ob sie dem zustimmen oder nicht. Auch die Vorstellung von einer rumänischen Nation mit noblen römischen Wurzeln, zu schützender Sprache, einer gemeinsamen Geschichte, einem einheitlichen Staatsgebiet usw. ist vor allem transsylvanischen Ursprungs. Sie wurde, mit gewissen Abweichungen, von allen Rumänen akzeptiert.

Die Erwähnung Mihais des Tapferen – Held des Landes – zusammen mit seiner Mutter ist kein Zufall, denn die Heimat und die Mutter sind eins im Bewusstsein der Rumänen. Dies ist ein romantisches Motiv, das im Europa der damaligen Zeit und in Rumänien gepflegt wurde (Dimitrie Bolintineanu verfasste damals das Gedicht *Die Mutter Stefans des Großen*.) Wenn „Heimat oder Mutter“ von uns verlangen zu kämpfen, dann müssen wir dies tun.

Die rumänische Hymne ist ein Produkt des Jahrhunderts der Nationalitäten und hat eine starke nationale Komponente, wie alle Hymnen heutiger Staaten. Da das Volk auf dieses Produkt 1989/1990 wieder aufmerksam gemacht hat, heißt das, dass es immer noch allgemeine Ideale widerspiegelt. Die glorreiche Vergangenheit soll eine Änderung in der als lethargisch empfundenen Gegenwart bringen und zu einer glorreichen Zukunft führen. Die Symmetrie ist somit perfekt: Die Gegenwart, am Anfang durch „Todeschlaf“ charakterisiert, kann leicht geändert werden unter dem Einfluss der heroischen Vergangenheit und dem Stern einer hoffnungsvollen Zukunft. Und eine Änderung kann nur durch die Rumänen selbst eintreten, wird insinuiert: Die Rumänen müssen ihre Zukunft gestalten, durch Mut, zur Not mit dem Gewehr, belebt durch den heroischen Ausruf der Ahnen und mit Vertrauen in die Zukunft. Das Gedicht deutet an vielen Stellen die Zukunft in Freiheit an oder, wenn die Freiheit nicht möglich ist, den Tod. Die Schlussbotschaft ist eine ebensolche: entweder Freiheit oder Tod, denn Sklaverei kann nicht mehr akzeptiert werden. Die Hymne erwähnt kein anderes Volk auf negative Weise und unternimmt auch keine Vergleiche zu anderen Völkern, sie bringt die Freiheit der Rumänen nicht mit dem Verlust der Freiheit anderer Völker in Verbindung und sagt auch nicht, dass

die Rumänen anderen überlegen seien. Die Leitmotive des Textes sind „jetzt oder niemals“ und „In Freiheit woll'n wir leben, zum Sterben hab'n wir Mut!“. Mit klaren Worten werden da der gegenwärtig richtige Augenblick und das allgemein formulierte Ideal, das es zu erreichen gilt, genannt.

Eingedenk einer solchen Botschaft ist es kein Wunder, dass *Erhebe dich, Rumäne!* in Krisenmomenten und vor allem im Dezember 1989 landesweit gesungen wurde. Die Rumänen waren davon überzeugt, dass der Moment gekommen war, wo sie sich der kommunistischen Diktatur entledigen konnten, und dass es in ihrer Macht stand, ihre Freiheit zu erobern – oder zu sterben. Schlussendlich war es nicht so einfach gewesen, denn Tausende waren gestorben (zusätzlich zu den Zehntausenden, die das kommunistische Regime getötet hatte), und die Freiheit konnte gehant, aber erst nach und nach erreicht werden. Das zur Hymne gewordene Gedicht schmeichelte den Rumänen, weil es ihren innersten Glauben oder zumindest ihre kühnsten Hoffnungen wiedergab. Über lange Zeit, aber am meisten während der kommunistischen Jahrzehnte, wurden die Rumänen gedemütigt, sie fühlten sich unwürdig, feige, gering geschätzt. Ihre traurigen Sprichwörter waren: „Mămăliga nu explodează niciodată!“ („Polenta explodiert nie!“), „Capul plecat sabia nu-l taie!“ („Das gebogene Haupt schneidet kein Schwert!“) oder „Te faci frate și cu dracul până treci puntea!“ („Man verbrüderet sich sogar mit dem Teufel, bis man über den Steg kommt!“). Das erste Sprichwort („Polenta explodiert nie!“) deutet auf das rumänische Nationalessen – die „mămăliga“, einen bescheidenen Brei aus Getreide, der schon im Altertum bezeugt ist und erst aus Hirse, dann aus Weizen und später, etwa seit dem 17. Jahrhundert, aus Mais gemacht wurde. Die Polenta (alleine oder mit Milch oder Käse) füllte den Magen, aber sättigte nicht richtig. Sie war das Symbol für Armut und leise, duldsame Arbeit, die einem selbst keinen Nutzen brachte. Das zweite Sprichwort („Das gebogene Haupt schneidet kein Schwert!“) verweist auf die Zeit der Abhängigkeit vom Türkischen Reich, als die Fürsten und die Bojaren sich der ottomanischen Pforte beugten, wenn sie unter Druck gesetzt wurden, und so überlebten. „Sich beugen“ hieß, schmerzvolle Kompromisse einzugehen und feige zu sein. Das dritte Sprichwort („Man verbrüderet sich sogar mit dem Teufel, bis man über den Steg kommt!“) spiegelt eine ähnliche Lebenseinstellung: Um sich zu retten, soll man Kompromisse eingehen, auch wenn man sich ihrer schämen muss. Es transportiert ein Bild, das viele Ausländer über die Rumänen haben: Diese seien arm, feige, ohne Kampfeslust, beugten sich vor dem Stärkeren. Gleich nach 1989 nannte ein wichtiger russischer Politiker, irritiert vom rumänischen Aufstand und den Forderungen der ehemaligen Mitglieder des „sowjetischen kommunistischen Lagers“ nach Würde, die Rumänen „Zigeuner der Italiener“, während ein anderer russischer militärischer Würdenträger sagte, dass er mit

seiner Armee „in 24 Stunden in Bukarest sein werde“. Sicherlich, unter Ceaușescu hatte man andauernd oft wiederholt, dass die Rumänen wunderbar seien, dass sie eine erhabene Vergangenheit hätten, eine goldene Gegenwart und eine fantastische Zukunft, aber die Lüge, die Propaganda, die Übertreibung waren allen klar gewesen. Das, was die offizielle Propaganda in der kommunistischen Zeit nicht vereiteln konnte, waren die Witze – die bekannten *bancuri* der Rumänen. Sie spiegelten Überzeugungen in übertriebener, humoristischer, oft grotesker Form. Zum Beispiel die lächerliche Idee, dass die Rumänen „seit zwei Tausend Jahren“ an der Donau und in den Karpaten leben würden. Im Folgenden eine kleine Auswahl:

Ceaușescu auf Besuch in Satu-Mare, fragt einen Jungen in der Menge: „Wie heißt du denn, kleiner Dake?“

Antwort: „Géza!“

Ein Oltene, ein Bewohner der südlichen Walachei, in Cluj spricht einen ortsansässigen Magyaren an, der gerade mit einem anderen Magyaren in ein Gespräch verwickelt ist: „Entschuldigen Sie bitte, könnten Sie mir sagen, wo der Bahnhof ist?“

Einer der Magyaren antwortet trocken: „Ich weiß es nicht!“

Daraufhin fragt der andere Magyar vorwurfsvoll, warum er dem Mann nicht gesagt habe, wo der Bahnhof sei.

Antwort: „Soll er sich doch wegscheren, er ist hier seit zwei Tausend Jahren und weiß nicht einmal, wo der Bahnhof ist?!“

Wir schreiben das Jahr 105. Von einem Berg am nördlichen Donauufer beobachteten die höchsten dakischen Edelmänner zusammen mit König Decebalus, wie die von Trajan geführten römischen Truppen bebend die Brücke in Drobeta überquerten. Decebalus blickte finster und sagte zu seinen Edelmannern: „Na most uraim ...!“ (was *auf Ungarisch* so viel heißt wie: „Meine Herren, nun stehen wir aber wirklich schlecht da!“).

Diese Witze zeigen, dass die Rumänen nicht nur jede Übertreibung über Alter und Abstammung der Rumänen ins Lächerliche zogen, sondern dass sie auch die Magyaren nicht unbedingt als Feinde und Unruhestifter betrachteten, wie es das kommunistische Regime gerne gehabt hätte.

Gemäß dem rumänischen Sprichwort: *Faci haz de necaz!* („Gute Miene zum bösen Spiel machen!“), reagierten die Rumänen mit Witzen auf die schweren Jahre vor 1989. Sie reagierten auch mit zurückhaltenden Aktionen gegen das Regime, die aber nicht die Größe der Revolutionen in Ungarn (1956) oder der Tschechoslowakei (1968) oder einer (anfänglichen) Streikbewegung wie der Solidarność in Polen annahmen. Es stimmt, dass

sie andere Oppositionsformen wählten, vom längsten antikommunistischen Widerstand in den Bergen nach dem Zweiten Weltkrieg, der bis in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts währte, bis zum militärischen Nichteinschreiten bei der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ 1968, beim Aufstand der Bergarbeiter im Jiului Tal 1977 oder beim Aufstand in Kronstadt (Braşov) 1987. Offizielle und inoffizielle Reaktionen der Rumänen und Rumäniens gegenüber Moskau gab es natürlich, doch waren diese nicht allzu häufig. Trotz solcher Protestreaktionen aber wurde das vom Geheimdienst gestützte kommunistische Regime mit den Jahren immer erdrückender und der Zustand des Landes immer verzweifelter. Nicht zuletzt deshalb haben viele Rumänen ihr Selbstvertrauen verloren. Viele Ausländer betrachteten sie deshalb verachtungsvoll und zuweilen mitleidig. Aber die großen Straßenbewegungen 1989 und der Fall Ceauşescu und seines diktatorischen Regimes stellten das Selbstvertrauen der Rumänen wieder her. Die Menschenmassen auf den Straßen im Dezember 1989 waren überzeugt, die Geschichte selbst zu formen, die Zukunft zu schmieden, die Tyrannei zu beseitigen und die Tyrannen zu bestrafen. Die Tyrannen waren Ceauşescu und seine Sippschaft, und das Volk hätte sie auf der Straße getötet, wenn es die Gelegenheit dazu gehabt und kein Scheinprozess in Târgovişte stattgefunden hätte. Der Enthusiasmus nahm dann, sowie man mit den Schwierigkeiten der Übergangszeit konfrontiert wurde, allmählich ab.

Der Text und die Musik von *Erhebe dich, Rumäne!* hatten den Vorteil, in einer Zeit lange vor dem Kommunismus geschrieben worden zu sein, und waren beim Regime, vor allem in seinen letzten Jahren, nicht beliebt. Die Hymne forderte ja zum Kampf gegen den Tyrannen auf; sie evozierte auf dezente, wenn auch idealisierte Weise – wie es doch alle Völker tun! – die Vergangenheit. Sie forderte zu Einheit und Selbstvertrauen auf; sie erwähnte die Verdienste des Glaubens und der Kirche, die vom Kommunismus verachtet wurden; sie hob den Rumänen aus der Demütigung und der Feigheit empor und gab ihm Ruhm, Stolz und Dignität. Sie forderte Freiheit oder, wenn das nicht gelingen sollte, den Tod. Also hielten sich die Rumänen, zumindest im Dezember 1989, der guten Taten für fähig. Sie glaubten sich vorbereitet für den Kampf, betrachteten sich als würdevolle Nachfahren der Römer, der mittelalterlichen Wojwoden, derer, welche die türkischen Angreifer und die russischen Eroberer besiegt hatten, da sie der Knechtschaft entkommen wollten. Die Schuld für den bemitleidenswerten Zustand des Landes 1989 trugen sowohl die Fremden, vor allem die Russen, die Sowjets, die den Kommunismus nach 1944 gebracht hatten, als auch die Rumänen, die sich aus Angst oder Feigheit (manche hatten das Land „verkauft“) mit der Situation zufrieden gegeben hatten. Und das Lied Andrei Mureşianus und Anton Panns spiegelte diese Tatsachen, Überzeugungen und Gemütszustände sehr anschaulich. Die Menschen 1989 kann-

ten nicht alle Strophen der zukünftigen Nationalhymne. Aber zumindest die erste Strophe kannten sie, und diese spricht deutlich über den Aufstand der Rumänen gegen die Tyrannen, um eine bessere Zukunft *jetzt oder niemals* zu schaffen, eine Tat, vor die sich auch der Feind zu beugen hat. Somit wurden die Rumänen von Verschlafenen zu Wachen, von Feigen zu Kämpfern, von lethargischen zu energischen Menschen, von Gedemütigten zu Geachteten.

Eigentlich sehen sich die Rumänen – über einen langen Zeitraum betrachtet – nicht als feige, faul, uneinig und intolerant – so wie sie von Fremden mitunter wahrgenommen werden. Genauso wenig nehmen sie sich als energisch, kämpferisch, mutig, stolz und würdig wahr – wie sie die Hymne präsentiert. Sie verorten sich irgendwo dazwischen. Wahrscheinlich haben sie ein etwas zu rosiges Bild von sich, aber das teilen sie mit vielen Völkern. Sie akzeptieren ernsthaft oder mit Augenzwinkern, dass sie organisatorisch wenig begabt sind, dafür aber kontemplativ-poetische Züge aufweisen und ein mediterranes, lateinisches, südliches bzw. balkanisches Temperament besitzen. Seit sie dem Einflussgebiet des (vor-)kommunistischen Orients entkommen sind und „(erneut) Europa betreten haben“ – auch wenn dies noch sehr neu und schlecht wahrnehmbar ist –, beginnen die meisten Rumänen, ihr Selbstvertrauen wiederzugewinnen, positiv zu denken und ambitioniert in Konkurrenz mit anderen zu treten. Bill Gates, vor kurzem auf Besuch in Bukarest, begrüßte das osteuropäische Volk als dasjenige, das ihm die meisten und besten Informatiker gebracht habe. Dies zeigt, dass die alten Klischees über den „als Dichter geborenen Rumänen“ widerlegbar geworden sind.

Am Schluss kehre ich zu einer allgemeinen Einschätzung zurück: Es gibt keine guten und keine schlechten, keine kontemplativen und keine aktiven, keine fröhlichen und keine traurigen Völker. Nationen, Völker, große Gruppen können nicht wie ein Individuum unter ein Sternzeichen gesetzt und danach charakterisiert werden. Das heißt nicht, dass im kollektiven Bewusstsein keine internen und externen, positiven und negativen Bilder von Völkern existieren. Schlussendlich ist es schwierig zu sagen, ob die Wirklichkeit von größerer Bedeutung ist als ihr reflektiertes Bild. Die Rumänen werden wie alle anderen Völker immer in der einen oder anderen Weise über sich denken, so wie auch die Fremden – mehr oder weniger davon abweichend – über die Rumänen denken werden. Diese internen bzw. externen Bilder von den Rumänen sind meist Klischees, Vorurteile, Mythen, aber sie üben tiefen Einfluss aus auf die Wirklichkeit, auf gewisse Entscheidungen, Ideen und Haltungen. Die Bilder freilich, von denen hier gesprochen wurde, sind nicht statisch, sondern ändern sich langsam mit dem Wandel der Wirklichkeit.

Die AutorInnen

Lorenz Aggermann – geboren 1977, Autor und Dramaturg. Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Germanistik und Europäischen Ethnologie in Wien und Berlin. Gestaltung zahlreicher Programmhefte im Bereich Theater und Oper, Zeitungs- und Zeitschriften-Beiträge.

Juri Andruchowytsh – ukrainischer Schriftsteller, 1960 in Stanislau (heute Iwano-Frankiwsk) geboren. Mitbegründer der legendären literarischen Performance-Gruppe *Bu-Ba-Bu*. Veröffentlichte Gedichtsbände, Romane und Essays in Zeitungen und Zeitschriften.

Mihai Anthony – Journalist, Buchautor, geboren in Buftea, Rumänien; Ausbildung als Computerprogrammierer in Bukarest, Redakteur und Zeitungsherausgeber, lebt und arbeitet seit 1990 in Wien.

Thomas Ballhausen – geboren 1975, Autor, Film- und Literaturwissenschaftler. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und der Germanistik in Wien. Lehrbeauftragter ebendort. Leiter des Studienzentrums im Filmarchiv Austria. Wissenschaftliche und literarische Publikationen.

Mark Benecke – arbeitet international als Kriminalbiologe. Er reist zum Kongress der *Transylvanian Society of Dracula* einmal jährlich nach Siebenbürgen.

Larissa Cybenko – ukrainische Germanistin, Literaturwissenschaftlerin, lebt im westukrainischen Lviv (Lemberg), wo sie an der Iwan-Franko-Universität am Lehrstuhl für Weltliteratur doziert. Tätigkeit als literarische Übersetzerin.

Mădălina Diaconu – Dozentin für Philosophie an der Universität Wien. Seit 2007 Projektleiterin des interuniversitären Forschungsprojektes *Haptic and olfactory design. Resources for Vienna's Creative Industries* in Wien.

Iulia Dondorici – 1979 in Tirgoviste, Rumänien, geboren. Studium der Anglistik und Rumänistik an der Universität Bukarest und der Humboldt-Universität zu Berlin. Rezensentin für verschiedene rumänische und deutsche Zeitungen und Magazine, Übersetzerin.

Catalin Dorian Florescu – freier Schriftsteller. Geboren in Timișora 1967; lebt in Zürich als Schweizer Bürger. Hochschulstudium der Psychologie und Psychopathologie an der Universität Zürich. Publiizierte zahlreiche Romane, Kurzprosa, Essays und Rezensionen.

Roland Girtler – geboren 1941 in Wien (Ottakring), Professor am Institut für Soziologie der Universität Wien. In den letzten 30 Jahren Forschung in Bauerndörfern Gujarats (Indien) und in den Slums von Bombay, bei den Landlern Siebenbürgens, bei Aristokraten, Politikern, Bergbauern und in städtischen Randkulturen (Dirnen, Vagabunden, Ganoven usw.).

Daria Hainz – geboren in Rumänien, lebt und arbeitet in Wien; Studium der Deutschen Philologie und der Anglistik an den Universitäten in Wien, Timișoara und Iași; übersetzt und dolmetscht seit 1999.

Martin A. Hainz – geboren 1974 in Wien, Literatur- und Kulturwissenschaftler, Philosoph. Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik der Universität Wien. Arbeitete als Lektor an den Universitäten von Timișoara und Iași. Mitglied des Herausbergremiums der historisch-kritischen Rose-Ausländer-Edition.

Michaela Hirsch – Germanistin und Hispanistin, geboren 1978. 2003–2005 Österreichische Lektorin an der Universität in Cluj-Napoca und Kulturreferentin an der Österreich-Bibliothek ebendort. Zurzeit postgradualer Kulturmanagement-Lehrgang und Öffentlichkeitsarbeit bei der Firma CompressPR mit Schwerpunkt Rumänien.

Markus Köhle – kommt aus Nassereith, arbeitet in Innsbruck und Wien, schreibt seit geraumer Zeit um sein Leben, fährt gerne Zug und hat eine schöne Homepage: www.autohr.at

Othmar Kolar – geboren 1965 in Wien. Studium der Geschichte, Publizistik und Rumänistik an der Uni Wien. Von 1990 bis 1994 freier Mitarbeiter am Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institut, seit 2002 bei Missio-ProEuropa.

Wolfgang Kühn – geboren 1965 in Baden bei Wien, wohnhaft in Langenlois und Wien. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Mitbegründer von DUM – Das Ultimative Magazin und des Unabhängigen Literaturhauses Niederösterreich. Textautor und Stimme der Formation *Zur Wachauerin*.

Alina Mazilu – geboren 1981; Studium der Germanistik und Romanistik in Temeswar; Veröffentlichungen in rumänischen und deutschen Medien, Dramaturgin am Deutschen Staatstheater Temeswar.

Simina Melwisch-Birăescu – geboren 1981 in Timișoara, Germanistik- und Anglistik-Studium ebendort, derzeit Dissertation in vergleichender Literaturwissenschaft (Rumänisch/Deutsch) zum Thema *Bilder vom Anderen. Stereotype der Repräsentation in rumänischen und deutschsprachigen Reise- und landeskundlichen Beschreibungen (1840–1890)*.

Vlad Nancă – geboren 1979 in Bukarest, wo er lebt und arbeitet; studierte Fotografie und Video an der Universität der Künste in Bukarest. Europaweite Ausstellungen. Beschäftigt sich mit den subversiven Formen der urbanen Intervention und Kommunikation. <http://vladnanca.blogspot.com>

Tina Olteanu – Studium der Osteuropastudien, Politikwissenschaft und Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin und der Universität Bukarest, seit Oktober 2005 Assistentin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Transformationsforschung, Korruptionsforschung, Demokratietheorie.

Ioan-Aurel Pop – geboren 1955 in Sântioana bei Cluj. Professor am Department für mittelalterliche Geschichte an der Babeș-Bolyai-Universität und Direktor des

Zentrum für Transsylvanische Studien in Cluj-Napoca. Seit 2003 Direktor des rumänischen Kulturinstituts in Venedig.

Teresa Präauer – Klasse für Malerei und Neue Medien und Germanistik (Salzburger Mozarteum und Humboldt-Universität Berlin), Postgraduate des bm:bwk (Akademie der Bildenden Künste Wien). – Ausstellungen u.a. in Hamburg, Dresden, Düsseldorf. Lebt als Bildende Künstlerin in Wien.

Esther Quicker – zurzeit Graduiertenkolleg der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Jena, Promotion am Lehrstuhl für Rumänische Sprach- und Literaturwissenschaft; zuvor Tätigkeit als Gastdozentin für Romanistik und Online-Journalistin; in Rumänien u. a. Deutschunterricht an der Universität Cluj, NGO-Projekte in Roma-Gemeinden, Dorfentwicklungsprojekte

Robert Șerban – geboren 1970. Schriftsteller, Journalist, Gestalter und Moderator einer Kultursendung im rumänischen Fernsehen, Redakteur bei der Zeitschrift *Orizont*, Editorial Director beim *Brumar* Verlag.

Egon Theiner – nach dem Motto *ubi bene, ibi patria* hält sich der gebürtige Bozner (Jahrgang 1968) derzeit als Journalist, Autor und Verleger in Wien auf. Seine Bücher handeln zumeist von großen Namen wie Skispringer Matti Nykänen und Fußballtrainer Giovanni Trapattoni.

Ramona Trufin – geb. 1979 in Säveni/Botoșani, Rumänien. Diplomphilologin, -übersetzerin und -dolmetscherin für Deutsch und Englisch. Laufende Promotion an den Universitäten Iași und Konstanz. Ministerialrätin für Internationale Zusammenarbeit und EU-Angelegenheiten im Ministerium für Entwicklung in Bukarest. Literarische Übersetzerin.

Lukas Marcel Vosicky – geboren 1971 in Wien. Studium der Philosophie. Gastlektorate in Bukarest (1998/99), Timișoara (2001/02) und Cluj-Napoca (2003/04). Forschungsmitarbeiter an der Universität Wien. Generalsekretär der Österreichisch-Rumänischen Gesellschaft.

Kristina Werndl – geboren 1980, Studium der Germanistik und Bildnerischen Erziehung in Salzburg und Berlin. Freie Lektorin, Rezensentin, Doktorandin an der Universität Wien. Herausgeberin des Online-Magazins *Aurora*.

Holger Wochele – geboren 1969 in Stuttgart, Studium der Slawistik und Romanistik in Erlangen, Poitiers, Wien und Triest; seit 2001 Universitäts-Assistent am Institut für Romanische Sprachen der Wirtschaftsuniversität Wien (Italienisch, Französisch).